
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1866

Der

Sohn seiner Zeit.

Roman

von

L. Mühlbach.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Erster Band.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

I.

Die Flucht aus den Kasematten.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Sie warf ihre rothen Streiflichter auf die grünen Wälle der Festung Rastatt und auf die melancholische lange Linie der Kasematten, in deren trüben und kellerartigen Räumen viel hundert unglücklicher Irregeleiteter jetzt den phantastischen Traum einiger romantischer Wochen mit monatelanger Gefangenschaft abbüßen sollten. Die eine der engen niedrigen Thüren der Kasematten war so eben geöffnet und unter Vortritt zweier bewaffneter Soldaten traten fünf Männer in den engen Hofraum, den sie schnell durchwandelten und an der Höhe des Walles emporklimmten, gefolgt und begleitet von den sie beaufsichtigenden Soldaten. Diese fünf Männer mit ihren bleichen Gesichtern, ihren niedergeschlagenen Blicken, so verschieden sonst in ihrem Aussehen, waren offenbar zu dieser Stunde alle von Einem und demselben Gedanken beseelt, und als sie jetzt auf dem Walle standen und einen Augenblick aufathmend das Auge über die Landschaft hatten dahin schweifen

lassen, richteten sich ihre Blicke ganz unwillkürlich auf einen und denselben Gegenstand, auf die hohe und stolze Gestalt des Einen aus ihrer Mitte, der mit ineinander geschlagenen Armen schweigend und unbeweglich in das Gluthenmeer des Sonnenuntergangs hineinstarrte. Die Sonnenstrahlen beleuchteten sein Antlitz, und als seine vier Begleiter den Schmerz und die Qual sahen, welche wie Wetterleuchten durch seine Züge zuckten, wandten sie unwillkürlich das Haupt seitwärts, als hätten sie Furcht, den starken Mann so weich und weibisch in seinem Schmerz zu sehen. Einmal flog ein Zittern durch seine Gestalt und ein gellender Schrei drang von seinen Lippen. Seine vier Freunde falteten still dazu die Hände als ob sie beteten, aber Niemand fragte ihn nach seinem Schmerz, denn sie kannten ihn Alle, und nicht sie allein, die Schildwachen, die in gleichgültiger Ruhe neben ihnen auf- und abwandelten, die Gefangenen, welche da unten seufzend und ihr Geschick verfluchend in den Kasematten saßen, sie Alle kannten den Schmerz dieses Mannes, welcher so eben mit Verzweiflung im Herzen dem Sonnenuntergang zuschaute. — Aber es war, als ob sein eigener Schrei ihn erweckt habe aus der Lethargie seiner Qual, er richtete sich höher auf und schien mit einem unwilligen Kopfschütteln die Last der Schmerzen, welche ihn niederdrückte, von sich abwehren zu wollen. Dann streckte er seinen Arm aus und legte seine Hand auf die Schulter der eben vorübergehenden Schildwache.

Freund, sagte er, Du weißt, daß ich zum Tode verurtheilt bin?

Ich weiß es, sagte der Soldat ruhig, indem er sich anschickte, weiter zu gehen.

Und Du weißt auch, daß ein ganz plötzlicher und unerwarteter Befehl meine auf heute Abend festgesetzte Hinrichtung bis auf morgen früh verschoben hat?

Ich weiß das Alles! sagte der Soldat, und suchte sich loszumachen.

Freund, sagte der Verurtheilte mit einem schmerzlichen Lächeln, wie ungeduldig Du bist, und hast vielleicht noch ein langes Leben vor Dir, während ich an meinem letzten Lebensabende stehe! Deshalb, ich bitte Dich, sei milde gegen einen Sterbenden, laß mich auf einen Augenblick noch die kurze Täuschung der Freiheit haben. Laß mich diese laue Luft einathmen, diesen Sonnenuntergang sehen im Beisein meiner Freunde, und ohne von Deinem Blick und Deinem Ohr belästigt zu werden.

Der Soldat beobachtete ein mürrisches, trotziges Schweigen.

Der Verurtheilte fuhr fort: Sei nicht hartherzig gegen mich, sondern milde wie es Dein Obrist, wie es Dein General ist! Dieser hat mir die letzte Bitte gewährt und mir gestattet, mit meinen Freunden hier einen letzten Spaziergang zu machen. Du weißt, man versagt einem Sterbenden nicht die letzte Bitte! Nun, ich bitte Dich, tritt ein wenig zurück und gestatte mir, meinen Freunden mein Testament zu sagen, das sie dereinst, wenn sie frei sind, meinen Kindern sollen hinübertragen in die Verbannung. Sei menschlich, Freund, laß mich allein mit Gott und meinen Priestern hier, denn es ist eine Beichte, welche ich ihnen ablegen will.

Es ist gegen meine Ordre, sagte der Soldat, ich darf Euch nicht aus den Augen verlieren.

So behalte uns im Auge, nur tritt so weit zurück, daß Du mein letztes Gebet nicht belauschen kannst, sagte der Verurtheilte, indem er sich langsam auf ein Knie niederließ.

Der Soldat, einem natürlichen Instinkt der Andacht nachgebend, schlich leise auf den Zehen einige Schritte rückwärts, um das Gebet des Verurtheilten nicht zu belauschen.

Die vier Freunde aber, welche mit ihm gekommen, traten schnell und wie auf ein verabredetes Zeichen näher zu dem Knieenden heran. Keiner von ihnen hatte bis dahin ein Wort gesprochen.

Der Knieende erhob jetzt die Arme gen Himmel und fragte leise: Soll das die letzte Sonne sein, welche ich sehe?

Nein, flüsterten seine Freunde, wie aus einem Munde.

Er sah sich nach ihnen um und ein verklärter Ausdruck stand auf seinem Antlitz.

Ihr glaubt also, daß die Flucht möglich ist? fragte er mit vor Erwartung erstickter Stimme.

Sie ist möglich, sagte der Eine der Vier.

Wir haben Alles überlegt, flüsterte der Zweite.

Diese Nacht um zwei Uhr sei bereit und munter, sagte der Dritte.

Ein leises dreimaliges Husten sei das Zeichen, fügte der Vierte hinzu, dann erheben wir uns Alle zu gleicher Zeit von unserm Strohlager und — still, die Schildwache beobachtet uns.

In der That kam der Soldat jetzt mit eiligen Schritten zu ihnen heran.

Was sprecht Ihr hier? fragte er rauh. Das ist kein Gebet und kein Abschiednehmen.

Doch, Freund, es ist ein Gebet, sagte der Verurtheilte, aber jetzt ist es zu Ende, und es bleibt mir nur noch übrig, meine Testamentsvollstrecker hier zum letzten Mal zu umarmen.

Und er warf sich dem Ersten seiner Freunde in die Arme. Um zwei Uhr flüsterte er, indem er ihn stürmisch an sich drückte.

Aus den Kasematten drang so eben ein leiser, feierlicher Gesang zu ihnen empor. Es waren einige der Gefangenen, welche ihre Qual und ihre Angst zu Gott empor trugen auf den feierlichen Melodieen eines Chorals.

Diesmal war es eine wirkliche Andacht, welche den Verurtheilten auf seine Knie niederdrückte, diesmal betete er mit inbrünstiger Seele, aber es war ein Gebet um Freiheit, nicht mehr für die Seele allein, sondern auch für den Körper.

Dann stand er auf, und als er jetzt die Freunde zum letzten Mal umarmte, drückte ihm der Eine rasch und unbemerkt einen kleinen Dolch in die Hand.

Zerschneide das Linnen Deines Strohsackes, flüsterte er.

Die Viertelstunde ist vorüber, die Sonne ist hinunter, sagte die Schildwache, Ihr müßt jetzt wieder hinein.

Die fünf Freunde folgten ihm schweigend, aber auf ihrem Antlitze standen große und trotzige Gedanken, und ein leises Lächeln selbst spielte um ihre Lippen.

Als sie an der Thür ihres Gefängnisses standen, blickte der Verurtheilte noch einmal zurück auf den dunkelrothen Himmel, aber seine Blicke leuchteten und seine Lippen murmelten leise: Um zwei Uhr!

Die Nacht war hereingebrochen, und eine tiefe Dunkelheit herrschte in den langen niedrigen Schlafsälen der Kasematten. Die Gefangenen lagen auf ihren Strohsäcken und schliefen oder träumten mit offenem Auge von der Freiheit und der Lust da draußen, von der lieben Heimath und dem Glücke! Ein seltsames und interessantes Studium wäre es gewesen für den Künstler, wie für den Philosophen, diese langen Säle zu durchwandeln und auf den stillen Gesichtern der armen Gefangenen die Gedanken und Gefühle zu lesen, welche ihre Seele bewegten.

Die meisten dieser Gefangenen waren jung und gerade die Jugend und der Enthusiasmus ihrer Ideale war es gewesen, welcher sie verführt zu erfolglosen und unüberlegten Handlungen und zu Schlachten, welche niemals mit einem Siege enden konnten, weil die Unfahrenheit ihr Heerführer und großentheils der Eigennutz ihr Palladium gewesen!

Sie waren, wie gesagt, irre geleitet worden durch ihre edlen und besten Gedanken! Diese armen Gefangenen, sie hatten geglaubt an die Verwirklichung der höchsten und edelsten Ideen, aber sie hatten in ihrem Enthusiasmus nicht gewahrt, daß diejenigen, welche gekommen waren, ihnen diese Ideen zu predigen, sie nur benutzen wollten zu ihren eigenen selbstsüchtigen Zwecken, und daß sie aus den erhabensten Ideen der Menschheit die schmutzigen

Triebfedern des Geizes und der Ehrsucht sich gedrechselt hatten! Und die Baalspriester, welche das Volk und die schwärmerische Jugend verführt, diese unpraktischen Intriguanten, welche die Brandfackel über das unglückliche Baden geschleudert, sie hatten sich selber durch rechtzeitige Flucht der rächenden Gewalt entzogen, und schmählich ihre Fahne und ihr Heer verlassend, hatten sie dieses dem Zorn und der Züchtigung des Siegers Preis gegeben. — Und der Sieger züchtigte sie! Täglich sah man Einige aus den Reihen dieser Unglücklichen verschwinden, um entweder in einem schnell geöffneten Grabe oder mit langjähriger Zuchthausstrafe die leichtsinnigen Thaten ihres irregeleiteten Enthusiasmus abzubüßen.

Bei jedem Sonnenaufgang fast vernahm man jetzt von den nahen Festungswällen das laute Krachen einer Gewehrsalve, und wenn die Gefangenen in den Kasematten es hörten, schauderten sie zusammen, und falteten erbleichend die Hände zu einem kurzen Gebet, denn sie wußten dann, daß so eben wieder Einer aus ihrer Mitte in das Grab hinunter gestiegen, die junge blutende Brust durchbohrt von den Kugeln des Siegers.

Die nächste Morgensonne hätte wieder eine ähnliche Scene beleuchten sollen, und das Kriegsgericht hatte das Urtheil gesprochen über den Major v. Bernthal, den Anführer eines mordenden und plündernden Insurgentenhaufens, der sich den stolzen und hochfahrenden Namen: „das Corps der Rache“ gegeben.

Er lag anscheinend schlummernd auf seinem Lager, das nicht, wie es sonst bei den Verurtheilten üblich, in einem

von den Uebrigen abgetrennten Gemach sich befand; als eine letzte Gunst hatte er es sich erbeten, die letzte Nacht seines Lebens in Mitte seiner Unglücksgenossen an der Seite seiner vier Freunde hinbringen zu können, und weshalb hätte man es ihm versagen sollen, seine letzten Stunden im Dunkel dieses schweigenden, öden Schlafsaales, welchen Schildwachen mit geladenem Gewehr bewachten, zuzubringen?

Wie gesagt, Oede und Stille herrschte in dem Schlafsaal der Gefangenen. Von Außen hörte man den regelmäßigen Schritt der auf und nieder wandelnden Schildwachen, sonst war Alles still.

Nur in dem Winkel, in welchem der Verurtheilte, der Major v. Bernthal mit seinen vier Freunden lag, hätte ein aufmerksames Ohr dann und wann ein leises Rauschen und Rascheln vernehmen können und schnelles verstohlenes Flüstern.

Draußen schlug die Uhr eben die erste Stunde nach Mitternacht. Man hörte den taktmäßigen Schritt und das laute Anrufen der ablösenden Patrouillen, dann ward wieder Alles still.

Ein Uhr, flüsterte der Major v. Bernthal. Seid Ihr Alle bereit?

Bereit und gewaffnet, flüsterten die vier Stimmen seiner Freunde.

Eure Strohsäcke sind zerschnitten und zu Strickleitern zusammen geknotet?

So ist es!

Wohl, auch ich bin fertig. Rückt näher zu mir heran, und laßt uns noch einmal überlegen.

Die vier Freunde rutschten vorsichtig und ängstlich auf dem Fußboden zu Bernthal's Lager hin.

Gebt mir Eure Hände, sagte er. Gut, ich fühle Eure Hände. Keiner von Euch hat Furcht, denn keine dieser Hände ist kalt und zittert, Ihr seid entschlossen!

Wir sind entschlossen! flüsterten sie.

Aber wißt Ihr auch, was Ihr wagt? fragte Bernthal. Es ist ein tollkühnes Unternehmen, eine That mit so wenig Aussicht auf Erfolg, daß Niemand auch nur die kleinste Wette für das glückliche Gelingen unseres Planes riskiren würde. Daß ich mein Leben wage, das ist natürlich; ich wage dabei nichts weiter, als höchstens eine einzige Stunde der Morgendämmerung, denn ob ich um zwei Uhr von der Schildwache oder um drei Uhr von zehn kommandirten Soldaten erschossen werde, das ist ein geringer Unterschied. Aber Ihr habt mehr zu verlieren, und Ihr setzt das Leben gegen einige kurze Jahre der Gefangenschaft ein.

Kurze Jahre! sagte eine bittere und spöttische Stimme. Jeder Tag der Gefangenschaft ist eine Ewigkeit, und ich will lieber sogleich erschossen werden, als noch länger die Qual dieser Kasematten-Gefangenschaft erdulden müssen.

Ach, das war Freund Willmers, welcher eben sprach, flüsterte Bernthal. Ja freilich für Sie, den daheim eine schöne Braut und ein zärtlicher reicher Vater erwarten, für Sie müssen die Kasematten eine Hölle sein, und ich begreife vollkommen, daß Sie mit mir Alles wagen wollen.

Aber Du, Freund Karl, Du, welcher nichts verschuldet hat, Du, welchen wir fast gezwungen haben, mit uns zu gehen, Du solltest bleiben, denn in wenigen Wochen, sobald an Dich die Reihe der Untersuchung und des Verhörs kommt, wird man Dich freigeben, und Deiner Hobelbank und Deiner Tischlerwerkstatt wieder überlassen müssen! Du also solltest dieses Wagniß nicht beginnen! Oder erwartet Dich auch daheim eine Braut und bist Du ungeduldig nach Deinem Glücke!

Nein, nicht nach meinem Glücke, aber nach meiner Rache, sagte der junge Tischler Karl. Und das ist auch ein heiliges Geschäft, welches keinen Aufschub leidet. Deshalb sprechen Sie nichts mehr davon, ich fliehe mit Ihnen!

Und Sie, Herr Graf! flüsterte Major Bernthal. Auch Sie sind entschlossen zu fliehen? Sie wollen nicht länger der Märtyrer sein für unsere große und erhabene Sache? Auch Sie wollen die Fahne verlassen?

Die Fahne, welche unsere eignen Heerführer in den Staub getreten haben, ja, die will ich verlassen, sagte der Angeredete leise.

Und endlich Sie, lieber Osmar, den die Menschlichkeit und die Wißbegierde in unsere Reihen getrieben, der nichts gethan, als unsere Wunden zu verbinden und unsere zerschmetterten Glieder abzulösen, auch Sie wollen fliehen, statt öffentlich vor den Schranken Ihre Unschuld und Ihren Edelmuth zu beweisen?

Mir liegt nichts an diesem Beweis, aber Alles an der Freiheit, sagte der junge Arzt Osmar fast laut. Die

Freiheit ist meine Braut, ihr jage ich nach aller Orten, ich will sie heut Nacht noch umarmen, und müßte ich daran sterben!

Nun, wir sind also Alle fest und unerschütterlich entschlossen, flüsterte der Major Bernthal. Und horcht, da schlägt schon das letzte Viertel von zwei Uhr. Noch eine Viertelstunde, und die Freiheit oder der Tod erwartet uns. Ihr glaubt also, daß es gelingen kann? Laßt es uns noch einmal überlegen! Mit unsern Strickleitern lassen wir uns aus diesem Fenster hinunter in den Festungswall!

Genau eine Minute, nachdem es zwei Uhr geschlagen, ergänzte Osmar, denn gerade dann wendet die Schildwache uns den Rücken im Auf- und Niedergehen.

Und wenn sie sich umwendet?

Sind wir verloren!

Nicht so ganz, flüsterte Bernthal, denn ich werde meinen Dolch bereit halten, und ehe er Zeit hat uns anzurufen, werde ich diesen Menschen durchbohrt haben! Das ist ganz einfach! Ich nehme also an, daß wir dieses erste Hinderniß besiegten, und glücklich bis zum Festungsgraben hinunter gelangten. Wie kommen wir aber glücklich über den zweiten Festungswall?

Der Mond geht um zwei Uhr unter, und es wird finster sein! Wir haben die Hoffnung, daß die Dunkelheit unsere Flucht bedecket, oder daß die Soldaten fehl schießen!

Und wenn es hell genug ist, um zu zielen und uns sicher zu treffen?

Dann werden wir entweder erschossen, oder unsere

Beine sind behend genug, um uns aus dem Bereich ihrer Kugeln und bis zum nahen Kornfeld zu bringen. Dort sind wir gerettet.

Also unter den Kornähren da drüben neben der einzeln stehenden Eiche, oder da oben neben dem Throne Gottes sehen wir uns wieder! sagte Major Bernthal. Lebt wohl jetzt!

Sie reichten sich Alle noch einmal die Hände zum festen, innigen Ineinanderschließen, dann schwiegen sie Alle, und lauschten in athemloser Erwartung auf den nächsten Glockenschlag.

Die Uhr begann mit dumpfem Dröhnen die zweite Stunde anzusagen. Die Freunde richteten sich zu gleicher Zeit und wie von einem elektrischen Schlage getroffen, empor. Wie Schattengestalten, leise und unhörbar, schlichen sie an der Wand entlang bis zu dem nächsten Fenster. Mit einem Rucke ward es geöffnet, und schneller wie ein Gedanke war die Strickleiter an dem Holzkreuze befestigt.

Vorwärts jetzt! flüsterte Bernthal.

Jetzt sah man einen dunkeln Schatten einen Moment in der Fensteröffnung erscheinen und dann verschwinden. Ihm folgte ein zweiter, dann ein dritter, vierter und fünfter. —

Die Gefangenen schliefen oder gaben sich mindestens den Anschein zu schlafen. — Niemand hatte die Flucht der fünf Freunde bemerkt.

Glücklich waren sie hinunter gelangt in den inneren Wall der Festung. Der Mond war untergegangen und in der plötzlich eingetretenen tiefen Dunkelheit gelangten

sie, vorsichtig an der Erde kriechend, zu dem ausgetrockneten Graben, der hier die beiden Wälle in der Tiefe durchschnitt. Im trocknen Bette dieses Grabens ruhten sie einen Moment, um Kräfte zu sammeln zu dem gefahrvollen Wege, der jetzt ihrer harrte. Es galt, die Höhe des zweiten Walles zu erklimmen, dann denselben an der andern Seite hinunter zu steigen, den Graben, der dort mit reichlichem Wasser versehen war, zu durchschwimmen und dabei den Argusaugen der Schildwachen zu entgehen, welche in Entfernungen von zwanzig zu zwanzig Schritt auf den Wällen aufgestellt waren.

Jetzt vorwärts! flüsterte Bernthal. Und möchten wir gefeit sein gegen die Kugeln unserer Feinde.

So viel ist gewiß, daß die Büchse, welche nach Einem von uns abgeschossen wird, die Flucht der andern Vier sichert, sagte Osmar halb laut, indem er rasch und leise den Wall hinan zu klimmen begann.

Wie schwarze Riesenschnecken klebten sie an der steilen Graswand, langsam sich vorwärts bewegend, als fürchteten sie, das Gras unter ihren Füßen möchte sie verrathen. Oft hielten sie Minuten lang inne, und diese dunkeln über der steilen Grasfläche emporragenden Punkte hätte man alsdann in der Dunkelheit für einzelnes Strauchwerk halten können, das hier die Höhe des Walles hinauf angepflanzt worden.

Nur daß dieses Strauchwerk sich weiter bewegte, nur daß es fast die Höhe des Walles erreicht hatte.

Von oben vernahm man jetzt den langsamen taktmäßigen Schritt der Schildwache; er kam näher und näher. Dicht

über ihren Häuptern hörten die Fliehenden diesen Schritt des Soldaten, der durch einen Blick, durch ein Zeichen ihre Zukunft, ihr Leben vernichten konnte. Unbeweglich lagen sie lang hingestreckt, lautlos. Dicht über ihnen blieb der Soldat stehen, und wie in Gedanken verloren summte er sich halblaut ein Lied seiner Heimath. An diese dachte er vielleicht, denn statt weiter zu gehen, blieb er gedankenvoll, unbeweglich auf derselben Stelle stehen. Es war ein entsetzlicher, qualvoller Moment für die Flüchtlinge. Hatte der Soldat diese dunkeln Schatten zu seinen Füßen bemerkt, und war es, weil er sie beobachtete, daß er so lange auf demselben Flecke stand? Aber er sang noch immer sein einfaches Liedchen, ja, seine Stimme war lauter und voller, die Erinnerungen an die Heimath hatten ihn der strengen Disziplin vergessen lassen, und der Soldat war in diesem Augenblick nur ein weiches, sehnendes Menschenkind.

Schauerlich und entsetzlich klang den Flüchtlingen dieser Gesang, welcher so leicht für sie ihr Sterbelied, der Grabgesang ihres Lebens sein konnte. Wie viel Gelübde, wie viel Flüche, wie viel Gebete waren es nicht, die in diesem Moment ihre Seelen bewegten. Es war gewissermaßen das irdische Fegefeuer, mit welchem sie sich die Seligkeit der Freiheit vielleicht erwerben konnten!

Plötzlich hielt der Soldat mitten in seiner Melodie inne — hatte er sie jetzt gewahrt, sie, welche zu seinen Füßen kauerten?

Bernthal legte die Hand entschlossen auf den Griff seines Dolches und richtete sich langsam ein wenig empor. Aber der Soldat war nur aus seinen schönen Erinnerungen

erwacht, und jetzt wandte er sich um und begann wieder seinen langsamen, monotonen Rückweg anzutreten.

Vorwärts! flüsterte Bernthal.

Rasch, wie vom Winde getragen, wirbelten die fünf dunkeln Gestalten empor, erreichten sie die Höhe des Walles und waren jetzt mit einigen schnellen Schritten zu der entgegengesetzten abwärts gehenden Seite des Walles gelangt. Wieder warfen sie sich zur Erde und ruhten einen Moment.

Nun schließt Eure Arme in einander und laßt uns den Abhang hinunter rollen. Eins, zwei, drei, vorwärts!

Es war eine schauerliche, entsetzliche Fahrt. Wie die Steine des Sisiphus rollten sie den Abhang hinunter, wer wird sie wieder zur Höhe empor tragen?

Alles war still, plötzlich hörte man einen Schrei, dann sah man das Aufblitzen einer Muskete, nun ein Knall, dem ein lautes Aechzen folgte. Dann war es, als ob man das dumpfe Rauschen des Wassers in dem Graben vernähme, als ob ein schwerer Gegenstand hinein gefallen in die Tiefe des Wassers. Nun wieder ein Blitz, ein Schuß, und jetzt zeigten sich oben auf dem Festungswalle hin und her flackernde Lichter, Signale ertönten, jetzt hörte man den donnernden Knall eines Kanonenschusses und der Ruf: „Gefangene sind entflohen!“ erschallte von Posten zu Posten.

In der Festung ward es lebendig, die Thore wurden geöffnet, und eine Patrouille Husaren jagte in gestrecktem Galopp hinaus zur Treibjagd auf das geängstigte Menschenwild. —

Das Wasser im Graben rauschte fort und fort, und wäre der Mond nicht schon untergegangen, so würden die Schildwachen auf den Wällen gesehen haben, wie hier und da ein dunkler Punkt aus dem Wasser empor tauchte, und sich an das jenseitige Ufer anklammerte, wie dieser dunkle Punkt höher und höher emporwuchs und menschliche Form und Gestalt annahm.

Jetzt, wie vom Bogen geschossene Pfeile flogen sie dahin, diese dunkeln Gestalten, aber schon vernahm man das rasche Herantraben der Patrouille. Es kam näher und näher. Nun ein lautes wildes Triumphgeschrei, dann knallten wieder Schüsse, fünf, sechs, rasch hintereinander, — Alles ward wieder still, die Husaren jagten weiter, sie hatten vielleicht in der Dunkelheit eine verdorrte Weide für einen Menschen angesehen und nach ihr geschossen, — jetzt stürmten sie weiter, den Flüchtlingen nach! —

Die Sonne ging auf, leuchtend und purpurglühend, aber nicht so purpurroth wie diese Blutflecken, die sich dort am Ufer des Festungsgrabens hinziehen, nicht so glühend, wie diese Blutlache hier am Rande des Kornfeldes. — Das Kornfeld rauscht wie Meereswogen vom Morgenwind bewegt — wer will sagen, daß es ein menschlicher Arm ist, und nicht der Wind, welcher hier und da die Wogen zertheilt und auf einen Moment eine schmale Gasse durch das Kornfeld zieht, welches schnell wieder in einander rauscht, als wollte es großmüthig und milde die Spur der Flüchtenden verhüllen, und diese lange Blutspur nicht zeigen, welche auf der Erde sich hinzieht?

Immer neue Patrouillen jagten aus der Festung her-

vor, den Entflohenen nach. Aber selbst der Himmel schien Erbarmen mit ihnen zu haben, ein furchtbares Unwetter zog heran, ein wolkenbruchartiger Regen trieb die Blutlache hinunter in das Wasser des Grabens und verwischte die Spuren am Rande des Kornfeldes.

Der Tag verging, die ausgesandten Patrouillen zogen heim nach Rastatt. Die Flüchtlinge waren nicht entdeckt worden. —

Als die Sonne wieder untergegangen, sah man hier und da eine menschliche Gestalt aus dem Kornfeld sich emporheben, sie schlugen alle dieselbe Richtung ein, nach der Eiche, welche inmitten des Ackers vereinzelt und einsam dastand und welche Major Bernthal als den Sammelplatz der Flüchtlinge bezeichnet hatte.

Unter dieser Eiche fanden sie sich zusammen, reichten sie einander die Hände — aber es waren nur vier, welche sich hier begegneten. Wilmers fehlte bei dem Rendezvous.

Hatte eine Kugel ihn getödtet, hatte er sich verirrt auf der Wanderung durch das Kornfeld? Wer könnte es entscheiden?

Die Flüchtlinge lauschten auf jedes Rauschen des Korns, auf jeden Laut, jeden Schrei, der in der Ferne erschallte, aber Niemand kam. —

Es ist umsonst, sagte Major Bernthal, er wird nicht kommen. Wir müssen ihn aufgeben, und was im Grunde könnte uns sein Kommen nützen? Wir müssen hier ohnedies von einander scheiden und Abschied nehmen. Wer weiß ob wir uns jemals wieder sehen! Der Zufall hat

uns in diesen gottverdammten Kasematten zusammengeführt, die Gefangenschaft hat uns zu Freunden gemacht, die Freiheit trennt uns wieder von einander, das ist ganz natürlich!

Gewiß müssen wir wenigstens für diesmal uns hier trennen, sagte Osmar, der junge Arzt, denn Alles kommt darauf an, daß wir unbemerkt weiter kommen, und das geht einzeln leichter, als zu Vieren. Aber ich denke, die Bande der Freundschaft sollen nicht mit dieser Trennung zerreißen. Wir haben einige Stunden mit einander verlebt, welche wohl geeignet sind, eine dauernde Zugehörigkeit für das ganze Leben zu erzeugen, und ich meinestheils schwöre hier feierlich, daß ich zu jeder Zeit bereit und willig sein werde, den Freunden dieser Todesnacht mit meinen besten Kräften zu dienen, wo ich kann, und wo sie meiner bedürfen.

Ich schwöre dasselbe, rief der Tischler Karl feierlich.

Und ich schließe mich diesem Schwure an, sagte Graf Feldkirch nach einigem Zögern.

Sie reichten sich noch einmal die Hände, dann schieden sie.

Nur Bernthal blieb zurück im Kornfeld neben der einsamen Eiche. Er schaute mit trübem Blick den Gestalten der Freunde nach, welche, Jeder nach einer andern Richtung hin, sich entfernten, und bald seinen Augen ganz entrückt waren.

Dann sagte er mit einem triumphirenden Lächeln: ich bin allein und ich bin frei! Das Leben ist wieder mein und dieser lustige Spaß des Daseins soll mich wieder

umgaukeln mit all' seiner Lust und all' seiner Erbärmlichkeit. Ich werde wieder lieben nnd betrügen, wieder verrathen werden und verrathen, ich werde wieder ein Gott sein und ein Teufel, ein Thier und ein Engel, je nachdem die Stunde es mit sich bringt. Ja, ja, ich bin wieder frei und ich fühle schon, wie der alte Haß in mir sich mit mächtigem Flügelschlag aufschwingt und die Lüfte durchbrausen möchte, um zu seinem Ziele zu gelangen. Auch werde ich mein Ziel erreichen, ich will es, und also werde ich es. Höre es, mein erhabener Neffe in Deinem glänzenden Palast, lege Dein Scepter bei Seite und falte Deine Hände zu einem Gebet um Gnade, denn Dein Oheim lebt noch, er kommt, um Deine Nächte zu beunruhigen und Dich zittern zu machen auf der Höhe Deines Thrones. Er kommt, um seine verachtete Geburt, um seinen beschimpften Namen zu rächen. Ja, er kommt!

Und mit einer heftigen Geberde in seinen Busen greifend, zog er den Dolch hervor und begann mit hastiger Hand das innere Futter seiner Busentasche von einander zu lösen. Dann zog er aus diesem Versteck einen kleinen glänzenden Gegenstand hervor und schwenkte ihn mit einem triumphirenden Lachen empor.

Der Schlüssel, rief er, ich habe den Schlüssel! Nun erzittere, mein fürstlicher Neffe, ich werde Dich zu finden wissen.

Mit raschen Schritten eilte er durch das Kornfeld dahin und bald verschwand auch seine Gestalt in der Ferne.

II.

Glänzendes Elend.

Wir führen unsern Leser an das Hoflager eines kleinen Fürsten im Norden von Deutschland; eines dieser kleinen souverainen Fürsten, an denen unser schönes Vaterland so reich ist, daß es darüber niemals zu einer Einheit in sich selber gelangen wird. Dieser kleine souveraine Fürst hat auf den wenigen Quadratmeilen seines Fürstenthums dieselben Herrscherrechte, dieselbe unumschränkte Machtvollkommenheit, als die mächtigsten Kaiser und Könige Europa's. Er hat seine Armee von einigen hundert Mann, er hat sein Ministerium, seinen Gerichtshof und die Gewalt über Leben und Sterben seiner Unterthanen, die vor ihm sich neigen, als wäre er der mächtigsten Herrscher Einer, die vor ihm zittern, wenn er zürnt, und selig sind, wenn er lächelt. — Uebrigens war es sehr selten, daß Fürst Friedrich lachte, und seine Unterthanen flüsterten einander kopfschüttelnd in's Ohr, daß ihr geliebter Landesherr trotz seiner großen Jugend schon manches Leid erfahren habe, daß es ihm fehle an der rechten Freudig-

keit des Gemüths und an einer gewissen Wärme des Herzens, welche sonst den jungen Männern, und wären sie auch immerhin Fürsten, eigen zu sein pflegt.

In der That, Fürst Friedrich hatte niemals geliebt, niemals hatte irgend ein Weib ihn zu einem Seufzer, zu einem Lächeln verleitet. Das war der stille Gram, der nagende Kummer seiner fürstlichen Mutter, das war es, was ihr Antlitz trübe machte und ihre erhabene Stirn verdunkelte. — —

Die Fürstin Mutter war allein in ihrem Boudoir Sie hatte soeben ihre Toilette vollendet und ihre Kammerfrauen entlassen; sie hatte alsdann ihren Hofdamen befohlen, sie im Gartensalon zu erwarten, und war in ihr Boudoir gegangen, dessen Thüre sie sorgfältig hinter sich geschlossen hatte. Kaum sah sie sich allein, als sie mit hastigen Schritten das Gemach durchschritt und sich dem Fenster näherte, sich vorsichtig in den faltigen Sammetvorhängen desselben verbergend, als fürchte sie, irgend ein neugieriges Auge möchte ihr eigenes Lauschen belauschen.

Das Fenster, an welchem Fürstin Amalie stand, bot die Aussicht auf dem Park, welcher unmittelbar dieses fürstliche Lustschloß begrenzte, in welchem der Hof jetzt einige Sommermonate verlebte. Die Fürstin indeß achtete weder auf die Estrade mit den seltensten und auserlesensten Topfgewächsen, welche unter ihrem Fenster stand, noch hörte sie auf den melodischen Gesang der Nachtigall, welche ganz nahe bei ihr in dem blühenden Fliedergebüsch flötete.

Ihr Blick war starr auf die breite Allee gerichtet und sie beobachtete mit gespanntester Erwartung dieses Paar, welches, gefolgt von einigen Herren und Damen, sich soeben dem Schlosse näherte. Es war eine bildschöne junge Dame mit lang herabwallenden blonden Locken, mit einer Taille so schlank und zart, daß man sie nicht mit Unrecht oft einer Sylphide verglichen hatte. Ihr zur Seite ging ein junger Mann in Offizierstracht, eine hohe, kriegerische Gestalt, ein Antlitz, aus dessen jugendlichen edlen Zügen Energie und Entschlossenheit leuchtete, obwohl in diesem Moment seine Züge sanft und sein Lächeln milde und freundlich war. Und wie hätte dies auch anders sein können, wenn Prinzessin Louise, an deren Seite er ging, ihm so hold und zauberhaft lächelte, wie sie es zu dieser Stunde that, wenn sie so freundliche Worte sprach, wie eben jetzt? —

Die Fürstin Mutter, welche noch immer hinter dem Fenstervorhang stand, hätte viel darum gegeben, wenn sie die Unterhaltung ihrer Prinzessin Tochter mit dem schönen fremden Offizier, der seit einigen Tagen an dem fürstlichen Hoflager verweilte, hätte belauschen können. Sie ärgerte sich, daß die Hofdamen und Cavaliere der Prinzessin in so weiter und rücksichtsvoller Entfernung blieben und dadurch die Unterhaltung des jungen Paares zu einem ungestörten tête à tête machten, das noch dazu den Charakter eines harmlosen Spazierganges hatte und über welches sie folglich ihrer Tochter selbst keine Vorwürfe machen durfte.

Ich werde selber hinunter gehen müssen, und dieses

ärgerliche tête à tête stören, murmelte die Fürstin, und war schon im Begriff, hinter den Vorhang zurückzutreten. Eine Bewegung ihrer Prinzessin Tochter hielt sie zurück, eine rasche leichte Bewegung mit der Hand nach jenem Boskett hin, das unweit des Fensters sich befand, hinter welchem die Fürstin stand.

Sie will mit ihm in jene Laube gehen, flüsterte sie. Nun, wir werden sehen!

Wirklich lenkte die Prinzessin ihre Schritte jetzt in diesen kleinen Seitenweg, der zu der Rosenlaube führte, und indem sie ihre Schritte beschleunigte, entzog sie sich und ihren Begleiter einen Moment den spähenden Augen ihrer Damen. Nun warf sie einen raschen und prüfenden Blick nach dem Schlosse hinüber, und als sie sich überzeugt zu haben glaubte, daß auch von dort sie Niemand beobachtete, senkte sie ihre schmale kleine Hand schnell einen Moment in ihren Busen und zog sie dann erröthend und lächelnd wieder hervor.

Der junge Mann an ihrer Seite hatte jede ihrer Bewegungen beobachtet und eine dunkle Gluth der Freude überzog jetzt seine Wangen. Er blieb wie bewundernd vor einem Rosengebüsch stehen, und indem er eine dieser köstlichen eben erblüheten Rosen pflückte, reichte er sie mit einer leichten Kniebeugung der Prinzessin dar.

Sie nahm sie erröthend aus seinen Händen und leise und unvermerkt ließ sie in seine Hand dieses kleine zusammengedrückte Papier gleiten, das sie zuvor aus ihrem Busen genommen.

Ein Brief! rief die Fürstin. Sie hat ihm geschrie-

ben. Es ist also klar, sie liebt ihn, ist im Einverständniß mit ihm.

Mit einer zornigen Bewegung trat sie vom Fenster zurück und klingelte, indem sie dem eintretenden Kammerdiener befahl, der Hofdame der Prinzessin sofort zu melden, daß die Fürstin ihre Tochter zu sprechen wünsche.

Wenige Minuten später trat Prinzessin Louise in das Boudoir der Fürstin ein.

Ihre Wangen waren noch geröthet vor innerer Bewegung, ihre Augen glänzten in lebhaftem Feuer, und vergebens suchte sie dieses Lächeln des Glückes zurückzudrängen, welches wider ihren Willen ihr ganzes Gesicht verklärte.

Die Fürstin warf einen unwilligen prüfenden Blick auf die Prinzessin, welche jetzt die Hand ihrer erlauchten Mutter küssend, mit ihrer silberhellen Stimme nach den Befehlen derselben fragte.

Sie antwortete ihr nicht, und indem sie unwillig der Prinzessin ihre Hand entzog, machte sie einige rasche Gänge durch das Zimmer. Dann blieb sie vor der Prinzessin stehen.

Prinzeß Louise, sagte sie in strengem Tone, kennen Sie Ihre Stellung an diesem Hofe?

Zu Befehl, erwiderte die Prinzessin mit erzwungenem Ernst. Ich bin die einzige Schwester des regierenden Fürsten, und da er unverheirathet ist, habe ich das unbeschreibliche Glück, den zweiten Platz einzunehmen und gleich nach meiner hohen Frau Mutter den Handkuß zu empfangen. Sollte mein Herr Bruder sich indeß vermählen, so

werde ich den dritten Handkuß bekommen, was freilich mehr für die welken Lippen unserer Hofdamen als für mich ein Mißgeschick ist.

Haben Sie die Güte, ernsthaft zu sein, sagte die Fürstin, und beantworten Sie gefälligst meine Fragen in einer minder schalkhaften Weise. Ich möchte von Ihnen erfahren, ob Sie sich zur Genüge klar gemacht haben, welches die Anforderungen sind, die man an die Prinzessin Schwester eines regierenden Fürsten zu stellen hat?

Die Prinzessin, welche jetzt die Bedeutung der Frage ihrer Mutter vollkommen zu begreifen schien, nahm eine ernste, fast finstere Miene an. Oh ja, ich kenne diese Anforderungen an eine Prinzessin ganz genau. Ich weiß, daß man von ihr verlangt ein Herz von Stein in ihrem Busen zu tragen und sich schweigend verhandeln zu lassen an Denjenigen, welcher die kleinste Mitgift fordert und die größte Krone zu bieten hat.

Ah, Sie wissen also, unterbrach sie die Fürstin, daß die Schwester eines souverainen Fürsten niemals anders als an einen souverainen und gekrönten Fürsten vermählt werden kann?

Ich weiß, daß man dies so annimmt, sagte die Prinzessin mit Festigkeit. Es ist ein richtiges Rechenexempel, vorausgesetzt, daß die kleine Zahl der zu verheirathenden Person damit übereinstimmt.

Es ist niemals Sitte, daß die Prinzessinnen es wagen, ihre Uebereinstimmung mit dem von ihren erlauchten Angehörigen gefaßten Beschluß zu verweigern!

Dies beweist nur, sagte die Prinzessin, daß man in

den fürstlichen Häusern die Töchter gewöhnt hat, sich als Sklavinnen zu betrachten. Aber wir sprechen da von vergangenen Zeiten, gnädigste Mama. Unsere Zeit, welche so Vieles geändert, wird hoffentlich doch auch einen Lichtstrahl der Freiheit in die düstern Zellen der zu verheirathenden Fürstentöchter geworfen haben, und man wird uns nicht mehr verweigern können, ein Herz zu haben und es nach unserer Neigung zu verschenken.

Diese Freiheit, sagte die Fürstin mit einem boshaften Lächeln, diese Freiheit haben Sie leider schon lange geübt und es wäre ein kühnes Wagniß, wenn Sie diesen jungen prinzlichen Lieutenant wollten glauben machen, er sei zufällig Ihre erste Liebe.

Die Prinzessin erbleichte und senkte schweigend das Haupt.

Eine Pause trat ein, in welcher die Fürstin ihre Tochter mit gerunzelter Stirn und finstern Blicken beobachtete. Plötzlich richtete die Prinzessin ihr Haupt wieder empor und ihre Augen strahlten jetzt von Entschlossenheit und Muth.

Und weshalb, sagte sie, sollte er nicht glauben, was doch die Wahrheit ist?

Weil Sie diese Wahrheit schon einigen andern Männern vor ihm verkündet haben!

Der Prinzessin Augen füllten sich mit Thränen. Sie sind sehr grausam, meine Mutter, sagte sie.

Die Wahrheit hat leider immer etwas Grausames, rief die Fürstin, und Sie reizen mich durch Ihr unbesonnenes und kindisches Benehmen dazu, Ihnen die Wahr-

heit zu sagen. Es beliebt Ihnen, einen Roman spielen zu wollen, einen Roman mit dem ganzen Apparat von Liebesbriefen und heimlichen Zusammenkünften, aber, nehmen Sie mein Wort darauf, dieser Roman wird nicht mit einer Heirath schließen.

Vielleicht mit einer Entführung oder einer Trauung in Gretna Green, warf die Prinzessin leicht hin. Denn Sie wissen wohl, meine gnädigste Mutter, daß in unsern Zeiten die Liebenden sich von der Idee emancipirt haben, nur mit dem elterlichen Segen glücklich zu werden. Die Liebe fragt nicht nach den Eltern, sie fragt nur nach sich selbst.

Gretna Green! wiederholte die Fürstin schaudernd. Ja, in der That, ich glaube, Sie wären es im Stande, uns diesen Skandal zu bereiten.

Wenn man mich zu dem Aeußersten treibt, ja! rief die Prinzessin trotzig.

Die Fürstin unterdrückte mühsam einen Ausruf des Zornes, und indem sie ihrer Tochter näher trat, faßte sie heftig ihre Hand.

Louise, sagte sie, ich warne Dich! Treibe mich nicht zu dem Aeußersten, gieb Deiner Vernunft Gehör und laß diese unsinnigen Wünsche schweigen. Eine Heirath zwischen Dir und diesem jungen Offizier, der nicht einmal ein appanagirter Fürst ist und keiner alten Dynastie sich zurechnen darf, sondern nur der Sohn eines gefürsteten Grafen ist, eine solche Heirath ist unmöglich! Du wirst das einsehen, mein Kind, und nicht länger solche unsinnige Pläne hegen. Die Prinzessinnen von Geblüt haben nicht

das Recht, ihrem Herzen zu folgen und ihre Hand Dem zu geben, welchen sie lieben. Sie sind ein Besitzthum des Thrones, und sie müssen es sich gefallen lassen, daß man über sie gebiete, wie es dem Lande und der Dynastie am vortheilhaftesten ist.

Dann wehe mir, daß ich eine Prinzessin bin, rief die Prinzessin.

So sagte auch ich, als ich in Deinem Alter war, sagte die Fürstin weich. Ich weinte und rang die Hände gleich Dir, aber Niemand hatte Mitleid mit mir. Nein, nein, man verhöhnte das arme Mädchen, welches so kindisch war, darüber zu weinen, daß man aus ihr eine regierende Fürstin machen wollte. Und weil ich denn sah, daß weder bei Gott, noch bei Menschen Mitleid war mit einem armen Geschöpf, welches nur deshalb litt, weil es eine Fürstin war; weil ich denn sah, daß meine Thränen nur eine Thorheit und mein Flehen nur ein kindischer Trotz genannt wurden, so nahm ich mein Geschick an. Ich ward eine regierende Fürstin, das heißt, ich ertödtete mein Herz und zerknickte alle Blüthen des Gefühls, das heißt, ich lernte begreifen, daß wir zu einer Ausnahmestellung verdammt sind, daß wir auf einer Höhe stehen, welche uns nicht erlaubt, die kleinlichen Empfindungen der übrigen Menschen zu theilen; aber daß die Vorsehung, indem sie uns also von der Menschheit isolirte, uns zugleich einen Tröster verlieh, den die niedern Seelen der übrigen Menschen auch nicht kennen, dieser Tröster der Fürstinnen ist der Ehrgeiz! Weil ich nicht lieben durfte, wollte ich herrschen, und weil ich Niemanden an mein Herz drücken

durfte, sollten sie mindestens Alle zu meinen Füßen liegen. Auch Du, mein Kind, wirst die Süßigkeiten dieses Trösters kennen lernen, und wenn sich eine goldene Krone um Deine Stirn legt, wird Dein Herz aufhören zu bluten. Die Königinnen lieben nicht, aber sie regieren!

Deshalb will ich niemals eine Königin werden! rief die Prinzessin Louise mit einem anmuthigen Lächeln.

Man wird Sie nicht nach Ihrem Willen fragen, sagte die Fürstin, man wird Ihnen gebieten, das ist Alles! Sie wissen, daß ein König, schon am Rande des Grabes stehend, um Sie wirbt, sein Bevollmächtigter trifft in diesen Tagen hier ein, und alsdann wird die Verbindung abgeschlossen werden.

Das wird nicht geschehen, denn ich gebe diesem ergrauten eiskalten alten Könige nicht meine Hand, sagte die Prinzessin entschlossen.

Man wird Sie zwingen, rief die Fürstin mit einem eiskalten Lächeln.

Und wie zwingt man eine freie Menschenseele, sich unterjochen zu lassen?

Man zerbricht sie, man macht sie weich und geschmeidig, indem man sie in den Staub tritt.

Sie sind entsetzlich! rief die Prinzessin, indem sie erbleichend von ihrer Mutter zurückwich.

Die Fürstin, stolz aufgerichtet, ging langsam im Gemach auf und ab. Ach, sagte sie dann mit schneidendem Hohne, es beliebt Ihnen, eine erhabene Rolle spielen, eine Märtyrerin der Liebe sein zu wollen? und Sie fragen mich, wie ich Sie von dieser Erhabenheit herunter ziehen

will? Ich werde diesem jungen Manne, welchen Sie lieben, Ihre Vergangenheit erzählen, das ist Alles. Ich werde ihm sagen, daß Prinzessin Louise keineswegs das keusche und tugendhafte Geschöpf ist, welches er anbetet; ich werde ihm sagen —

Gnade, Gnade! rief die Prinzessin, indem sie ganz zerbrochen auf ihre Knie sank.

Die Fürstin fuhr unerbittlich fort: Ich werde ihm sagen: daß ich selbst, die beklagenswerthe Mutter einer ehrvergessenen Tochter, mitten in der Nacht einen Mann in dem Schlafzimmer seiner angebeteten Heiligen fand, daß dieser Mann —

Sprechen Sie nicht weiter, Mutter! sagte die Prinzessin, ihre zitternden Arme zu ihrer Mutter erhebend. Sprechen Sie nicht weiter, diese Erinnerungen tödten mich! O mein Gott, zwei Jahre des Kummers und der Thränen haben also nicht genügt, diesen dunkeln Fleck aus meinem Leben wegzuwaschen, ich soll also immerdar die zerbrochene Sklavin meiner Vergangenheit sein?

Die Fürstin näherte sich ihrer Tochter, und zog sie sanft empor. Nein, sagte sie, Louise, Sie sollen keine Sklavin, sondern eine Königin werden. Ich bin überzeugt, daß Sie es nicht zu der Ausführung meiner Drohung kommen lassen. Ich gestatte Ihnen, diesem jungen Manne das Ideal zu bleiben, welches er anbetet. Indem Sie ihm entsagen, werden Sie ihn nur noch unauflöslicher an sich fesseln, und Ihr Bild wird in seinem Herzen von einer Glorie umstrahlt sein. Ich gestatte Ihnen selbst, in einer Zusammenkunft ihn damit bekannt zu machen, daß

Sie gehorsam sich den Befehlen Ihrer Familie fügen, und einen zärtlichen Abschied zu nehmen. Sie dürfen diesen Roman einer liebenden Heiligen ganz zu Ende spielen, nur müssen Sie sich entschließen, nachher eine regierende Königin zu werden.

Niemals! rief die Prinzessin entschlossen.

Sie wollen also, daß ich diesem unschuldigen Prinzen Ihre Schmach enthülle?

Die Prinzessin schwieg einen Augenblick. Plötzlich überzog eine dunkle Röthe ihre Wangen, ein triumphirendes Lächeln verklärte ihre Züge.

Nun wohl, sagte sie, in derselben Stunde, in welcher Sie dem Prinzen von der Vergangenheit erzählen, in derselben Stunde werde ich zu meinem Bruder, dem regierenden Fürsten, gehen und ihm auch von der Vergangenheit erzählen; ich werde ihm sagen, warum er noch unvermählt ist, und wer ihn getrennt hat von —

Still, flüsterte die Fürstin, ängstlich umher blickend, als fürchte sie, die Wände möchten diese Worte, welche die Prinzessin gesprochen, verrathen. Still, sprechen Sie nicht weiter! Sie werden diese Drohung nicht ausführen. Es ist unmöglich, daß eine Tochter sich so versündige gegen ihre Mutter.

Es ist eben so möglich, als daß eine Mutter ihre Tochter beschimpft in den Augen dessen, den sie liebt. Ja, den sie liebt mit einer heiligen und keuschen Liebe und mit einer jungfräulichen Seele! Lachen Sie immerhin, meine gnädigste Mutter! Sie, welche Ihr Herz getödtet haben, können weder meine Qualen, noch meine Entzückungen

kennen. Aber das sollen Sie wissen, daß ich diesen Mann liebe, wie Sie die Größe und das Herrschen lieben, und daß ich um den Besitz meines Geliebten kämpfen werde, wie eine Löwin.

Ah, es ist also ein Kampf auf Leben und Tod, welchen Sie mir da anbieten? fragte die Fürstin.

Ja, auf Leben und Tod! wiederholte die Prinzessin, denn ich werde lieber sterben, als meiner Liebe entsagen.

Nun wohl, es sei, rief die Fürstin. Wir werden sehen, wer von uns Beiden die schärfsten Waffen hat, und den Kampf am längsten aushalten kann. Sie sind also entschlossen, Ihre Mutter an den Fürsten zu verrathen?

Sobald meine Mutter mich an meinen Geliebten verräth.

Die Fürstin runzelte die Stirn, und ihr Fuß trat heftig auf den Teppich des Fußbodens. Dann, in Folge langjähriger Gewohnheit, ihre Selbstbeherrschung und Ruhe wieder gewinnend, reichte sie ihrer Tochter die Hand.

Schließen wir einen Waffenstillstand, sagte sie. Warten wir noch vier Tage, ehe wir den Kampf beginnen. Ich gebe Ihnen vier Tage, mit diesem jungen Prinzen ungestört zu schwärmen und zu lieben, vier Tage —

Vier Tage, unterbrach sie die Prinzessin mit einem schlauen Lächeln, vier Tage, um zu versuchen, ob die schöne Lucinde nicht im Stande ist, das Herz des unempfindlichen Fürsten zu erwärmen.

Mein Gott, Sie wissen auch dies? fragte die Fürstin.

Die Prinzessin verbeugte sich. Sie sehen, gnädigste Frau, daß Ihre Vertrauten nicht alle so verschwiegen sind, wie ich es war und noch vier Tage sein werde!

In diesem Augenblick ließ sich ein leises Klopfen an der Thür hören, und man vernahm die Stimme der Oberhofmeisterin, welche um Einlaß bat.

Die Fürstin trat rasch vor den großen Wandspiegel und ordnete flüchtig ihr Haar und prüfte ihre Mienen, ob sie den Sturm ihrer Seele nicht verriethen; dann heftete sie ihre prüfenden Blicke auf ihre Tochter.

Sie sind sehr bleich, Louise, sagte sie, haben Sie die Güte, ein wenig zu lächeln und ein fröhliches Ansehen zu zeigen. Die Fürstinnen haben nicht das Recht, ihre Empfindungen zu verrathen, und Niemand darf ahnen, was hier zwischen uns geschehen ist.

Die Prinzessin zwang sich zu einem kummervollen Lächeln, und die zufrieden gestellte Fürstin gestattete der Oberhofmeisterin einzutreten.

Sie allein hat Louisen meinen Plan mit Lucinden verrathen, dachte die Fürstin, während die Oberhofmeisterin ihre ceremoniöse Verbeugung machte. Laut sagte sie: nun meine liebe Gräfin, was bringen Sie uns Neues, und was giebt es so Wichtiges, das berechtigt ist, ein vertraulich Zwiegespräch zwischen Mutter und Tochter zu stören?

Hoheit haben vergessen, daß heute große Cour ist bei der Prinzessin Louise. Hoheit, die Damen warten bereits in der Antichambre, voll Sehnsucht, die Hand Ihrer Hoheit an die beglückten Lippen zu drücken. Aber, mein Himmel, was seh' ich, gnädigste Prinzessin sind noch im Promenadenanzug!

Beruhigen Sie sich, sagte Prinzessin Louise kalt, wenn diese Damen mich in der That so zärtlich lieben, wie Sie

meinen, so wird es ihnen gleich sein, in welchem Anzuge ich sie empfange.

Und nachdem sie sich tief vor der Fürstin verneigt, verließ die Prinzessin gehobenen Hauptes und stolzen Blickes das Zimmer, um sich zur Cour zu begeben.

Die Oberhofmeisterin blickte ihr nach, bis sie hinter der Portière verschwunden war, dann wandte sie sich an die Fürstin und sagte rasch und geheimnißvoll: Hoheit, die Baronin Winter ist angekommen und bittet um Audienz.

Lucinde! rief die Fürstin. Ist sie noch immer schön?

Bezaubernd!

Ah, Gott sei gelobt! Eilen Sie, Gräfin, führen Sie die Baronin sogleich her zu mir, und daß Niemand es wage, mich zu stören. So lange Lucinde bei mir ist, bin ich für Niemand sichtbar, selbst nicht für den Fürsten. Eilen Sie, rufen Sie Lucinde, und gesegnet sei ihr Eintritt in dieses Schloß.

III.

Lucinde.

Die Fürstin verweilte noch immer in ihrem Kabinet, im geheimen Zwiegespräch mit der schönen Baronin Lucinde Winter. Die Kammerherren und Hofdamen warteten in der Antichambre mit einem Mißvergnügen, das sich schlecht unter einem Lächeln verbarg, auf das Ende dieser mysteriösen Audienz. Nur die Oberhofmeisterin ging an der Thür des fürstlichen Boudoirs auf und ab, und ließ aus ihrer triumphirenden Miene errathen, daß sie dieses Geheimniß, welches den Hof auf die Folter spannte, sehr gut kenne.

Ein mürrisches Schweigen herrschte daher in der Antichambre. Selbst die beiden Hofdamen vergaßen endlich ihr anmuthiges Lächeln und zeigten ein verdrießliches Gesicht, und der Kammerherr murmelte sogar halblaute Flüche und Verwünschungen gegen die Caprice seiner hohen Gebieterin.

Plötzlich ward diese verdrießliche Stille im Vorsaale durch ein lautes Geräusch im Hofe unterbrochen. Man

vernahm Hundegebell und Pferdegestampfe, eine schmetternde Fanfare ertönte, und unter Peitschengeknall und Jubelrufen fuhren mehrere Wagen in den Vorhof ein.

Der Fürst, flüsterten die im Vorsaal Versammelten, und ganz mechanisch wandten sie sich Alle den Fenstern zu, aus welchen man in den Hof blickte.

Dort war plötzlich ein reges Leben erwacht. Livréebediente und Jäger, Hunde und Pferde bewegten sich dort im buntesten Gewimmel und an dem weit geöffneten Hofthor stand die gaffende Menge, welche so eben dem von der Jagd heimkehrenden Fürsten ihre jubelnden Grüße entgegen gerufen.

Der junge Fürst hatte die Jagdkalesche verlassen und stand im ernsten Gespräche mit dem Ober-Jägermeister, der in tiefer Ehrerbietung den Worten lauschte, welche langsam und schwer von den Lippen seines jugendlichen Herrschers flossen.

Die Jagd war gut, sagte Fürst Friedrich mit feierlicher Würde, ich bin zufrieden, mein lieber Graf. Wir wollen nächstens wieder ein solches Treibjagen halten, und ich bitte Sie daher, ein recht wachsames Auge für dieses edle Geschöpf zu haben, dem wir heute zumeist unser Vergnügen verdanken, natürlich nächst Ihnen, mein lieber Ober-Jägermeister. Aber, sehen Sie, da kommt dieses prächtige Geschöpf eben heran gefahren. Lassen Sie uns sehen, ob es sehr gelitten hat!

Der junge Fürst vergaß einen Moment seine angenommene ernste Würde und näherte sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit dem Wagen, welcher so eben, mit

sechs Rappen bespannt, langsam und feierlich in den Hof einfuhr.

Es war ein seltsamer Anblick, welcher sich jetzt dem überraschten Auge eines nicht in die Jagdmysterien Eingeweihten darbot. Auf diesem großen mit Stroh ausgeflochtenen Leiterwagen ruhte, majestätisch hingelagert, ein Edelhirsch von seltener Schönheit und Größe. Nur das Haupt mit den blitzenden Augen und dem stolzen Geweih war sichtbar, während man den Leib des Thieres sorgsam in wollene Decken eingehüllt und die keuchende Brust mit weichen Kissen gestützt hatte.

Dieses Thier war der erste Hetzhirsch des Fürsten.

Die Jagd war die einzige Freude dieses jugendlichen Herrschers. Nichts hat ihm bis dahin Freude gemacht, weder die Liebe, noch das Herrschen; die erstere hat er seiner Prinzessin Schwester, das zweite seiner Fürstin Mutter überlassen. Nur die Jagd ist seine Freude, und keine Art derselben ist ihm lieber als die Hetzjagd.

Wenn der Wald wiederhallte von den Fanfarenklängen der Jäger, von dem taktmäßigen Geklapper der Treiber, dann verbreitete sich zuweilen ein schwaches Lächeln über das Antlitz des Fürsten und einstmals sogar hatte man ihn den lustigen Refrain eines Jägerliedes murmeln hören.

Aber zu einer Hetzjagd gehört vor allen Dingen das geeignete Wild, der schnellfüßige Edelhirsch mit dem stolzen Geweih, und doch waren die fürstlichen Forsten entvölkert von Hochwild. Nur dieses einzige seltene Prachtexemplar hatte der Ober-Jägermeister an einem glücklichen Tage

eingefangen, und deshalb konnte jetzt der Fürst, trotz des Mangels an Hochwild, seine Hetzjagden feiern.

Der Hirsch ward deshalb niemals getödtet, sondern am Schlusse jeder Jagd, wenn man ihn mit Schreien, Pfeifen und Klappern einen ganzen Tag lang herum gehetzt und es soweit getrieben, daß das arme Thier zusammenbrach vor Ermattung und Todesangst, ward er zu neuem Leben begnadigt. Man gönnte ihm nicht die Wohlthat des Todes, man sparte ihn auf zu neuen Martern und statt ihn zu Kugel und Blei zu begnadigen, verdammte man ihn zum Leben der Gefangenschaft.

Der Edelhirsch schmachtete im fürstlichen Kerker, und wenn seine Wunden geheilt, seine matt gehetzte Brust gestärkt war, erst dann ward er wieder hinaus gelassen in die Freiheit des Waldes, um auf's Neue fast zu Tode gehetzt, auf's Neue gefangen zu werden. Oft hatte das arme Thier jedoch, bis es zu diesem Tage einer gequälten und martervollen Freiheit gelangte, tagelange Reisen zu machen, je nachdem der Fürst in diesem oder jenem Walde eine Hetzjagd zu feiern wünschte, und es war deshalb nöthig gewesen, einen eigenen Wagen, in starken Federn hängend, zu bauen für den edlen, fürstlichen Hetzhirsch.

Nachdem der Fürst sich durch eigene Anschauung überzeugt, daß der Edelhirsch die Qualen dieses Tages noch einmal überleben, und zu neuen Martern sich erkräftigen würde, entließ er mit einem gnädigen Kopfnicken den Oberjägermeister und das Jagdgefolge und stieg langsam die Stufen des Lustschlosses hinan, um sich in seine Ge-

mächer zu begeben und auszuruhen von den Anstrengungen des Tages.

Aber nicht blos die Hofleute in der Antichambre hatten am Fenster gestanden, den heimkehrenden Fürsten zu sehen, sondern auch die Fürstin Mutter war eine aufmerksame Beobachterin desselben gewesen und mit ihr die schöne Baronin Winter, deren so lange und geheimnißvolle Audienz das Hofpersonal in Verzweiflung brachte.

Als der Prinz im Portale des Schlosses verschwunden war, wandte sich seine Mutter mit einem Lächeln mütterlichen Stolzes an die Baronin.

Nun, Lucinde, wie gefällt Ihnen mein Sohn?

Die junge Dame schwieg, und um ihren schönen Mund zeigte sich einen Moment ein verächtliches Lächeln, welches das Antlitz der Fürstin schnell umdüsterte.

Mein Gott, fragte sie ängstlich, er mißfällt Ihnen, und Sie werden nun meinen Wunsch nicht erfüllen?

Die Baronin schwieg noch immer und senkte mit einem stillen Seufzer ihr Haupt auf die Brust. Die Fürstin heftete ihre forschenden Blicke auf sie, und indem sie diese üppige und doch zarte Gestalt, dieses Ebenmaß der schwellenden Glieder, diese bezaubernden Schultern, diese vollen, weichen Arme und endlich dieses reizende Antlitz betrachtete, das so edel in seinen Formen, und so bezaubernd in seinem jugendlichen Liebreiz war, sagte sie halblaut zu sich selbst: er wird ihr nicht widerstehen können, denn sie ist wundervoll.

Die Baronin hatte sie verstanden; sie heftete auf die Fürstin ihre großen dunkeln Gazellenaugen und sagte mit

fast flehendem Ausdruck: Frau Fürstin, ich bitte um Gnade für den Fürsten!

Die Fürstin lachte. Mein Gott, sagte sie, verurtheile ich ihn denn? Ist es eine Strafe, Sie lieben zu sollen?

Ja, gewiß ist es eine Strafe, rief das junge Weib ernst, denn ich werde ihn nicht wieder lieben.

Und wissen Sie das so genau? fragte die Fürstin pikirt.

Ich weiß das so genau, als ich weiß, daß die Steine nicht aufstehen und wandeln, und die Fische nicht sprechen werden, sagte Lucinde mit einem schwermüthigen Ausdruck. Mein Herz ist kalt und wird sich niemals erwärmen können.

Die Fürstin dachte: eben weil ich das weiß, wählte ich Dich für meinen Sohn. Laut sagte sie: Sie sind noch so jung, der Zauberer, welcher Ihr Herz wecken wird, kann jede Stunde Ihnen erscheinen.

Nein, sagte Lucinde traurig, er wird niemals kommen. Glauben Sie mir, es ist dies das entsetzlichste Geheimniß meines Lebens — ich bin ohne Empfindung geboren. Ach, Sie wissen nicht, welche Qualen der Hölle in diesem Bekenntniß liegen. Ich stehe vor den Schätzen der Welt mit stumpfen Sinnen. Diese süßen Laute der Liebe, welche das Ohr jedes Weibes mit Entzücken erfüllen, ich habe sie nie vernommen, denn meine Seele ist taub, sie ist blind und wird niemals diese köstlichen und heiligen Geheimnisse, welche auf einem geliebten Menschenantlitze geschrieben sind, lesen können; umringt von den höchsten Genüssen des Lebens, werde ich stets nur die Tantalus-Qualen des Entbehrens kennen.

Die Fürstin lachte. Sie sind wunderbar, sagte sie. Sie, welche jung, schön, reich, bewundert und angebetet von aller Welt sind, Sie sprechen von Entbehrungen.

Und ich spreche die Wahrheit, rief sie schmerzlich. Oh, wie oft habe ich nicht diese Schönheit verwünscht, welche alle entzückt, denn in dieser Schönheit ruht das Geheimniß meines Unglücks. Indem die Natur meine äußere Gestalt verschwenderisch ausstattete, hat sie mein Inneres vernachläßigt, hat sie vergessen, dieser wandelnden Marmorstatue ein Herz zu geben. Zuweilen glaube ich alles Ernstes, daß ich irgend eine dieser griechischen Statuen des Alterthums bin, welche wir um ihrer Schönheit willen anbeten, und daß ein neidischer Zauberer sich den Spaß gemacht hat, die Statue von ihrem Postament herabzubeschwören und sie wandeln zu lassen.

Sie haben also niemals geliebt? fragte die Fürstin ungläubig.

Niemals, Hoheit, sagte Lucinde mit einem bezaubernden Lächeln, niemals.

Doch waren Sie verheirathet, Baronin.

Das heißt, um das Heer meiner jungen Liebhaber zu ärgern und ihre eitle Arroganz zu demüthigen, wählte ich mir einen zitternden Greis zu meinem Gemahl, der zehn Tage nach der Hochzeit starb.

Ach, es scheint also, Sie hassen die Männer?

Oh mein Gott, ich hasse sie nicht, ich verachte sie nur, rief Lucinde. Ich habe sie zu viel winseln und seufzen gehört, sie zu viel in ihrer Erniedrigung vor mir gesehen. Und indem sie in ein bezauberndes Lachen ausbrach, fuhr

Lucinde fort: Glauben Sie wohl, gnädigste Frau, daß ich zuweilen in der Verzweiflung meines Herzens gewünscht habe, irgend einem Manne zu begegnen, der brutal und empfindungslos genug wäre, statt mich anzubeten, mich in's Angesicht zu schlagen? Ich glaube, einen solchen Mann würde ich geliebt haben.

Die Fürstin stimmte in das lustige Lachen ein, dann sagte sie ernsthaft: Aber lassen Sie uns jetzt von meinem Plane sprechen. Auf Ihnen ruht meine letzte Hoffnung. Sie allein sind im Stande, das fühllose Herz meines Sohnes zu erweichen und ihn die Liebe kennen zu lehren. Ich bitte Sie darum mit der flehentlichen Angst einer Mutter und einer Fürstin zugleich. Das Land verlangt eine Sicherung der Dynastie, es verlangt eine Fürstin und einen Thronerben.

Sie wünschen also, daß sich der Fürst so sehr in mich verliebe, daß er den Unsinn begeht, mir seine Hand und seine Krone anzubieten? fragte Lucinde mit einem schalkhaften Lächeln.

Die Fürstin gerieth in Verwirrung. Ich wünsche vor allen Dingen, daß sein Herz aus seinem Winterschlafe erwache, und Sie sind die Zauberin, welche es wecken soll. Da Sie ihn nicht lieben, weiß ich, daß Sie in Ihrem stolzen Unabhängigkeitsgefühl ihn auch nicht heirathen wollen!

Aber wenn ich, welche die Liebe nicht kennt, nun vielleicht den Ehrgeiz kennte? fragte Lucinde, indem sie ihre großen leuchtenden Augen mit durchbohrendem Ausdrucke auf die Fürstin heftete. Oh, es giebt Frauen, welche sich, wenn ihnen die Liebe versagt ist, in den Ehrgeiz flüchten,

um doch Etwas zu haben, was ihre Seele ausfüllt. Wenn ich zum Beispiel das Glück hätte, die Mutter eines regierenden Fürsten zu sein, welcher den Einfall hat, das Scepter den Händen seiner erlauchten Mutter entreißen zu wollen, so würde ich ehrgeizig genug sein, dieses Gelüste meines Sohnes nicht dulden zu wollen, sondern jedes Mittel anzuwenden, es zu vereiteln und im Keime zu ersticken.

Und welches Mittel würde Ihnen dazu am geeignetsten erscheinen? fragte die Fürstin mit niedergeschlagenen Augen.

Lucinde sah ihr mit einem boshaften Lächeln in das verwirrte Antlitz. Ich würde, sagte sie, darnach trachten, ihm eine Geliebte zu geben, welche ihn in süße Träume einwiegt und ihn verhindert, an die schwerfälligen Geschäfte des Regierens zu denken, und welche er anderseits hinlänglich anbetet, um zu vergessen, daß das Land eine Fürstin und einen Thronfolger fordert. Ich würde, wie gesagt, meinem Sohne eine Geliebte geben, welche ihn am Regieren und am Heirathen hindert, eine Armide, welche den Rinald in Banden schlägt.

Die Fürstin wandte sich erröthend ab und schwieg. Sie fühlte, daß Lucinde ihre Plane durchschaut und sie errathen habe. Eine Pause trat ein, plötzlich kehrte die Fürstin sich entschlossen zu Lucinde hin und reichte ihr die Hand.

Lucinde, sagte sie, Ihre Mutter war meine Freundin und ich liebe sie noch in Ihnen, davon möge Ihnen das grenzenlose Vertrauen, welches ich in Sie setze, ein Beweis sein. Werden Sie dieses Vertrauen verrathen?

Lucinde drückte die Hand der Fürstin an ihre Lippen. Ich werde es rechtfertigen, sagte sie.

Und mein Sohn? fragte die Fürstin.

Wird mich lieben, wenn er ein Mann ist, wie alle Männer!

Wohlan denn, an's Werk, rief die Fürstin. Der Moment ist günstig, und ich habe meinen Sohn bereits auf Sie vorbereitet. Er ist soeben von der Jagd heimgekehrt und ich sah an seinen erschöpften Mienen, daß er ermüdet ist. Einer langhergebrachten Gewohnheit gemäß hält er seine Siesta in meinem Arbeitszimmer da drüben, auf einem Divan, der von Blumen und Vögeln wie mit einer Laube umhüllt ist. Sie werden diese Blumen ordnen und diesen Vögeln ihr Futter geben.

Und wenn dieser königliche Adler auch Durst bekommen sollte?

So werden Sie ihn tränken, Lucinde.

IV.

Die Siesta.

Fürst Friedrich hatte sich, wie seine fürstliche Mutter es vorhergesagt, in das Arbeitszimmer derselben begeben, um auszuruhen. Und in der That, es konnte nichts Behaglicheres, nichts mehr zur Ruhe Einladendes geben, als dieses Gemach, in welchem neben fürstlichem Luxus der sinnigste Comfort herrschte. Die dunkelroth seidenen Vorhänge der Fenster verbreiteten ein angenehmes Dämmerlicht, das dem Auge wohl that, ohne es zu ermüden, die türkischen Teppiche des Fußbodens, die schweren Sammtvorhänge der Thüren verhinderten jedes störende Geräusch, die köstlichsten Blumen erfüllten den Raum mit einem sanft berauschenden Dufte, und zuweilen ließ einer dieser seltenen und kostbaren Vögel, die in goldenen Käfigen zwischen den Orangen und Myrthen aufgehangen waren, irgend ein klagendes Lied, einen melodischen Seufzer ertönen. Dieses Gemach hatte etwas von einem italienischen Hain und etwas von dem Boudoir einer Sultanin, Amor und Psyche hätten unter diesem künstlichen Myrthenbosket

ihre begeisterten Dithyramben und Lamartine seine Meditations hier dichten können.

Der junge Fürst, welcher auf dem schwellenden Divan, unter diesen blühenden Orangen lag, überließ sich ganz der bezaubernden Ruhe, welche ihn umgab. Er blickte mit irrendem Auge bald auf die bunten Vögel, die in ihren Käfigen sich schaukelten, bald auf die Blüthen, die sich über sein Haupt neigten. Er hatte ganz das behagliche Gefühl der selbst gewählten Einsamkeit und des Unbeachtetseins. Er gab sich seinen Träumen hin, und diese Träume mußten bezaubernder Art sein, denn er lächelte zuweilen, und seine sonst immer so ernsten und unbeweglichen Züge zeigten bald einen schwermüthigen, bald einen freudigen Ausdruck, je nachdem die Gedanken in seiner Seele auf und ab wogten. — Allmälig überließ er sich diesem träumerischen Zustand mehr und mehr, der Orangenduft betäubte seine Sinne wie Opium, erhitzte sein Blut und machte seine Pulse, welch sonst stets ihren ruhigen Gang gingen, heftiger schlagen.

Der Fürst träumte — vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben — die Träume eines jungen Mannes von sechs und zwanzig Jahren. Die Jagd hatte ihn aufgeregt, der Blüthenduft schläferte ihn ein zu jener süßen Ermattung, welche so voll Schwärmerei und Sehnsucht ist.

Plötzlich schien es ihm, als sähe er im Traume eine himmlische Erscheinung: ein junges Weib von wunderbarer Schönheit schwebte, den Fußboden kaum berührend, zu ihm heran. Er hatte nie etwas Köstlicheres gesehen, als diese Erscheinung. Irgend eine Fee war hernieder ge-

stiegen, um ihn zu bezaubern. Es war die Göttin der Schönheit, die gekommen war, ihn aus seinem Schlafe zu wecken. Wie lockend und vielverheißend war das Lächeln dieser leicht aufgeworfeneu, purpurrothen Lippen, welch' eine geheimnißvolle Gluth sprühte aus diesen tiefdunkeln Augen, und wie bezaubernd waren nicht die Formen dieser Schultern und Arme. Kein neidisches Gewand verhüllte dieselben, denn diese Fee, welche aus irgend einem Blüthenkelche hervorgestiegen schien, glaubte offenbar allein zu sein mit den Blüthen und Vögeln, und vor diesen durfte sie ihre wunderbare Schönheit immer unverhüllt zeigen.

Sie war daher nur im weißen, leichten Nachtgewand, welches mit rosa Schleifen zusammengehalten, sich bei jeder Bewegung dieses schönen Körpers lüftete und die bezaubernden Formen dieser Glieder errathen ließ. Ihre mit durchsichtigen seidenen Strümpfen bekleideten zierlichen Füße ruhten in weißen Atlaspantoffeln, ihr über der hohen Stirn gescheiteltes Haar fiel aufgelöst in lang wallenden Locken fast bis auf die Füße hernieder. Ganz gewiß, dies war keine menschliche, natürliche Erscheinung, denn wie sollte die Hof-Etikette einem weiblichen Wesen es gestatten können, in solchem Negligé, wie reizend es immer sein mochte, in den Zimmern der Fürstin zu erscheinen.

Es war eine Göttin, welche, gerührt von der Einsamkeit des jungen Mannes, gekommen war, ihn die Süßigkeit des Lebens und die Liebe kennen zu lehren.

Der Fürst überließ sich daher ohne Rückhalt seinem Entzücken. Seine Blicke wurden immer glühender, seine

Wangen rötheten sich mehr und mehr. Er trank ein süßes Gift aus dem Anblick dieser Zauberin. Sie neigte sich nieder zu den Blumen, welche zu den Füßen der Orangen standen, und das aufflatternde Gewand enthüllte die schönen Formen ihrer Büste; sie hob sich empor auf die Spitze ihrer Füße, und küßte die Blüthen der hochstämmigen Myrthen. Dann öffnete sie den Käfig des weißen Kakadu's und hielt ihm den rosigen Finger hin. Selbst dieser sonst so schüchterne Vogel war bewältigt von dem Liebreiz dieser Zauberin, er hüpfte auf ihre Hand und sie trug ihn tänzelnd im Zimmer umher.

Leicht wie Atalante hüpfte sie jetzt durch das Gemach, im bezaubernden Spiel mit dem Vogel. Bald setzte sie ihn auf ihre Schultern und hüllte ihn ein in den köstlichen dunkeln Schleier ihres Haares, bald reichte sie ihm die Lippen zum Kusse dar oder neigte ihr schönes Haupt auf das glänzende Gefieder, und alles dies mit einer unnachahmlichen Grazie, einer berauschenden Anmuth.

Die Frau Fürstin Mutter stand lauschend hinter der Portière. Sie öffnete dieselbe ganz leise so weit, daß ihr glühendes Auge das Gemach überschauen konnte, und dieses Auge folgte mit bewunderndem Entzücken dem reizenden Liebesspiel der Zauberin.

Er wird ihr nicht widerstehen können! dachte sie. Meine glühendsten Hoffnungen werden sich endlich erfüllen und mein Sohn wird endlich einmal die Liebe kennen lernen. Ach, gelobt sei Gott, ich werde dann wieder unumschränkte Herrscherin sein und mein guter Sohn wird mich, in seinem verliebten Entzücken, nicht mehr hindern, zu thun,

was ich will. Ah, wie seine Wangen glühen, wie sein Athem in schweren Seufzern aus seiner Brust emporsteigt. Jetzt richtet er sich halb empor ans seiner liegenden Stellung und blickt zu ihr hin, er hebt die Hand, er winkt ihr, und sie — mit welchem himmlischen Lächeln schwebt sie zu ihm heran. Er öffnet ihr die Arme. Mit welcher jungfräulichen Verschämtheit sie zurückweicht, wie sie ihre vollen schwanenweißen Arme sanft abwehrend ausstreckt. Jetzt bewegt sie ihre Lippen zu einem sanften Geflüster. Oh, könnte ich doch hören, was sie spricht!

Und die Fürstin, der nöthigen Vorsicht vergessend, öffnete ein wenig mehr die Portière, um nicht blos zu sehen, sondern auch zu hören. Aber sie verstand doch nicht dieses Geflüster der Zauberin Lucinde.

Fürst Friedrich indessen verstand es. Mitten in dem Taumel seiner Entzückung vernahm er diese leisen Worte: „Seien Sie auf Ihrer Hut, Fürst Friedrich, man will Sie verführen. Sehen Sie dorthin nach jener Portière, die Fürstin beobachtet Sie. Seien Sie auf Ihrer Hut und lassen Sie Sich nicht verführen von mir!“

Wie der giftige Stich einer Schlange trafen diese Worte sein Ohr. Er wollte noch zweifeln, aber als er das Auge nach der Portière hinwandte, sah er das Antlitz der Fürstin, seiner Mutter.

Das schöne Weib stand noch immer vor ihm, und mit ihrem berauschenden Lächeln flüsterte sie: Verabschieden Sie mich, Fürst, bevor Sie dem Zauber erliegen, aber morgen, gnädigster Herr, bitte ich Sie um die Ehre Ihres Besuches.

Die Fürstin verstand trotz ihres angestrengten Lauschens dennoch kein Wort von diesem Geflüster der schönen Lucinde, aber ganz deutlich vernahm sie alsdann die herrische und gebieterische Stimme ihres Sohnes.

Ich bitte Sie, sagte er, dieses Blumenbegießen und Vögelfüttern auf eine andere Zeit zu verschieben. Ich bin müde und will schlafen. Verlassen Sie daher dieses Zimmer und stören Sie mich nicht länger.

Und indem er sich zurückwarf in den Divan, heftete er seine Augen mit einem flehenden Ausdruck auf Lucinde.

Morgen! flüsterte er.

Sie winkte ihm lächelnd mit den Augen, dann wandte sie sich, gleichsam entsetzt von seinen grausamen Worten, um und entfloh.

Hinter der Portière lehnte die Fürstin, halb ohnmächtig vor Zorn und getäuschter Erwartung. Jetzt öffnete sich der Vorhang und Lucinde stürzte sich in ihre Arme.

Die Fürstin drückte sie fest an ihre Brust und flüsterte mit einer von Thränen erstickten Stimme: Ach, Lucinde, es ist Alles vergeblich; gleich dem Joseph, seligen Angedenkens, hat mein Sohn kein Blut in seinen Adern!

V.

Die Todten stehen wieder auf.

Fürst Friedrich hatte, nach den stürmischen Aufregungen des Vormittags, endlich seine Ruhe wieder gefunden und sich gleich nach dem Galladiner, welches in den Appartements der Fürstin Mutter statt gehabt, in seine Gemächer zurückgezogen. Der diensttthuende Kammerherr hatte mit Entsetzen in den finstern Mienen die tiefe Mißstimmung des Fürsten gelesen und sann mit ängstlicher Rathlosigkeit darüber nach, wie man heute wohl die trüben Wolken von der Stirn Sr. Hoheit vertreiben könne.

Er begann daher mit den on dit des Tages, mit der chronique scandaleuse des Hofes, er erzählte ihm die anmuthigsten Anekdoten von den Hoffräuleins und den tugendhaften Damen des Hofzirkels. Aber der Fürst achtete nicht auf ihn, sondern ging mit gerunzelter Stirn auf und ab.

Der Kammerherr, eingeschüchtert von dem hartnäckigen Schweigen seines Herrn, fragte endlich zaghaft, ob Se. Hoheit vielleicht auf heute Abend Gesell-

schaft befehle, ob man musiziren, Billard oder Karten spielen solle.

Der Fürst wandte sich langsam zu dem unerbittlichen Frager hin und sagte mit seiner tonlosen, ernsten Weise: Nichts von dem Allen, Herr Graf! Ich will keine Gesellschaft. Ich will allein sein, und zwar ganz ungestört. Geben Sie mir die Zeitungen der verflossenen Tage, denn seit diesen zwei Tagen, die ich auf der Jagd war, weiß ich nicht mehr, was in der Welt geschieht.

Und die Welt ist jetzt leider so entartet und krank, seufzte der Kammerherr, daß man in jeder Stunde einen neuen Paroxysmus, einen neuen Wuthanfall befürchten muß!

Ja, die Welt ist krank, wiederholte der Fürst, als er allein war, krank in ihren innersten Eingeweiden, und ich bin ein siecher Sohn dieser siechen Welt. Ich leide ihre Schmerzen und werde niedergebeugt von Verirrungen, die ich nicht einmal selber begangen habe.

Und der Fürst, um sich zu zerstreuen von seinen finstern Gedanken, nahm ein Zeitungsblatt und ließ sich langsam in einem Fauteuil nieder. Anfangs las er mit zerstreuten Sinnen, das schöne Traumbild dieses Morgens gaukelte noch immer vor seiner Seele; allmälig aber nahmen seine Züge einen gespannteren Ausdruck an, mit Hast durchflog er die Zeilen, und immer heiterer, immer strahlender ward sein Angesicht. Zum Tode verurtheilt, sie haben ihn zum Tode verurtheilt! rief er aufspringend und das Zeitungsblatt noch immer in der Hand haltend.

Seine Züge nahmen einen gehässigen Ausdruck an, eine grausame, höhnische Schadenfreude blitzte aus seiner

Augen. Der ganze Haß, die ganze Wuth seiner Seele welche er so lange hatte verbergen und verhüllen müssen, stieg jetzt empor in sein Angesicht.

Oh, sagte er, indem seine Hand sich in das Zeitungsblatt hinein krampfte, oh, dies ist endlich einmal ein unerwartetes Glück, eine Freude in meinem armseligen Leben. Er wird also sterben. Ich werde nicht mehr nöthig haben, seinen trotzigen Spott, sein sarkastisches Lächeln, seine furchtbaren Drohungen zu fürchten. Ich werde nicht mehr genöthigt sein, für die Ehre meiner Familie zu zittern. Dieser Mensch, so überlegt und klug sonst bei all seiner Tollkühnheit, so raffinirt egoistisch bei aller Verwegenheit, dieser Mensch ist also doch jetzt in sein Verderben gerannt. Er, welcher niemals geschwärmt, hat sich endlich der Schwärmerei der Volksbeglückung hingegeben. Ach! er wollte nicht blos ein Don Juan, er wollte auch ein Cola Rienzi sein. Und jetzt wird er den Tod dafür leiden. Ja Bernthal, der gehaßte, der gefürchtete Feind meiner Ehre, er wird sterben, sterben unter dem Henkerbeil, einen ehrlosen, schimpflichen Tod. Nein, nein, er wird nicht sterben, er ist schon gestorben und an der Kirchhofsmauer haben sie ihn eingescharrt.

Noch nicht! sagte eine ernste, feierliche Stimme hinter ihm, und als der Fürst entsetzt sich umwandte, schaute er in das lächelnde, bleiche Antlitz dessen, den er am meisten auf Erden gehaßt.

Halb ohnmächtig vor Zorn und Ueberraschung sank der Fürst in den Fauteuil zurück, während Bernthal stolz

und lächelnd vor ihm stand, und ihn mit seinen durchbohrenden Blicken musterte.

Plötzlich sprang der Fürst auf, und mit einem verächtlichen Blicke an Bernthal vorübergehend, näherte er sich der Thür.

Bernthal hielt ihn zurück.

Gnädigster Herr, sagte er, Sie wollen Ihren Kammerherren Ihren gerechten Zorn darüber empfinden lassen, daß ich unangemeldet in dieses Kabinet gelangen konnte. Eure Hoheit mögen sich beruhigen, Ihre getreuen Diener sind ganz unschuldig an diesem Frevel. Niemand hat mein Kommen bemerkt.

Sie machen es also wie der Teufel, sagte der Fürst, Sie fliegen durch die Luft zum Fenster herein?

Nicht ganz, Hoheit! Ich komme nur zuweilen durch geheime Gänge und benütze Schlüssel zu geheimen Thüren. Sehen Sie dorthin, gnädigster Herr, dieses Bild hängt noch nicht ganz fest wieder in seinen Angeln. Das ist der Weg, auf welchem ich zu Ihnen gelangt bin.

Ich wußte nicht, daß dieses Zimmer geheime Eingänge habe, murmelte der Fürst.

Ich wußte es, sagte Bernthal, indem er dem Fürsten starr in's Gesicht sah, ich wußte es, denn dieses Gemach war früher das Zimmer Ihrer —

Still! unterbrach ihn der Fürst, ich bin nicht neugierig, zu erfahren, auf welche Weise Sie die Spezialkenntniß dieses Schlosses erhielten, aber um so neugieriger, zu hören, was Ihnen den Muth gab, sich auf so seltsame Weise zu mir zu drängen.

Bernthal zuckte die Achseln. Was mir den Muth gab? sagte er verächtlich; es gehört wenig Muth dazu, seinen Schuldner aufzusuchen, und ihn an die Abtragung seiner längst fälligen Schuld zu mahnen.

Des Fürsten Antlitz glühte. Sie erlauben sich eine seltsame Sprache! rief er zornig.

Bernthal erwiderte ruhig: Es ist gerade die angemessene und passende; oder glauben Sie, mein Herr, daß ich demüthigst und gehorsamst vor Ihnen kriechen und winseln und Sie um mein Recht als um eine Gnade anflehen soll?

Der junge Fürst bebte vor Wuth. Sie vergessen, daß Sie zu Ihrem Fürsten sprechen, sagte er athemlos.

Ich erinnere mich nur, daß ich zu meinem Neffen spreche, rief Bernthal stolz, ich erinnere mich, daß dasselbe fürstliche Blut in meinen, wie in Ihren Adern fließt, nur daß dieses Blut Sie zu Größe und Glanz, mich zu Schande und Erniedrigung gebracht hat. Sie sind ein legitimer Enkel Ihres Großvaters, ich bin sein natürlicher Sohn. Wollen Sie behaupten, daß das fürstliche Blut in meinen Adern deshalb dünner ist, als das Ihrige? Ich behaupte das Gegentheil, denn das Ihrige ist versetzt mit dem Wasser der legitimen Taufe, meines aber ist außerdem gemischt mit den heißen blutigen Thränen meiner armen Mutter, mit den Thränen, die sie weinte über ihre Schmach und Schande. Kennen Sie das Schicksal meiner Mutter? fragte Bernthal plötzlich, indem er dem Fürsten sein Antlitz zuwandte.

Fürst Friedrich war im Begriff, ihm eine unwillige

Antwort zu geben, aber er verstummte, als sein Blick den Augen Bernthals begegnete. Diese Augen standen voll Thränen und eine tiefe Wehmuth sprach aus seinen Zügen.

Kennen Sie das Schicksal meiner Mutter? wiederholte er leise. Nein, ich weiß, Sie kennen es nicht, denn Niemand wird Ihnen haben sagen dürfen, daß Ihr Großvater ein Betrüger und Ehebrecher war.

Der Fürst fuhr wild empor. Schweigen Sie, rief er, schweigen Sie, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist! Ich dulde diese unverschämte Sprache nicht.

Und was wollen Sie thun, wenn ich nicht schweige?

Ein Ruf von mir, und meine Diener kommen herbei, und ich übergebe ihnen den zum Tode verurtheilten Verbrecher.

Hüten Sie sich davor, sagte Bernthal ruhig. Denn in derselben Stunde, in welcher mein Haupt fällt, wird ein treuer und mir ganz ergebener Freund in alle Zeitungen eine Abschrift gewisser Briefe senden. Seien Sie überzeugt, Fürst Friedrich, daß alle Zeitungen sich beeilen werden, diese interessanten Briefe mitzutheilen, denn sie enthalten sehr pikante Details über ein sehr genaues und zärtliches Verhältniß des Hochverräthers Baron Bernthal und einer erlauchten fürstlichen Person.

Ah, diese Briefe! diese Briefe! murmelte der Fürst zähneknirschend, indem er mit der geballten Faust gegen seine Brust schlug.

Ja, diese Briefe, rief Bernthal triumphirend, diese Briefe sind das Damoklesschwert, welches über Ihrem Haupte schwebt, und der Talisman, welcher mich vor dem

Verderben schützt. Ach, ich weiß, mein fürstlicher Neffe gäbe eine Tonne Goldes darum, wenn er diese Briefe in seinen geballten Fäusten zermalmen könnte. Aber beruhigen Sie sich, Durchlaucht, sie sind so sicher verwahrt, daß Niemand sie entdecken kann. — Wollen Ew. Hoheit jetzt die Geschichte meiner Mutter hören?

Der Fürst, welcher bis jetzt mit verhülltem Gesicht dagestanden, ließ jetzt langsam seine Hände herabgleiten. Sein Antlitz war erdpfahl, seine bläulichen Lippen bebten.

Ich will sie hören, sagte er tonlos, indem er auf einen Sessel sank. Dann aber sich plötzlich ermannend, sagte er: Ja, ich will sie hören, nur erlauben Sie mir zuvor eine Depesche zu befördern, deren Abfertigung ich versprochen habe.

Und indem der Fürst an den Schreibtisch trat und mit eiliger Hand einige Zeilen schrieb, fuhr er fort: Mein fürstliches Wort darauf, daß diese Depesche Sie nicht betrifft und weder mit Ihrer Person, noch mit Ihrer Sicherheit im mindesten Zusammenhange steht.

Ich glaube es, sagte Bernthal, denn Eure Hoheit wissen sehr wohl, daß mein Verderben, so wie jetzt die Sachen stehen, für Sie selber sehr unangenehme Folgen haben müßte.

Treten Sie jetzt hinter diesen Vorhang, damit der Diener, welcher diese Depesche befördern soll, Sie nicht sieht und, weniger diskret als ich, Sie verrathen möchte.

Bernthal gehorchte schweigend und der Fürst schlug dreimal gegen eine kleine silberne Glocke, ein Zeichen, daß der vertraute Kammerdiener einzutreten habe. Beim dritten

Schlag öffnete sich die Thür und die herkulische Gestalt des Dieners zeigte sich in derselben.

Der Fürst sah ihn an und ein verwegener Gedanke, ein Gedanke, wie ihn nur die äußerste Verzweiflung, der glühendste Haß eingeben kann, durchzuckte seine Seele.

Werner, mein Kammerdiener, ist stark wie ein Riese, dachte der Fürst, und ohne Zweifel würde es ihm ein Leichtes sein, diesen verhaßten Feind zu bewältigen. Ein Wink, ein leises Wort von mir, und Werner schleicht nach jener Portière hin. Ehe Jener es ahnt, hat er ihn in seine riesenstarken Arme gedrückt und ihn gefesselt. Und dann, bin ich nicht auch noch da, ihm beizustehen, wenn dieser Mensch sich wehren sollte?

Aber sei es nun, daß die angeborene Ritterlichkeit des jungen Fürsten über seine schlimmen Gedanken siegte oder, daß er sich der Drohungen Bernthals erinnerte, daß mit seinem Tode diese gefürchteten Briefe veröffentlicht werden würden, — er unterdrückte seine blutdürstigen Gedanken und übergab das zusammengefaltete Papier seinem Diener.

Besorge es an die Adresse, und sogleich, befahl er, und daß Niemand es wage, mich zu stören.

Der Diener entfernte sich und Bernthal trat wieder hinter der Portière hervor.

Glauben Sie an die Wissenschaft der Physiognomik, Hoheit? fragte er.

Der Fürst sah ihn verwundert an und erwiderte nichts.

Ich bin ein großer Gelehrter in dieser Wissenschaft, fuhr Bernthal fort, und um Ihnen einen Beweis davon

zu geben, will ich Ihnen sagen, was ich auf Ihrem Antlitz gelesen, während ich hinter jenem Vorhang dort stand. Ich las darin von Ihrer zärtlichen Besorgniß für mich. Als Sie diesen Riesen, Ihren Kammerdiener, betrachteten und sich entsannen, daß er Ihnen mit Leib und Seele ergeben ist, dachten Sie, daß dieser Mensch, wenn er mich zufällig hinter dem Vorhange entdeckte, mich tödten, mich in seinen Armen ersticken würde, ehe ich Zeit hätte, nur einen einzigen Schrei auszustoßen. Aber beunruhigen Sie sich nicht um mich, Hoheit, ich bin nicht minder kräftig als Ihr Riese, und zudem gehe ich niemals unbewaffnet in die Höhle des Tigers.

Und indem er so sprach, zog er ein Terzerol aus seiner Busentasche hervor.

Der Fürst biß sich in die Lippen, daß sie bluteten.

Wollen Sie mir jetzt in Gnaden Gehör geben? fragte Bernthal mit ironischer Demuth.

Ich bin bereit, Sie anzuhören, sagte Fürst Friedrich, indem er sich in den Divan setzte und Bernthal winkte, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

VI.

Rückerinnerungen.

Eine Pause trat ein, dann sagte Bernthal mit leiserem, weichen Ton: Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen von meiner Mutter erzählen will. Aber indem ich es jetzt thun will, bereue ich es schon. Denn meine Lippen sind nicht würdig, sie zu nennen, und Ihre Ohren nicht heilig genug, mit rechter Andacht die Geschichte eines Weibes zu hören, welche eine Heilige war, obwohl die Welt sie verdammte und verhöhnte. Ja, ich, welcher an nichts auf Erden mehr glaubt, ich, für den es keine Ideale und keine Illusionen mehr giebt, ich sage Ihnen, meine Mutter war eine Heilige, sie würde die Zierde eines Thrones gewesen sein, obwohl sie nur die Tochter eines Gärtners war. Aber sie war schön und köstlich wie ein junger Frühlingsmorgen, und wenn der Fürst, Ihr Großvater, durch den Garten ging und in der Rosenlaube die Tochter seines Gärtners sah, so hüpfte ihm das Herz in seiner Brust und der sechszigjährige Greis fand in sich die lebhafte Gluth und die heißen Wünsche seiner Jünglingszeit wieder.

Erlassen Sie mir die lange und weitläufige Geschichte dieser Verführung. Ihr eigener Vater verkuppelte sie an den Fürsten, obwohl sie unter Thränen gestand, daß sie sich einem jungen Manne verlobt habe, der sie liebe. Sie weinte und klagte bitter und schmerzlich, und in ihrer leidenschaftlichen Trauer erschien sie dem Fürsten noch liebenswürdiger. Er schwur mit einem heiligen Eide die Tochter seines Gärtners zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben. Und weil sie ihn verhöhnte mit seinem Eide und seinen trügerischen Schwüren, schrieb der Fürst, welcher jetzt hoffte, den Ehrgeiz des jungen Mädchens anzuregen, ihr ein feierliches und unzweideutiges Eheversprechen auf, welches er mit seiner eigenen Namensunterschrift und seinem Siegel rechtskräftig und gültig machte.

Entsetzlich! rief der junge Fürst ganz unwillkürlich.

Sie sehen jetzt, daß ich Recht hatte, Ihren Großvater einen Meineidigen zu nennen, sagte Bernthal, einen Meineidigen und einen Betrüger, denn als die arme Gärtnerstochter nach wenigen Monaten ihn an sein Versprechen erinnerte, verlachte er sie, und nannte ihre Forderung einen kindischen Wahnsinn. Aber dieses junge, zitternde, gebrochene Mädchen war plötzlich ein starkes, entschlossenes Weib geworden, ein Weib, welches ihr Geschick angenommen hatte, und mit ihm kämpfen wollte, weil sie sich Mutter fühlte. Der Fürst entsann sich jetzt ihres früheren Geständnisses, er erinnerte sich, daß dieses junge Mädchen ihm von einem armen unbemittelten Geliebten gesprochen, dessen Gattin zu werden ihr höchster Lebenswunsch sei. Jetzt sollte dieser Lebenswunsch befriedigt werden. Man

zog diesen Geliebten aus der Dunkelheit seiner Armuth hervor, man gab ihm ein Amt, und eröffnete ihm eine Carrière, und alles dies nur unter der einzigen Bedingung, daß er die Tochter des fürstlichen Gärtners heirathe. — Er sagte es freudig zu und flog zu seiner Geliebten, sie mit ihrem beiderseitigen Glücke bekannt zu machen. Aber sie hörte mit einem finsteren Schweigen seiner beredten Schilderung ihres künftigen Glückes zu, und dann sagte sie ihm die ganze Wahrheit, und daß er nichts weiter sein solle, als der Deckmantel ihrer Schande.

Vielleicht hatte ihr Geliebter dies schon gewußt und sich für Amt und Würden verkauft, vielleicht liebte er sie genug, um sie trotz ihrer Erniedrigung noch seiner würdig zu finden; er erklärte ihr, daß er sie dennoch zu seiner Gattin machen würde. Seine einstige Geliebte sah ihm schweigend und starr in die Augen, dann schlug sie ihn in's Gesicht, wie man einen Hund schlägt, den man verachtet, und winkte schweigend und gebieterisch nach der Thür hin. —

Fürst Friedrich hatte bis jetzt mit sichtbarer Unruhe zugehört. Es war offenbar, daß noch andere Gedanken ihn beschäftigten, daß er nur mit halbem Ohre der Erzählung zugehört. Sein Blick richtete sich oft nach dem Fenster, und seine Mienen drückten gespannte, lauschende Erwartung aus. Plötzlich vernahm man jetzt das laute Gerassel eines Wagens, der vom Schloßhof abfuhr.

Des Fürsten Angesicht hellte sich zu einem Lächeln auf, und er nickte leise und beifällig mit dem Kopfe. Dann

wandte er sich an Bernthal, welcher eben einen Moment inne gehalten in seiner Erzählung.

Erzählen Sie weiter, sagte er freundlich, ich bin sehr begierig auf die Fortsetzung. Ihre Mutter war ein edles Weib.

Deshalb eben mußte sie leiden, rief Bernthal, denn edle Gesinnung ist dem Menschen die schlechteste Mitgift für diese erbärmliche Erde. Weil ich das erkannte, habe ich mich alles Edelmuthes und aller Großmuth entäußert und mein Herz zu Stein verhärtet. Ich war ein verstoßener Sohn schon bevor ich geboren ward, und für solche Unbill des Schicksals werde ich Rache nehmen an der ganzen Menschheit.

Und Ihre Mutter? fragte der Fürst.

Sie gebar mich unter Verwünschungen gegen ihren wortbrüchigen Verführer, unter Thränen der heißesten Mutterliebe und der glühendsten Weltverachtung. Und weil sie denn weder ein unschuldiges Mädchen, noch eine liebende Gattin sein konnte, so beschloß sie ganz und ungetheilt nur Mutter zu sein. Für ihren Sohn wollte sie jetzt alles das, was sie selber verachtete, wollte sie Glanz, Reichthum, Ehre und Rang. Mit dem Eheversprechen des Fürsten in der Hand ging sie von einem Gerichtshof zu dem andern, überall Gerechtigkeit suchend, überall den rechtmäßigen Namen des Vaters für ihren Sohn beanspruchend. Die Gerichtshöfe mußten die Gültigkeit ihrer Forderungen anerkennen, aber sie nannten dennoch lachend das Begehren meiner Mutter tollen Wahnsinn und weigerten sich, ihre Klage aufzunehmen.

Aber was nützt es, von diesen vergeblichen Anstrengungen zu sprechen, — sie war eine arme Bürgerstochter, er ein Fürst — damit ist Alles gesagt. Ich besitze diese rechtsgültigen Dokumente, aber heute sind sie nutzlos, denn der, welcher sie geschrieben, ruht in fürstlicher Gruft, und die, welche sie empfangen, meine arme Mutter, starb im Wahnsinn.

Entsetzlich! rief der Fürst.

Sie sind empfindsam, Hoheit, sagte Bernthal mit einem ironischen Lachen. Dann nach einer Pause fragte er: Wollen Sie jetzt wissen, warum ich Ihnen die Geschichte meiner Mutter erzählte? Um Ihnen zu beweisen, daß zwischen uns eine Versöhnung und ein Friede unmöglich ist, und daß dieser Kampf, welchen wir miteinander kämpfen, nur mit dem Tode enden kann. Ich werde niemals aufhören Sie zu hassen, denn dieser Glanz, welcher Sie umgiebt, ist mein rechtmäßiges Eigenthum, mir gebührt Ihr Name, Ihr Thron, Ihr Ansehn in der Welt; und dennoch hat man aus mir einen Menschen ohne Namen, ohne Familie, ohne Ehre machen können, ein vogelfreies Geschöpf, das man verlacht mit seinen Ansprüchen, und das dankbar wie ein Hund die Brocken auflesen soll von dieser reichen Tafel, an welcher ihm der Ehrenplatz gebührt. Der Fluch meiner Mutter ruhe auf Dir und Deinem Hause, Fürst Friedrich!

Der junge Fürst zuckte leicht die Achseln. Ich verzeihe Ihnen diese Aufregung, sagte er. Die Erinnerung an das Unrecht, welches man Ihrer Mutter gethan, macht Sie so exaltirt. Ich leugne dieses Unrecht nicht, aber ich

weiß auch, daß mein Großvater, hochseligen Andenkens, wie auch mein jüngst verstorbener Herr Vater Alles gethan, um dieses Unrecht wieder gut zu machen.

O ja, man war so gnädig, mich nicht verhungern zu lassen, man ließ sich selbst herab, für meine Erziehung zu sorgen, aber immer blieb ich ein Geächteter, ein Paria, der natürliche Sohn eines Fürsten, der Sohn einer Wahnsinnigen. Das hat meine Kindheit verbittert, das hat meiner Jugend die Blüthe, meinem Mannesalter die Frische geraubt. Auf dem Grabe meiner Mutter habe ich Rache geschworen dem fürstlichen Hause, dessen Sohn ich bin, und bis zu dieser Stunde habe ich meinen Schwur gehalten.

Das haben Sie gethan, rief der Fürst empört. Sie haben unsere Wohlthaten mit schmählichem Undank belohnt, Sie haben verrathen, beschimpft, verleumdet, Sie haben keinen Betrug, keine Hinterlist, keine Bosheit gescheut, um sich an Unschuldigen zu rächen für die Schuld eines Todten. Wie ein finsterer Dämon sind Sie durch dieses Haus gegangen, und unsere Qual und unsere Angst geleiteten Sie auf jedem Schritt. Sie haben einen teuflischen Plan ersonnen, indem Sie auf die Unschuld und die Leichtgläubigkeit eines jungen unbewachten Mädchenherzens spekulirten, um sie, und mit ihr unsere ganze Familie zu verderben. Es ist Ihnen gelungen! Sie haben sich mit falschen Schwüren eines armen Mädchens Liebe erschlichen und mit Judasküssen haben Sie sie hingeopfert Ihrer Bosheit und Ihrer Rache. Gehen Sie, Ihre Stirne ist gezeichnet und die Vergeltung wird Sie finden und Sie strafen in

dem, worin Sie gesündigt haben. Ich überlasse Gott Ihre Bestrafung. Meine Hand wird sich niemals an Ihnen vergreifen, ich verachte Sie zu sehr, um Sie strafen zu mögen!

Sie verachten mich, aber Sie fürchten mich dennoch, sagte Bernthal ruhig, und wenn diese unglückseligen Briefe nicht wären, würde Fürst Friedrich sich vielleicht so weit herablassen, um mich zu vernichten, trotz seiner Verachtung. Aber diese Briefe, diese sprechenden Beweise einer doppelten Schuld! Ah, wie würde die Welt sich freuen an diesem unvergleichlichen Roman. Der Bastard eines Fürsten, dem es gelungen, der beglückte Liebhaber zweier Fürstinnen zu werden, und der —

Schweigen Sie, sagte der Fürst, mit dem Fuß auf den Boden stampfend. Schweigen Sie und sagen Sie mir, was Sie hergeführt und welche neue Brandsteuer Sie mir im Namen dieser unseligen Briefe auferlegen wollen.

Ich bitte nur um eine Kleinigkeit, sagte Bernthal höhnisch lächelnd. Ew. Hoheit wissen, daß das Kriegsgericht in Rastatt mich zum Tode verurtheilt hatte, und daß ich sehr nahe daran war, dieser schönen Welt mein letztes Lebewohl zu sagen. Indeß, mein guter Stern, und vielleicht auch das Gebet Ihrer Schwester schützte mich. Es gelang mir, mit vier andern Gefangenen zu entfliehen. Aber jetzt bin ich ein vogelfreies Wild, nach dem jeder Jäger ungestraft sein Mordgewehr richten kann, und auf dessen Kopf man einen Preis gestellt hat. Ich erbitte von Ihnen, daß Sie mich aus dieser unangeneh-

men Situation befreien und mich wieder zu einem berechtigten Bewohner dieser Erde erheben.

Des jungen Fürsten Antlitz leuchtete in Haß und Schadenfreude.

Und wenn ich Ihren Wunsch nun nicht befriedige? fragte er. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht strafen will, aber niemals werde ich mich so weit erniedrigen, Sie zu retten. Sie haben sich muthwillig in Ihr Verderben gestürzt, gehen Sie darin unter, — ich reiche Ihnen nicht meine rettende Hand.

Sie werden es dennoch thun, sagte Bernthal kalt. Ich muß zu meinem Bedauern Ihnen wiederholen, was ich Ihnen schon zuvor die Ehre hatte zu sagen. Ein treuer und zuverlässiger Freund hat eine Abschrift jener Briefe, und er hat mir mit einem heiligen Eide geloben müssen, sie zu veröffentlichen, sobald ich gestorben sein werde. Er wird Wort halten, denn gleich mir haßt er die Fürsten, und hält es für ein heiliges Werk, ihnen irgend eine Demüthigung zuzufügen. Zudem — habe ich nicht eine Zunge? und würde man es mir versagen können, meinem Kerkermeister, oder dem Henker, der mich zum Richtplatze führt, meine Geschichte zu erzählen? Glauben Sie mir, Hoheit, mit Sturmesflügeln würde diese Geschichte durch ganz Deutschland getragen werden, und das Gelächter und das Hohngeschrei eines ganzen Volkes würde dennoch eines Tages Ihr Ohr erreichen, wie sehr es immer auch umlagert sein möge von Kämmerlingen und Schmeichlern!

Dieser Mensch wird mich wahnsinnig machen, mur-

melte der Fürst, indem er die geballte Faust krampfhaft gegen seine Brust preßte.

Bernthal weidete sich einen Augenblick an der sichtbaren Qual des Fürsten, dann sagte er mit einer Unterwürfigkeit, die in diesem Moment der schneïdendste Hohn war: Wollen Ew. Hoheit die Gnade haben, meine demüthige Bitte anzuhören?

Sprechen Sie, murmelte der Fürst, vergeblich bemüht, die leidenschaftliche Bewegung seines Innern zu bemeistern.

Ich bitte um ein eigenhändiges Schreiben von Ihrer fürstlichen Hand an Se. Majestät den König von Preußen. Ein Gnadengesuch von Ihrer Hand wird geeignet sein, mir die Freiheit und das Leben zu sichern, und da ich als ein Unterthan Ew. Hoheit, sobald ich frei bin, nicht mehr unter dem Kriegsgericht in Baden stehe, so hängt es allein von Ihrer Huld ab mich nicht allein zu begnadigen, sondern auch mich mit einem gültigen Passe zu versehen, der mir gestattet, mich nach Belieben zu bewegen und zu gehen, wohin ich will. Ew. Hoheit werden gewiß die Gnade haben, meine Bitte sogleich zu erfüllen.

Der Fürst erwiderte nichts, sondern ging zu seinem Schreibtisch und setzte sich nieder, um zu schreiben. Bernthal schaute, die Arme übereinander geschlagen, stolz aufgerichtet zu ihm hin, und ein spöttischer und triumphirender Ausdruck stand auf seinen Zügen, während das Angesicht des jungen Fürsten ganz die Demüthigung und Angst verrieth, welche derselbe diesem verwegenen und unerbittlichen Feinde gegenüber in der That empfand.

Sind Sie jetzt zufrieden? fragte der Fürst, indem er

Bernthal das goldgeränderte Papier hinreichte. Dieser überflog mit einem raschen Blick den Inhalt des Briefes.

Vollkommen, sagte er, und ich selber werde der Courier sein, der diese Depesche befördert. Ew. Hoheit werden wohl die Gnade haben, mich mit den nöthigen Papieren, deren ich zu meiner Legitimation bedarf, zu versehen.

Sie werden sie morgen empfangen, sagte der Fürst tonlos.

Und werden mir Ew. Hoheit erlauben, morgen der Frau Fürstin Mutter und der Prinzessin Schwester meine Ehrfurcht zu bezeugen.

Der Fürst begegnete den hohnlachenden Augen Bernthals mit einem stolzen und ruhigen Ausdruck. Dies wird unmöglich sein, sagte er, denn die Fürstin sowohl, wie die Prinzessin sind abgereist.

Ach, abgereist! rief Bernthal, ohne das mindeste Zeichen von Ueberraschung. Diese Depesche, welche Sie Ihrem Riesenkammerdiener gaben, ist also sehr rasch befördert worden, und man hat sich beeilt, Ihre Befehle zu vollführen. Sehen Sie, Hoheit, Sie werden mich stolz machen, indem Sie mir eine so große Wichtigkeit beilegen. Die Frau Fürstin Mutter, die mächtigste Dame, und die Prinzessin Schwester, das schönste Mädchen Ihres Landes, sie sind also beide vor mir geflohen. Ich muß also sehr mächtig und sehr gefährlich sein, wenn die, welche Macht haben, und die, welche durch ihre Schönheit Allen gefährlich sind, sich vor mir fürchten.

Wenn man eine Natter auf seinem Wege findet, sagte der Fürst mit Hoheit, so weicht man ihr aus, das ist Alles!

Bernthal verneigte sich, als habe ihm der Fürst die verbindlichsten Worte gesagt. Daran thut man sehr wohl, sagte er, besonders wenn man der Natter ausweichen kann, was oftmals seine Schwierigkeiten haben soll. Ich werde die Ehre haben, den beiden Fürstinnen meine Aufwartung in Berlin zu machen.

Sie werden Sie nicht annehmen, rief der junge Fürst barsch.

Sie werden mich annehmen, denn ich will es, und Ew. Hoheit müssen wissen, daß ich nie etwas aufgegeben habe, was ich ernstlich wollte. Der Wille des Menschen ist stärker und mächtiger als alle Machtbefehle der Fürsten. Geruhen Ew. Hoheit sich daran zu erinnern, wenn Sie meiner gedenken. Und daß Sie meiner gedenken, dafür werde ich Sorge tragen. Denn wie ich Ihnen schon sagte, zwischen uns ist keine Versöhnung möglich, und auf dem Grabe meiner armen Mutter habe ich Ihrem Hause einen unversöhnlichen Haß geschworen. Hüten Sie sich also, Hoheit, ich warne Sie vor dem Sohne Ihres Großvaters.

So sprechend verneigte sich Bernthal mit anscheinender Unterwürfigkeit tief vor dem Fürsten und näherte sich wieder der geheimen Thüre, die er durch einen leisen Druck öffnete und hinter derselben verschwand.

Nicht sobald war er verschwunden, als Fürst Friedrich, dem es nur durch übermäßige Anstrengung bis dahin gelungen war, sich den äußern Anschein gelassener Würde zu bewahren, ganz überwältigt und kraftlos auf einen Sessel niedersank. Sein Gesicht war erdfahl geworden, alles Blut drängte zu seinem Herzen hin, und seine Gestalt

zitterte. Er glaubte einen Moment, daß dieses mächtige Zorneswallen, welches in seinem Hirn und vor seinen Ohren brauste, entweder seinen Verstand oder sein Leben vernichten müßte, es war eine fremde, diabolische Gewalt, welche ihn gepackt hatte, der Dämon des Zornes schien gleichsam seinen triumphirenden Einzug in die Brust des jungen Mannes zu halten.

Allmälig erholte er sich von dieser ersten Betäubung seiner Leidenschaft, allmälig wurden seine Sinne wieder ruhiger und seine Pulse klopften weniger stark. Aber diese Ruhe und Besonnenheit schien ihm das Qualvolle seiner Lage nur noch deutlicher zu zeigen.

Er schlug mit der Hand auf den Tisch, und rief mit vor Ingrimm und Wuth zitternder Stimme: Das ist also die Größe und Macht eines Fürsten, das ist unsere Gottähnlichkeit! Inmitten meines Palastes, umringt von meinen Dienern, zittre ich vor der Unverschämtheit eines Menschen, den ich nicht einmal den Muth habe, unter meine Füße zu treten.

Ein lautes und höhnisches Gelächter, welches sich hinter der Tapete vernehmen ließ, unterbrach den Fürsten in seinem Selbstgespräche.

Er sank wieder zurück auf den Sessel und indem er mit einer verzweiflungsvollen Geberde seine zitternde Hände über sein Gesicht legte, weinte er laut.

Dann sprang er plötzlich auf. Sein bleiches Gesicht zeigte sich entstellt von Schmerz und Leidenschaft. Er drückte seine geballten Hände gegen seine hochathmende Brust, und murmelte zwischen den fest auf einander ge-

preßten Zähnen hervor: die Briefe! Ich muß die Briefe haben, und sollte ich mein Land und meinen Thron dafür hingeben müssen. Wer hilft mir, wer steht mir bei?

Und indem er mit einem schmerzlichen Seufzer das Haupt auf die Brust senkte, sagte er leise: Ich bin ein Fürst und doch ein sehr armer Mensch! Ich habe Niemand, dem ich meine Qualen zeigen darf. Ein Fürst ist stets allein!

Während der junge Fürst sich diesen schmerzlichen und demüthigenden Gedanken überließ, vernahm man an dem Haupteingang ein leises und schüchternes Klopfen. Der Fürst fuhr empor, und fragte barsch, wer es wage, ihn zu stören.

Verzeihen Ew. Hoheit, sagte die unterwürfige und einschmeichelnde Stimme des ersten Kammerherrn. Es ist die Stunde, in welcher Sie der Baronin Lucinde die Gnade Ihres Besuches zugesagt haben, und da Ew. Hoheit zu befehlen geruhten, daß ich Sie pünktlich an die festgesetzte Stunde mahnen sollte, war ich so kühn, es zu thun.

Ich komme, ich komme, rief der Fürst, dessen verstörte Züge plötzlich einen heitern und glücklichen Ausdruck annahmen.

Und indem der Fürst das Gemach durchschritt, flüsterte er leise und gedankenvoll: Lucinde! Sollte sie vielleicht der Engel sein, den Gott mir sendet, um mich zu erlösen aus diesem Fegefeuer?

VII.

Eine Menschenseele.

Bevor wir weiter gehen in unserer Erzählung, müssen wir einen Augenblick inne halten und uns einen Moment bei Demjenigen verweilen, den wir im Vordergrunde unseres Bildes und der Begebenheiten eine so bedeutende Rolle einnehmen. sehen und der es wagen durfte, gegen einen regierenden Fürsten selbst in die Schranken zu treten.

Wenn Diejenigen Recht haben, welche da meinen, daß es kein schöneres und größeres Bild gäbe, als ein Menschenangesicht, und daß kein Meer so tief und unergründlich sei als eine Menschenseele, so bedürfen wir keiner weitern Entschuldigung dafür, daß wir uns jetzt nur mit einem Menschenangesicht und mit einer Menschenseele beschäftigen wollen.

Und in der That, es verlohnte sich wohl der Mühe, dieses Antlitz Bernthals zu betrachten, in dessen feinen Lineamenten die ganze traurige Geschichte eines wilden abenteuerlichen Lebens zu lesen war, und hinabzusteigen in die Tiefen einer Seele in der die Gottheiten des Lichtes

und der Finsterniß zu jeder Stunde um die Herrschaft zu streiten schienen.

Die Natur hatte aus diesem Menschen ein vollkommenes Bild Gottes machen wollen, aber irgend ein böswilliger Dämon hatte einen neidischen Gifthauch über dieses Meisterwerk der Natur ausgegossen und es zu einer Larve verzerrt. Diese Larve war noch immer schön, noch immer erhaben und edel, aber wie viel Untiefen und Klippen, wie viel Hohn und Jammer, wie viel Haß und Wuth verbargen sich darunter.

Bernthals Kindheit war eine unglückliche, geschmähete gewesen. Die Schuld seines Vaters und das Elend seiner Mutter hatten einen verzehrenden Mehlthau über sein Dasein gelegt und ihn verurtheilt und verdammt, noch bevor er gefehlt und gesündigt hatte. Nicht auf einmal, nicht plötzlich war seine arme Mutter wahnsinnig geworden, sondern nur ganz allmälig, ganz leise hatte sich dieser zerstörende Wurm in ihr Gehirn eingefressen. Es hatte vieler Jahre, vieler zerschellter Hoffnungen und zernichteter Plane, es hatte vielen Hohnes und vielen unverschuldeten Jammers bedurft, um diese Seele zu brechen, welche so stark angelegt war, daß sie es wagen durfte, gegen die Macht und die irdische Größe zu kämpfen.

Und der Knabe, der verleugnete Sohn des Fürsten, hatte all' diese Jahre des wachsenden und keimenden Wahnsinns an der Seite seiner Mutter zugebracht. Sie, welche nichts liebte und lieben wollte als ihr Kind, sie, die nur noch mit dem Herzen einer Mutter an dieser Erde hing, sie hatte wenigstens das Glück, ihre so leidenschaft-

liche, ungetheilte Liebe leidenschaftlich und ungetheilt erwidert zu sehen. Der Knabe betete sie an, wie man eine Heilige anbetet, welche durch das Märtyrerthum verklärt worden; er blickte zu ihr empor wie zu einer Lichtgestalt, welche die Finsterniß durchwandelt. Er saß stundenlang zu ihren Füßen und horchte den Erzählungen ihres Leids und ihrer Schmach, und ihre leise zitternde Stimme trieb alsdann Thränen in seine Augen, welche sich wie ätzendes Gift in seine Seele brannten. Seine Mutter, welche von der Welt nur die Schrecknisse und von den Menschen nur das Hassenswürdige gesehen, lehrte ihn früh die Welt nur als die Bühne alles Bösen, und die Menschen als die Schauspieler betrachten, welche auf dieser Bühne eine Rolle spielten, je nachdem es ihrem Eigennutz und ihrer Eitelkeit zusagte. Sie tränkte ihn mit der Milch ihres Menschenhasses und taufte ihn mit den Thränen ihres Zornes. So lernte ihr Sohn die Menschen verachten noch bevor er erkannt hatte, daß sie auch der Größe und des Edelmuthes fähig sein möchten.

Mit dem Scharfblick einer Mutter hatte sie früh die großen Talente und Begabungen ihres Sohnes erkannt, und sie zu wecken gesucht. Aber sie benutzte dazu nicht den Sporn der Liebe oder der Eitelkeit, sondern sie bediente sich nur des Hasses.

Sie sagte zu ihrem Sohne: Du mußt gelehrt, Du mußt talentvoll, Du mußt geschickt und tapfer, Du mußt gewandt und kühn, geistreich und liebenswürdig werden, um Alle bezaubern, um an Allen Rache nehmen zu können. Die Menschen haben Dir Deine Geburt und

Deine Rechte gestohlen, Du mußt ein so geschickter Jurist werden, daß es Dir gelingt, diesen Prozeß zu gewinnen, den Du in Deinem und Deiner Mutter Namen gegen die ganze Menschheit zu führen hast. Dein Vater hat Dir seinen Namen versagt, Du mußt also trachten, so groß und glänzend zu werden, so sehr alle anderen Menschen zu überragen, daß Du ihm beweisest, Du seiest dieser Stellung würdig, welche er Dir versagt, daß er hingerissen von Liebe und Bewunderung Dich anfleht, Dich seinen Sohn nennen zu dürfen. Und wenn dies geschieht, dann wirst Du ihn in's Angesicht schlagen und ihm all' den Hohn und die Verachtung zurückgeben, an welcher ich sterbe, mein Sohn!

Jedes dieser Worte hatte sich mit Flammenschrift in die Seele des Knaben eingeätzt, und wenn er zu ihren Füßen gesessen und mit verhaltenen Thränen und unterdrückten Seufzern ihren Reden gelauscht und gewahrt hatte, wie der Wahnsinn mit langen Spinnenbeinen immer enger ihr Gehirn umspann, immer mehr sie einschloß in seine unheimlichen Zauberkreise, dann hatte er sich in der Tiefe seiner Seele mit heiligen Eiden gelobt: Rache zu nehmen an der Welt und diejenigen zu strafen, welche seiner Mutter Böses gethan; dann hatte er an diesem Schwur seine Energie sich beleben, seine Geisteskraft sich stärken gefühlt.

Endlich war der Tod gekommen, seine Mutter zu erlösen und aus den Irrgängen ihres Wahnsinns sie emporzutragen zu den reinen Sphären des Lichtes und der Erkenntniß. Bevor sie starb, war ihre Seele befreit von

diesen Banden des Irrsinns, der sie in der letzten Zeit fast immer gefesselt gehalten. Sie richtete sich empor und blickte ihren Sohn mit großen klaren Augen an, aus denen eine unendliche Liebe leuchtete. Sie breitete ihm die Arme entgegen und weinte an der Brust des laut schluchzenden Knaben die letzten Erdenthränen.

Aber selbst in dieser Stunde des ewigen Abschiedes vergaß das in ihren heiligsten Rechten gekränkte Weib nicht ihres Hasses und ihrer Rache.

Sie legte ihrem Sohne die Hand auf das Haupt, und indem sie ihn segnete, ließ sie ihn schwören: niemals zu verzeihen, niemals mit denen Frieden zu schließen, welche das Herz und den Geist seiner Mutter gebrochen hatten.

Es war ein finsterer Schwur, welchen die Sterbende mit erlöschender Stimme ihm vorsagte und welchen der Knabe mit entschlossenem Ton und ganz genau wissend, was er gelobte, wiederholte.

Er schwur, zu vergelten, er schwur: lieber Hungers zu sterben, als sich seine heiligen Rechte mit Geld abkaufen zu lassen.

Und als er es geschworen, drückte ihn seine Mutter fest an ihr Herz und lächelte. Dieses Lächeln stand noch auf ihren Zügen, als sie schon gestorben war!

Der Knabe war nun allein, aber er fühlte in sich die Kraft und Entschlossenheit eines Mannes, er hatte ein großes, ein fürchterliches Ziel vor Augen, und Diejenigen, welche, wie er, genau wissen, weshalb sie leben und wonach sie zu ringen haben in diesem Leben, diese entschlossenen Seelen, welche das Leben nicht blos annehmen, son-

dern es sich dienstbar machen, diese reifen immer vor der Zeit und gleichen durch ihre Erfahrungen den Mangel der Jahre nur allzufrüh aus.

Bernthal war daher alt, bevor er noch jung gewesen war. Er hatte sich einen festen und entschiedenen Lebensplan vorgezeichnet, nach welchem er all' sein Thun ordnete und regelte. Es war eine systematische Rache, welche er sich ersonnen, und diese sollte das Denkmal sein, welches er den Manen seiner Mutter errichten wollte.

Mit dem Racheschwur, welchen er seiner sterbenden Mutter geleistet, hatte er sich den unterirdischen Mächten hingegeben, und sein Herz den sanfteren Regungen verschlossen. Dieser Schwur legte sich mit erkältender Schwere auf sein Herz und verhärtete es, bevor es noch erweicht worden von einer andern Liebe, als der zu seiner Mutter.

Aber Bernthal entsann sich der Worte seiner Mutter: Du mußt gelehrt und talentvoll, Du mußt geschickt und tapfer, Du mußt geistreich und liebenswürdig werden, um Alle bezaubern, um an Allen Rache nehmen zu können.

Er begann also damit, seinen Stolz zu verleugnen und die Vorschläge des Fürsten anzunehmen, welcher ihn gemeinschaftlich mit seinem Sohne erziehen und bilden lassen wollte.

Aber daß er dies thun mußte, daß seine Armuth ihn zwang, die Wohlthaten seines Vaters anzunehmen, das vermehrte nur noch den Haß seines Sohnes, der mit grollender Seele alle die Vorzüge gewahrte, welche eine rechtmäßige Geburt dem legitimen Sohne des Fürsten gewährte.

Indessen hütete er sich wohl, diesen Groll und diesen Neid irgend Jemand ahnen zu lassen. Unter einem freundlichen Lächeln und einem stets zuvorkommenden Wesen wußte er die Leidenschaften, welche in ihm tobten, zu verbergen. So ward er früh ein vollendeter Heuchler, ein Schauspieler, welcher die Rolle, die er spielen wollte, bis zur Meisterschaft sich einstudirt hatte.

Auch fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, seinem fürstlichen Stiefbruder den Aerger und Neid zurückzugeben, den er durch ihn zu dulden hatte. Er konnte ihm nicht das Recht seiner bevorzugten Geburt streitig machen, aber er konnte mit ihm ringen um alle geistigen Besitzthümer. Er, der nur Geduldete, der von der Gnade des Fürsten lebende Namenlose, er konnte sich den Fürstensohn unterordnen durch sein Wissen und seine Talente. Er arbeitete mit eisernem Fleiß und nie ermüdendem Eifer, und es war daher sehr natürlich, daß er bald dem Erbprinzen von seinen Lehrern als Muster aufgestellt ward, daß Bernthal alle Preise gewann, alles Lob einerndtete, und durch seine gründlichen Kenntnisse, sein tiefes Wissen die Oberflächlichkeit und die Halbbildung des Erbprinzen nur noch greller hervorhob.

Bernthal, welchem Nichts entging, der keinen Vortheil, der sich ihm darbot, entschlüpfen ließ, sah oft die düstere Wolke, die sich auf der Stirne des Fürsten bildete, wenn er zu einem Vergleiche zwischen seinem fürstlichen Nachfolger und Bernthal gezwungen ward, und diese trübe Wolke war für alles Streben und Ringen, für alles Studiren und Lernen der schönste Lohn des natürlichen Sohnes.

Selbst die Natur schien ihn gegen den legitimen Sohn begünstigen zu wollen. Dieser war von unscheinbarem Aeußern, Bernthal aber war schön, von jener bezaubernden Schönheit, welche die Frauen hinreißt und den Männern selber Bewunderung abringt.

Es war nichts Weichliches, nichts Weibisches in seiner Schönheit, seine Gestalt, obwohl schlank und zart, zeigte doch die Energie und Muskelkraft eines Herkules, sein Gesicht, obwohl fein gezeichnet und von den weichsten Formen, verrieth doch eine entschlossene, ernste Seele, und aus seinen großen funkelnden Augen leuchtete eine Gluth und ein Feuer, welches die Frauen erbeben machte, indem es sie zugleich entzückte. Zudem war seine Stimme von einer einschmeichelnden Weichheit, einem bezaubernden Schmelz, eine von jenen Stimmen, denen, wenn sie zur Bitte und zu Liebesschwüren sich sänftigen, die Frauen sehr selten widerstehen. Auch widerstanden sie ihm nicht, selbst des Erbprinzen jugendliche Gemahlin verleugnete es sich nicht, daß sie den jungen Baron Bernthal weit schöner, weit liebenswürdiger und verführerischer fand, als ihren Gemahl, den das harte Gesetz der Dynastie ihr aufgedrungen hatte.

Bernthal, welcher Alles sah, auf Alles lauschte, hatte auch gelesen, was in den Augen der jungen Erbprinzessin geschrieben stand, und er hatte darauf seinen Plan gegründet.

Er spielte mit kaltem Herzen, mit nüchterner Seele seinen ersten Liebesroman. Auf der Seite der jungen Fürstin war die Gluth, die Hingebung, das bewältigende

Feuer einer ersten Liebe, auf ihres Liebhabers Seite die Besonnenheit, die Ruhe und Kälte, welche sich indessen sehr wohl unter der Maske einer berauschenden Leidenschaft zu verbergen wußte.

Es war ein ganzer Liebesroman, welchen man spielte, von den zärtlichsten Briefen, den verstohlenen Händedrücken, den schwärmerischen Liebesgaben, Haarlocken und Busenschleifen an, bis zu den verstohlenen Rendezvous, den schriftlich verabredeten Zusammenkünften und der gänzlichen Vertraulichkeit beglückter Liebender.

Indeß hatte das aufmerksame und in solchen Dingen nur allzu erfahrene Auge des regierenden Fürsten endlich diese Intrigue entdeckt, und er ließ Bernthal vor sich kommen, um ihn wo möglich zu einem Geständniß zu veranlassen. Bernthal kam seinem Wunsche nur zu leicht entgegen, und indem er mit der rückhaltlosesten, nichts verschweigenden Offenheit dieses ganze Liebesverhältniß offenbarte, zeigte er dem entsetzten Fürsten, welche Gefahr dem Rufe der Erbprinzessin von einem so indiskreten und schonungslosen Liebhaber drohe.

Er verlangte daher vor allen Dingen von Bernthal die Liebesbriefe seiner fürstlichen Schwiegertochter. Aber Bernthal hatte frühzeitig Sorge getragen, diese in einem sicheren Versteck neben dem Eheversprechen des Fürsten und den Dokumenten seiner Geburt zu verbergen. Er verweigerte daher die Briefe, und weder des Fürsten Drohungen, noch sein flehentliches Bitten konnten sein Weigern in ein Nachgeben umwandeln.

Der Fürst, außer sich vor Zorn, machte Bernthal die

heftigsten Vorwürfe, die dieser mit eisiger Kälte und höhnischem Lachen hinnahm, und nun entspann sich eine jener entsetzensvollen und fürchterlichen Scenen, welche weder der Pinsel eines Malers, noch das Wort eines Dichters zu schildern vermag. Bernthal, welcher mit den Briefen, den Haarlocken und Schleifen der Prinzessin eine Waffe zu seiner Vertheidigung hatte, ließ die Maske der Dankbarkeit, der demüthigen Unterwürfigkeit von seinem Antlitz gleiten, und zeigte dem entsetzten Fürsten all' den glühenden Haß, den brennenden Racheburst, den er so lange und so geheimnißvoll in seinem Busen genährt. Er sprach ihm zum ersten Male von seiner Mutter, und indem er es that, geschah es, um seinem Vater zu fluchen, und ihm den Schwur zu wiederholen, welchen er seiner sterbenden Mutter geleistet.

Der alte Fürst hörte ihm zu mit athemloser Brust, mit weit aufgerissenen Augen — plötzlich that er einen durchdringenden Schrei und sank leblos zusammen.

Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Wenige Tage später starb er.

Niemand kannte den Inhalt der Unterredung des verstorbenen Fürsten mit Bernthal, aber vor seinem Tode flüsterte er mit lallender Zunge in das Ohr des vor seinem Lager knieenden Erbprinzen diese Worte: Hüte Dich vor Bernthal; er ist Dein gefährlichster Feind. Entferne ihn von Deinem Hofe, aber reize niemals seinen Zorn, sondern sei ihm stets hülfreich und gnädig, denn er ist Dein Bruder.

Nichts war dem jungen Fürsten willkommener, als

dieser letzte Befehl seines Vaters. Er kannte seit einigen Tagen das Verhältniß seiner Gemahlin zu Bernthal, denn dieser hatte Sorge getragen, ein zärtliches Briefchen der Fürstin in dem Zimmer ihres Gemahles und da zu verlieren, wo nur er es finden konnte.

Der junge Fürst, dieses absichtliche Verlieren des Briefes nicht ahnend, hütete sich wohl, seiner Gemahlin oder Bernthal seine Entdeckung ahnen zu lassen. Aber er fühlte seinen Haß nur sich steigern gegen den, der überall, selbst in dem Herzen seiner Gemahlin, den Preis gegen ihn gewann. Er entfernte ihn unter einem schicklichen Vorwand; er hieß ihn eine Universität beziehen und seine Studien machen. Früher hatten sie diese Studienzeit gemeinschaftlich machen sollen, aber die frühzeitige Vermählung des Erbprinzen und der Tod des Fürsten, welcher den Erbprinzen zur Regierung berief, verhinderte ihn jetzt, seine Studien zu vollenden, und indem er als ein Jüngling von kaum vierundzwanzig Jahren den Thron seiner Väter bestieg, mußte er hoffen, diese Weisheit und Erkenntniß, welche er jetzt nicht in den Hörsälen und in den Vorträgen der Professoren mehr suchen durfte, von selbst durch die Gnade Gottes auf sich herabträufeln zu sehen.

Bernthal aber, welcher eben sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt und weder einen Thron zu erben, noch eine Gemahlin zu beschützen hatte, verließ den Hof und bezog die Universität.

Der zweite Akt seines Lebens begann; es war ein wildes, von Leidenschaften zerwühltes und zerklüftetes Drama. Bernthal stürzte sich in alle Tiefen, in alle Ab-

gründe des Lebens, er erschöpfte alle Genüsse und alle Freuden, aber er that es zugleich mit der Ruhe und Besonnenheit eines Stoikers. Er hatte ein Herz von Bronze und einen Kopf von Stahl, beide waren unverwundbar, und deshalb um so gefährlicher. Er hatte, wie gesagt, ein festes, unverrücktes Ziel vor Augen, und das schärfte seinen Blick und entnüchterte seine Seele.

Er, welcher die Menschen frühzeitig verachtete, konnte niemals lernen, sie zu lieben, denn wohin sein Auge traf, begegnete es der kleinlichen Schwäche, der Gemeinheit, dem Eigennutz, dem Neid und der Bosheit. Nur Wenigen ist das Glück vorbehalten, unter dieser Unzahl kleinlicher Menschen einmal einer großen Seele, einem Ebenbilde Gottes zu begegnen; Bernthal war es nicht beschieden. Jemehr er die Menschen kennen lernte, desto mehr lernte er sie verachten und ihre Schwächen benutzen.

Aber nichts desto weniger genoß er das Leben. Er nahm es hin wie einen Opiumrausch, der mit seinen lockenden Bildern bezaubert und entzückt, obwohl man dabei niemals vergißt, daß es nur ein Rausch ist, dem alsdann nur die Ernüchterung und das Gefühl der Erschlaffung folgen wird.

Aber Bernthal wollte niemals ernüchtern, niemals aus diesem Rausche erwachen; er stürzte sich daher in immer neue Genüsse und Betäubungen. Er erschöpfte das Leben, aber seine herkulische Kraft widerstand dennoch der Erschöpfung und selbst nachdem er das vierzigste Lebensjahr überstiegen, fanden ihn die Frauen noch immer schön und liebenswerth, rühmten die Männer seine Jugendfrische und

die niemals ermattende Springkraft seines Geistes. In der That, es konnte keine leicht beweglichere, flammendere und in dem verschiedensten Glanze sich darstellende Erscheinung geben, als Bernthal es war. Wir sagten schon zuvor, daß die Natur es darauf angelegt, aus ihm einen vollkommenen Menschen zu schaffen, und daß nur ein neidischer Dämon ihn daran verhindert hätte. Aber zuweilen siegte das Göttliche in ihm und Er, welcher eben noch den Menschen geflucht und die Welt gehöhnt hatte, er konnte dann mit thränenden Augen und voll erhabenen Mitleids, sanft und weich wie ein Kind, vor irgend einem Unglücklichen stehen und ihm mit der Stimme eines Engels Trost zusprechen und mit der Freigebigkeit eines Fürsten ihm helfen und dienstbar sein. Es gab Stunden, in denen der Dämon in ihm schwieg und nur der Gott in ihm mächtig war, wo sein schönes Angesicht in einem höhern Glanze der edelsten Menschenliebe leuchtete; aber es gab auch Stunden, wo man erschrecken mußte vor dem wilden und gehässigen Ausdruck dieses harten, eiskalten Gesichtes.

Es würde zu weit führen, sein Leben ausführlicher darzulegen und zu erzählen von all' diesen kleinen Martern, mit denen er, obwohl aus der Ferne, den Fürsten quälte, indem er ihn bald bedrohte mit der Veröffentlichung der Liebesbriefe der Fürstin, bald das Heirathsversprechen des verstorbenen Fürsten als Waffe hervorzog. Auch schweigen wir über seine Liebesintriguen, seine Abenteuer, seine gebrochenen Eide und verhöhnten Gelübde.

Er liebte das wilde und thatenreiche Leben eines Abenteurers, damit ist Alles gesagt!

Endlich nach langen Jahren kehrte er an den fürstlichen Hof zurück. Der Fürst war gestorben und an der Seite der Fürstin, seiner einstigen Geliebten, stand jetzt eine sechszehnjährige Tochter, ein um wenige Jahre älterer Sohn, dem seine Mutter als Regentin zur Seite stand.

Bernthal zählte jetzt achtunddreißig Jahre, aber er war eine dieser seltenen Schönheiten, welche niemals altern, niemals ihre Kraft und ihren Jugendglanz verlieren. Er war noch immer schön, und als er auf dieses so junge, so schöne und unschuldige Mädchen blickte, welches neben seiner einstigen fürstlichen Geliebten stand, stieg in seiner Seele ein infernalischer Plan auf.

Er sah sie an mit den Augen eines Basilisken, welcher das Vöglein bezaubert und in seinen Rachen lockt. — Die arme unschuldige Taube widerstand diesem Basilisken nicht.

Er hatte den Vater wie den Sohn in seiner Gewalt gehabt, jetzt wollte er auch den Enkel beherrschen, und er griff ihn an mit denselben Waffen, mit welchen er den Vater verwundet hatte, indem er seine persönliche Ehre und die Ehre seines Hauses gefährdete. — Er zeigte dem jungen, bis in's Tiefste seiner Seele verwundeten Fürsten die Briefe seiner Mutter und seiner Schwester, aber, wohl verstanden, nur eine Abschrift derselben, während er die Originale an einem Orte, den Niemand kannte, Niemand ahnte, verborgen hielt.

Der junge Fürst bot ihm Geld und Ehrenstellen für die Herausgabe der Briefe, aber Bernthal war klug genug, um zu wissen, daß er dies ihm auch ohnedies bewilligen müsse, und daß es vortheilhafter für ihn sei, den jungen Fürsten fortwährend am Leitseile der Furcht zu erhalten, statt ihn mit hohem Kaufgeld seiner Schuld auf einmal zu entlassen.

Ueberdies gab es doch mindestens Einen Punkt, wo Bernthal einer leidenschaftlichen Regung fähig war. Er, welcher alle Genüsse erschöpft und abgenutzt, alle Empfindung in sich ertödtet hatte, er hatte nur noch Eine Leidenschaft in sich wach erhalten, er war ehrgeizig. Er strebte nach Macht und Ansehen, nach Ruhm und Auszeichnung vor der Welt. Das fürstliche Blut seines Vaters sprach in ihm und ließ ihn sich nicht begnügen an einer unscheinbaren, ungekannten, mittelmäßigen Stellung. Er wollte, daß die ganze Welt von ihm sprechen, seinen Namen nennen und verewigen sollte, er wollte glänzen, er wollte der reichste, der mächtigste, der tapferste aller Männer genannt werden.

Da er nicht ein Fürst sein konnte, wollte er wenigstens eine ähnliche Größe erreichen; der Haß gegen das versagte Fürstenthum machte ihn zum Republikaner, und zum ersten Male seine Besonnenheit und Kälte verlierend, stürzte er sich in die wilden Wogen des badischen Aufruhrs, um daraus als kühner Schwimmer vielleicht für sich den längst ersehnten Ruhm hervorzuziehen, und statt eines Fürstentitels den Titel eines Präsidenten der Republik

sich zu erkämpfen. Er war Republikaner geworden, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Haß gegen den beneideten Fürsten.

Wir haben gesehen, daß er seinen Ehrgeiz und Republikanismus beinahe mit dem Leben gebüßt hätte, und daß nur ein Zufall oder sein Dämon ihn errettete. Und damit möge dieses Bild einer gefallenen Menschenseele beendet sein.

VIII.

Ein Bündniß.

Die Baronin Lucinde von Winter, die neue Ehrendame der Fürstin Mutter, bewohnte als solche einige Zimmer im Schlosse selbst. Fürst Friedrich konnte sich daher zu ihr begeben, ohne den neugierigen Gaffern und Lauschern, deren es nirgends mehr als an einem Hofstaate giebt, Stoff zu allerlei Vermuthungen und pikanten Prophezeiungen zu geben.

Dieser junge schüchterne Fürst, welcher vor nichts eine größere Scheu trug, als eben seine Person beobachtet oder zum Gerede der Welt gemacht zu sehen, fand es daher sehr bequem, sich ganz allein und ohne alle Begleitung in den von der Baronin bewohnten Schloßflügel zu begeben. Da er erwartet wurde, fand er es nicht nöthig, sich noch einmal anmelden zu lassen und trat unbemerkt in das Boudoir ein, in welchem die schöne Lucinde ihn erwartete.

Wußte sie, daß er da war? Hatte sie seine Schritte vernommen? Sie lag auf einem dunkelrothsammetnen Divan, lang hingestreckt, die ganze Gestalt in ein schwarzes

Atlasgewand eingehüllt, das bis zum Halse hinaufreichte und ihre wundervollen Glieder dicht umschließend, ihr das Ansehen einer Matrone gegeben hätte, wenn nicht dieses so liebliche und üppige Angesicht im schneidenden Contrast dazu gestanden. Sie hatte das Haupt zurückgelehnt an die Kissen, ihre Augen waren halb geschlossen und von dunkeln langen Wimpern wie von einem Spitzenschleier beschattet. Um ihre vollen rothen Lippen spielte ein leises Lächeln, ihr dunkles Haar fiel in langen Locken zu beiden Seiten der hohen alabasternen Stirn herab und faßte dieses so edle und anmuthige Oval ihres Gesichts wie mit einem glänzenden Rahmen ein.

Hatte sie gestern einer Göttin der Schönheit geglichen, so erschien sie heute als eine Heilige, der man nur mit ehrerbietigen Gedanken und respektvoller Anbetung zu nahen wagt.

Der junge Fürst stand wie an den Boden gewurzelt. Er wagte nicht zu athmen, nicht sich ihr zu nahen. Er hatte etwas ganz Anderes erwartet, er hatte gehofft, dieselbe verführerische, berauschende Schönheit von gestern zu finden, um in ihrer bezaubernden Nähe seine Sorgen und Bedrängnisse vergessen zu können. Er stand daher mit einigem Zagen vor dieser so keuschen, so sittigen Schönheit, deren melancholischer und weicher Ausdruck ihn dennoch wider seinen Willen fesselte.

Lucinde erhob jetzt den Blick, und ihr Auge, welches den Fürsten traf, zeigte nicht die mindeste Ueberraschung über seine unerwartete Erscheinung. Sie erhob sich langsam und verneigte sich vor dem jungen Fürsten mit dem

Stolze und der Hoheit einer Dame, welche sehr wohl weiß, daß sie eine Gunst ertheilt, indem sie einem Sterblichen, und sei dieser immerhin ein Fürst, gestattet, sich ihr zu nahen.

Fürst Friedrich fühlte sich wie betäubt; es schien ihm unmöglich, daß dies dasselbe Weib sei, welches er gestern in so reizender koketter Grazie und Leichtfertigkeit gesehen. Vielleicht hatte diese Lucinde eine Schwester, die ihr sehr ähnlich, gewiß, aber doch eine andere, eine Heilige neben einem Weltkinde.

Lucinde reichte ihm lächelnd die Hand hin. Sie sind pünktlich bei unserm Rendezvous, Hoheit, sagte sie.

Es war also kein Irrthum, es war dieselbe Lucinde, und dennoch so ganz eine Andere!

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der in seiner innersten Seele lesen wollte, dann sagte sie mit einem feinen Lächeln: Gestehen Ew. Hoheit nur, daß Sie mir noch zürnen wegen der Störung, die ich Ihnen gestern verursachte. Oh mein Gott, ich höre noch immer diesen strengen, gebieterischen Ton, mit welchem Sie mir befahlen, Ihr Zimmer zu verlassen.

Ich folgte ganz willenlos Ihren Befehlen, sagte der Fürst verwirrt.

Lucinde brach in ein fröhliches Gelächter aus, in das der Fürst ganz unwillkürlich einstimmen mußte.

Nicht wahr, Hoheit, sagte sie, es war eine pikante Scene? Ich selber, ich, die Sirene, warnte den tapferen Odysseus.

Vielleicht wäre es mitleidiger gewesen, rief der junge

Fürst, wenn Sie ihn ungewarnt in diesem Meere des Entzückens hätten zu Grunde gehen lassen.

Sie ward plötzlich ernst und schüttelte das Haupt. Das würde ich gethan haben bei einem gewöhnlichen Manne, sagte sie, aber nicht bei einem Fürsten, von welchem ein ganzes Volk nicht allein erwartet, daß er es lieben, sondern auch, daß er es frei und stark machen soll.

Der Fürst blickte ihr erstaunt in das glühende Angesicht. Es war in der That ein Zauber, der sie umgab, er fühlte in ihrer Nähe nichts von der Schüchternheit, der ängstlichen Beklommenheit, die ihn sonst immer in der Nähe Anderer bedrückte, nichts von dem vorsichtigen Mißtrauen, das ihn sonst so leicht überall einen lauernden Bittsteller, einen eigennützigen Schmeichler vermuthen ließ. Dieses junge, schöne, reiche und unabhängige Weib konnte nichts zu fordern haben, selbst nicht von einem regierenden Fürsten; sie war immer die Gebende, die Glückspendende und Gunstaustheilende. Ihr gegenüber brauchte er gar nicht auf der Hut zu sein vor irgend einer Falle, welche man seiner Großmuth oder seiner Unerfahrenheit legen mochte. Deshalb war es, daß er sich bei Lucinden so leicht und unbeengt fühlte.

Sie sah ihm lange und forschend in das jugendliche und doch so ernste Gesicht, dann fragte sie rasch: woran denken Sie, Hoheit?

Ich denke an Sie, rief der junge Fürst erglühend, indem er ihre Hand faßte. Ich dachte daran, wie bezaubernd Sie gestern waren.

Das will sagen, daß ich es heute nicht bin, sagte sie

neckisch. Indeß, Sie mögen Recht haben. Eine schmeichelnde Lüge ist immer bezaubernder als die Wahrheit. Und ich war gestern eine Lüge.

Ihre Schönheit war und ist eine Wahrheit, rief der Fürst erglühend.

Sie zuckte leicht die Achseln und sah schweigend vor sich hin; dann hob sie das Auge zu ihm empor, und ihr Blick war ernst und stolz.

Hoheit, sagte sie, ich habe gestern eine sehr unwürdige Rolle gespielt, und im Innersten Ihres Herzens müssen Sie mich verachten.

Der Fürst wollte sprechen, sie winkte ihm mit der Hand, zu schweigen, und fuhr fort: ich will aber nicht, daß Sie mich verachten sollen, und deshalb war es, daß ich Sie um Ihren Besuch bat. Wir müssen uns verständigen, Hoheit, und ich will durchaus, daß Sie besser von mir denken sollen. Nein, antworten Sie mir noch immer nicht, Hoheit, hören Sie mich ruhig zu Ende. Machen Sie keine Versicherungen meiner Unwiderstehlichkeit, keine Lobeserhebungen meiner Schönheit. Lassen wir einmal meine Schönheit bei Seite, obwohl Sie deshalb nicht denken sollen, daß ich geringschätzend von meiner Schönheit sprechen will. Im Gegentheil, ich achte sie sehr hoch, denn sie ist das Mittel gewesen, welches mich die Menschen, und besonders die Männer, sehr frühzeitig kennen und verachten lehrte; Sie nehme ich aus, Hoheit, denn Sie sind noch kein Mann. Sie haben noch niemals betrogen, noch niemals verleumdet, noch keine Unschuld vergiftet, noch kein vertrauendes Herz gebrochen. Nein, Sie sind noch

kein Mann, und darum dauerten Sie mich inmitten dieser kalten, berechnenden, Sie beobachtenden und benutzenden Hofwelt, und darum nahm ich diese Rolle an, welche Ihre hohe Frau Mutter mir gnädigst zuertheilte.

Ah, eine Intrigue meiner Frau Mutter, rief der Fürst mit verdüsterten Blicken.

Zürnen Sie ihr deshalb nicht, gnädigster Herr. Sie that in ihrem Sinne das Gute, aber ich will es in dem meinen thun, indem ich Ihnen ganz frei und rückhaltslos die Wahrheit sage. Fürst Friedrich! Ihre Frau Mutter wünscht, daß ich Ihr Herz für die Liebe empfänglich mache, daß Sie für mich in einer ersten berauschenden Leidenschaft erglühen möchten.

Und wenn ich nur allzu willig dem Wunsche meiner Mutter genüge? fragte der junge Fürst erröthend.

Dann würde ich Sie beklagen, Hoheit, und Sie verlassen.

Mein Gott, Sie wollen also nicht geliebt werden.

Nicht von Ihnen, Hoheit, weil ich Sie nicht unglücklich sehen will. Und unglücklich würden Sie sein, wenn Sie ein Weib liebten, welches niemals Ihre Liebe erwidern wird.

Der Fürst zuckte zusammen und murmelte leise: weshalb sind Sie alsdann gekommen, meine Ruhe zu stören?

Ich bin gekommen, um Sie zu warnen, sagte sie mit einem erhabenen Ausdruck. Ich habe diese Rolle übernommen, damit man sie nicht andern, fügsameren Händen anvertrauen möchte!

Und wovor wollen Sie mich warnen? fragte der Fürst,

indem er mit staunender Bewunderung in das edle, erglühte Antlitz Lucindens blickte. Wovor wollen Sie mich warnen?

Vor Ihrer Mutter! flüsterte Lucinde kaum hörbar.

Der Fürst fuhr zurück und blickte fast ängstlich umher. Sie sind kühn, Baronin, murmelte er.

Fürchten Sie nichts, Hoheit, sagte sie mit einem leisen Spott, Ihre Frau Mutter wird uns nicht hören, denn sie ist ja abgereist. Heute wird sie uns nicht belauschen.

Aber gestern that sie es. Weshalb geschah das? fragte der Fürst unwillig. Was bedeutete diese Scene?

Sie bedeutete, daß Ihre Frau Mutter fürchtete, es möchten die Bande des Gehorsams, welche den Sohn der Mutter unterthänig machen, sich ein wenig lockern, oder es möchten diese Zügel der Regierung, welche die hohe Frau so lange und mit so starker Hand gelenkt, ihr entgleiten, um in die Hände ihres Sohnes überzugehen.

Ja, sagte der Fürst halblaut, man will mich dazu verdammen, immer ein willenloses Werkzeug ihres Willens zu sein. Ich soll das Siegel sein, mit welchem sie ihre Ordonnanzen unterzeichnet, weiter nichts.

Sie haben Recht, Hoheit, rief Lucinde erstaunt, aber ich ahnte nicht, daß Sie dies durchschauten.

Der junge Fürst ging in heftiger Bewegung auf und ab, und blieb dann vor Lucinden stehen mit gerunzelter Stirn und gerötheten Wangen.

Ach, sagte er, ich durchschaue alle diese Intriguen, all' diesen Wust, der mich umgiebt, ich durchschaue meine tägliche und stündliche Demüthigung, und das eben ist es, was mich zu Boden drückt, was mich zerschmettert. Hören

Sie mich an, Lucinde, lassen Sie dieses Herz, welches im Geheimen so viel gelitten, sich vor Ihnen öffnen, gestatten Sie mir die Gunst, vor Ihnen einen Moment meiner Würde und meines Fürstenthums zu vergessen, und mich nur zu erinnern, daß ich ein armer, bedauernswerther, schwacher Mensch bin. Wollen Sie mir das gestatten, Baronin?

Sie blickte tiefbewegt in diese zuckenden, von Wehmuth und Schmerz zerrissenen Züge des jungen Mannes. Mein Gott, sagte sie, Sie nennen sich unglücklich und haben doch die Macht in Händen, so glücklich zu sein.

Das sagen sie Alle, rief der Fürst, zornig mit dem Fuße stampfend. Sie sollten das nicht sagen, Sie, welche meine Mutter zu ihrer Vertrauten gemacht hat, und Sie damit einen tiefen Blick in das geheime Elend unserer Familie hat thun lassen. Ja, in das Elend, sage ich. Ach, man nennt mich jung und glücklich, unabhängig und mächtig. Man weiß also nicht, daß ich alt bin an Erfahrungen, daß ich niemals das Glück, sondern immer nur Entbehrungen, versagte Wünsche, Vereinsamung und Alleinsein gekannt habe. Und unabhängig und mächtig wäre ich, ich, auf den der Wille meiner Mutter mit zermalmender Wucht niederdrückt, ich, welcher nichts sein soll, als das Spielzeug in ihren Händen, der nicht selbstständig über das Kleinste bestimmen kann, ohne mich ihrem Zorne, ihren Vorwürfen auszusetzen, ohne fürchten zu müssen, mich einen Undankbaren, einen Vorwitzigen nennen zu hören! Oh, glauben Sie mir, Lucinde, beneiden Sie niemals diese Fürsten, welche jung schon auf den Thron

gestellt werden, um zu herrschen, welche man zu Herrschern macht, ehe die Natur sie mindestens zu Männern gereift. Es ist immer ein beklagenswerthes Loos, ein Fürst zu sein, aber doppelt beklagenswerth, wenn das Schicksal uns schon dazu beruft, bevor wir die Kraft und den Willen erlangt haben, all diesen Kabalen und Intriguen, mit denen man uns umgiebt Trotz, zu bieten. Herrscher sollen wir sein, wir, welche noch nicht einmal gelernt haben, uns selbst zu beherrschen, weise sollen wir sein, wir, die wir weder Erfahrung noch Einsicht haben können. Aber nein, ich irrte mich, man verlangt das nicht, man will nur, daß dies Alles so scheine, man will aus dem jungen, knabenhaften Fürsten einen Deckmantel machen, unter dem man die bunten Würfel des Lebens mischt, er soll nichts sein, als die Schreibfeder, welche den fremden Gedanken aufzeichnet. Oh, es ist so bequem, zu regieren unter dem Namen eines Andern, man ist gesichert vor jeder Verantwortung, und wenn das Volk Zeter schreit und Flüche ausstößt gegen Bedrückung und Unbill, so ist man sicher, nicht davon berührt zu werden, denn das trifft ja nur den Fürsten, diesen armen, unmündigen Knaben, der nichts davon versteht, meint man, nichts davon fühlt, dem man ja nur deshalb den Thron gegeben, damit man hinter demselben unangefochten agiren kann. Und nun setzen Sie den Fall, dieser Knabe ließe es sich einmal einfallen, ein Mann zu sein, das Scepter führen zu wollen, welches man in seine Hand gelegt, und da er mit seinem Namen regieren muß, es auch mit seinem Willen thun zu wollen. Welches Geschrei über Undank, wie viel Vorwürfe, wie

viel Mutterthränen, wie viel Anrufungen der Sohnespflicht, des kindlichen Gehorsams, bis man endlich ermattet, zerbrochen, und um nur endlich mindestens ein wenig Frieden zu finden inmitten dieses glänzenden Elends, sich unterwirft, und statt eines regierenden Fürsten weiter nichts ist, als ein gehorsamer Sohn.

Sehen Sie, schloß der Fürst hoch aufathmend, das ist mein Loos. Wollen Sie nun noch sagen, daß ich mächtig bin?

Lucinde sah ihm mit einem tiefen Blick in das zuckende Angesicht. Mein Fürst, sagte sie langsam und feierlich, hören Sie auf, ein gehorsamer Sohn zu sein und werden Sie ein regierender Fürst.

Ich habe es versucht, sagte er, ich habe meinen Willen dem meiner Mutter entgegen setzen wollen, aber ich fand nichts als Widerstand und Demüthigungen, denn selbst meine Diener, welche meine Mutter mehr fürchten als mich, wagen nicht, meinen Willen zu thun, wenn er dem meiner Mutter widerspricht.

Und doch fürchtet man Sie bereits, Hoheit, rief Lucinde lächelnd. Ja man fürchtet, daß der junge Adler die Schwingen regen und dem mütterlichen Neste entfliehen möchte. Deshalb wollte man Sie binden mit den Banden der Liebe, deshalb wollte man Sie einschläfern mit dem Sinnenrausch der Leidenschaft, und damit Sie nicht nach dem Szepter verlangten, wollte man Ihnen eine Geliebte geben.

Und Sie sollten diese Geliebte sein?

Ich sollte es sein, Hoheit, aber ich kann es nicht, denn

ich liebe Sie nicht. Und Sie, Fürst Friedrich, Sie lieben mich auch nicht, Sie sind nur ein wenig bezaubert von mir, Sie haben nur bei mir die erste Ahnung eines Gefühls empfangen, das Sie einst kennen lernen werden, das ist Alles!

Es ist wahr, murmelte der Fürst, es war ein ganz anderes Gefühl, als jenes, welches mich einst so glücklich gemacht.

Ach, Sie haben es also schon kennen gelernt? fragte Lucinde lächelnd. Man that Ihnen also Unrecht, indem man Sie unempfindlich nannte?

Man that mir Unrecht oder vielmehr eine Täuschung hat mich unempfindlich gemacht. Ich liebte ein junges Mädchen, und glaubte mich von ihr geliebt. Ich war damals kaum achtzehn Jahre, sie noch jünger. Wir schwuren uns ewige Treue und Gott weiß, daß ich bereit war, sie zu halten, obwohl ich wußte, daß ich um ihretwillen gegen meine ganze Familie werde kämpfen müssen, denn dieses junge Mädchen war weder reich noch mächtig, sie war nur die Tochter eines armen apanagirten Fürsten. Aber ich liebte sie und würde selbst meiner Mutter getrotzt haben um ihretwillen.

Und sie, dieses junge Mädchen? fragte Lucinde, als der Fürst schwieg.

Sie ist dieses langen Wartens überdrüssig geworden, es dauerte ihr zu lange, bis ich selbstständig ward, oder vielleicht vergaß sie meiner, was weiß ich! Wir schrieben uns allwöchentlich, dann hörten ihre Briefe plötzlich auf, sie verstummte mir; eine Saite in meinem Herzen war

zersprungen — weiter nichts! Es ist unnütz, davon zu reden, es ist vorüber.

Nur eine Frage, Hoheit, sagte Lucinde sinnend. Wer war die Vertraute dieser Liebe? Wer beförderte die Briefe?

Meine Schwester.

Ah, Prinzessin Louise, rief Lucinde nachdenkend. Dann fragte sie rasch: Sind Sie überzeugt, daß die Prinzessin Sie mehr liebt, als sie ihre Mutter fürchtet?

Der Fürst sah sie befremdet an. Ich muß es glauben, sagte er, denn sie weiß, wie viel ich um sie leide, wie viel Qual und Marter ich täglich um sie erdulde. Ach, ich sehe in Ihren Zügen, daß Sie die ganze geheime Geschichte unseres Hauses kennen. Ja, Sie wissen also, daß meine Schwester diesem Dämon, der durch unser Haus schreitet eine neue Waffe gegeben hat, daß sie den Fluch erneuert hat, der über uns schwebt. Sehen Sie, das ist dieser mächtige, beneidete, regierende Fürst, er zittert vor einem Buben, der zu jeder Stunde, wenn es ihm beliebt, meine Ehre und meinen fürstlichen Namen zwiefach in den Staub treten und machen kann, daß die ganze Welt hohnlachend auf mich weist. Und ich darf diesen ehrlosen Buben, der mir mein einziges persönliches Besitzthum, meine Ehre stahl, ich darf ihn nicht einmal tödten, denn gleich der Schlange, welche im Todeskampf ihr gefährlichstes Gift ausspritzt, würde er im Tode noch mein ganzes Dasein verwüsten. O mein Gott, ich hasse ihn, und ich muß noch für sein Leben besorgt sein!

Lucinde schaute mit einer tiefen Theilnahme in das von

Leidenschaft verzerrte Antlitz des Fürsten. Hoheit, sagte sie, man hat mich zu Ihrer Geliebten machen wollen, aber ich will mehr sein als das, ich will Ihre Freundin sein. Ich nahm diese Rolle an, welche man mir auferlegte, weil ich Sie die Stimme der Warnung und der Offenheit wollte hören lassen, weil ich zu Ihnen sagen wollte: Entreißen Sie sich diesen unwürdigen Banden, mit denen man Sie fesseln will. Hören Sie den Ruf Ihres Volkes! Treten Sie hinaus unter Ihr Volk, welches zittert und zagt um seine höchsten Güter, um seine Verfassung und seine Freiheit. Man will dem Volke diese Güter, welche man ihm zugeschworen in den Stunden der Angst und Bedrängniß, man will sie ihm wieder entreißen, jetzt, da die Gefahr vorüber. Treten Sie also hinaus unter Ihr Volk, Fürst Friedrich, sagen Sie ihm, daß Sie Ihr fürstliches Wort niemals brechen, sondern daß Sie Wort halten wollen in dem, was Sie gelobt! Sagen Sie Ihrem Volke, daß in Ihrem Lande die Freiheit eine Wahrheit und die Verfassung kein Schattenspiel sein soll, und hören Sie dann an dem Jubel und dem Entzücken, das Sie umrauschen wird, ob das Volk wirklich das ist, wie man es geschildert, eine Heerde unmündiger Kinder, die man mit Ruthenschlägen züchtigen muß. — Sehen Sie, das wollte ich Ihnen sagen, daran wollte ich Sie mahnen jeden Tag, deshalb ging ich auf die Rolle ein, welche Ihre Frau Mutter mir bestimmt hatte. Aber jetzt sage ich Ihnen noch mehr, ich sage Ihnen, daß ich Ihre Freundin sein, und daß ich Ihnen dienen will mit aller meiner Kraft. Und diese Kraft ist deshalb groß, weil die

Männer so schwach sind. Vertrauen Sie mir also, Hoheit, erzählen Sie mir Alles, was diesen Mann anbetrifft, den Sie den Dämon Ihres Hauses nennen.

Der Fürst sah sie lange an, er las in ihrem schönen und strahlenden Gesicht, daß sie ihn nicht täuschen und hintergehen wolle.

Wohlan, sagte er, indem er ihr seine Hand hinreichte, ich will Ihnen rückhaltslos vertrauen. Hören Sie!

Es war eine lange und traurige Geschichte, welche jetzt der junge Fürst der schönen Lucinde, oft unterbrochen von ihren Fragen, ihren theilnahmsvollen Aeußerungen, erzählte. Er schilderte ihr den Charakter Bernthals, berichtete ihr den Inhalt seiner letzten Unterredung mit ihm und flüsterte ihr mit zitternder und bewegter Stimme die demüthigende und schmachvolle Geschichte in's Ohr, welche ihn, den Schuldlosen, gewissermaßen zum Sklaven des Schuldbeladenen gemacht hatte.

Lucinde hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Dann saß sie lange und sinnend da.

Hoheit, sagte sie dann plötzlich, glauben Sie wohl, daß dieser Mann noch etwas Anderes zu sehen vermag, als seine düstere Rache? Ich will sagen: glauben Sie, daß er sich noch verlieben kann?

In jedes andere Weib nur dann, wenn es in seine Pläne paßt, aber Ihre Zaubergewalt, Lucinde, steht über aller Berechnung!

Wenn ich ihn nur einmal unbeobachtet sehen könnte, bevor ich meinen Plan entwerfe, sagte Lucinde nachdenkend.

Dies wird leicht zu erfüllen sein. Er kommt morgen früh, um den Brief an den König von mir abzuholen.

Und Sie werden ihm denselben geben?

Ich habe ihm mein Wort darauf gegeben, ich werde also um seine Begnadigung bitten.

Und ich kann ihn sehen, wenn er bei Ihnen ist?

Sie sollen ihn sehen und hören. Ich werde ihn in meinem Toilettenzimmer empfangen, welches nur durch eine Portière von dem Arbeitszimmer getrennt ist. Von dort aus können Sie ihn beobachten. — —

Am andern Morgen begab sich der Fürst in sein Toilettenzimmer, und entließ sowohl den dienstthuenden Kammerherrn, als das Heer der aufwartenden Toilettendiener. Dann verschloß er selber die Thüren, und eilte durch die Gemächer der Fürstin Mutter zu Lucinden hin.

Sie trat ihm mit einem reizenden Lächeln entgegen, und folgte ihm schweigend und athemlos durch die Reihe der Zimmer.

Jetzt warten Sie hier hinter der Portière, sagte er, indem er Lucindens Hand an seine Lippen drückte und in sein Toilettenzimmer zurücktrat.

Mit klopfendem Herzen erwartete er seinen Feind, und indem er ängstlich im Zimmer umher blickte, sagte er: Ich bin doch begierig, ob es auch in diesem Zimmer geheime Thüren giebt.

Ueberall giebt es deren, wo es verliebte Weiber giebt, welche die Eifersucht des Gemahls fürchten! sagte Bernthals ruhige Stimme hinter ihm.

Der Fürst wandte sich erschrocken um. Bernthal ver=

neigte sich leicht und zeigte mit einem spöttischen Lächeln auf den Spiegel, der sich zur Seite geöffnet und ihm den Durchgang gelassen hatte.

Lassen Sie diese Spiegel vermauern, sagte er, lassen Sie diese Bilder mit eisernen Ringen an die Wand schmieden, die List der Weiber wird doch neue Wege ersinnen, auf welchen sie täuschen und verrathen und diejenigen hintergehen können, welchen sie Treue gelobt. Trauen Sie nie einem Weibe, dies ist das erste wohlmeinende Wort, welches ich Ihnen sage und ich bereue schon, es gethan zu haben.

Das ist vielleicht das erste Mal, daß Sie Reue empfinden! rief der Fürst spöttisch.

Oh nicht doch, Hoheit, ich habe schon oft bereut, ja, mein ganzes Leben ist eigentlich weiter nichts, als eine einzige große Reue! Ich bereue die Nichtswürdigkeit meines Vaters, Ihres Großvaters, Hoheit, und ich suche sie wieder gut zu machen, indem ich mich bemühe, für das Verbrechen eine Strafe zu finden.

Lucinde, welche hochklopfenden Herzens hinter dem Vorhange stand, murmelte leise in sich hinein: Ich fürchte mich vor ihm! Er hat ein grausames Lächeln. Doch ist er schön, wie ein gefallener Engel!

Jedem Verbrecher wird endlich seine Strafe werden, sagte der Fürst ernst, indem er Bernthal die Briefe und Papiere hinreichte.

Ich werde das der Frau Fürstin Mutter und der Prinzessin Schwester sagen, erwiderte Bernthal, sich tief verneigend. Sie werden zittern vor diesem Ihrem Urtheils-

spruche. Und somit Gott befohlen, Fürst Friedrich. Ein neuer Akt meines Lebens beginnt, der Vorhang ist schon aufgezogen, und das ungeduldige Publikum ruft seinen Helden. Ach, ich komme, ich komme schon!

Und mit einem übermüthigen Lachen den Fürsten begrüßend, verschwand Bernthal hinter der Spiegelthür.

Der Fürst blickte ihm mit dem Ausdrucke eines finsteren Hasses nach, dann fuhr er mit der Hand über seine Stirne, und schlug die Portière zurück, welche in das Arbeitszimmer führte.

Lucinde stand in tiefe Gedanken verloren, die eine Hand hatte sie gegen die Stirn gepreßt, die andere an dem Busen, der stürmisch auf und nieder wogte.

Nun? fragte der Fürst. Sie haben ihn gehört?

Lucinde schrak zusammen und schien aus einem schmerzlichen Traume zu erwachen.

Ja, sagte sie, ich habe ihn nicht blos gehört, sondern auch gesehen. Sie haben Recht, dies ist ein sehr gefährlicher Feind. Aber die Gefahr gerade reizt meinen Muth, und ich will es versuchen, gegen diesen gefallenen Erzengel zu kämpfen. Hier meine Hand, Hoheit. Ich schwöre Ihnen eine treue, unverbrüchliche Freundschaft. Von dieser Stunde an bin ich Ihre Bundesgenossin. Kein Mittel, keine List soll unversucht bleiben. Alles, was ein Weib an Intrigue, an Koketterie und Verführungskunst ersinnen kann, das will ich thun, um diesen Ihren Dämon zu besiegen. Es ist der erste große Kampf, den ich zu kämpfen habe, und zum ersten Male verlohnt es sich für mich der Mühe, schön zu sein. Ich will ihn besiegen und Sie be-

freien von diesem Dämon. Fürst Friedrich, bevor ein Monat vergangen ist, lege ich die unseligen Briefe, welche dieser Mann von Ihrer Mutter und Schwester hat, in Ihre Hände!

Das ist ein gewagtes Wort, rief der Fürst.

Ich werde es erfüllen oder zu Grunde gehen, sagte Lucinde glühend. Erwarten Sie mich in vier Wochen hier in diesem Zimmer, ich werde Ihnen dann diese Briefe bringen, und wenn er sie in seiner eigenen Brust verriegelt hätte. Ich werde sie mit seinem Herzen aus seiner Brust reißen.

IX.

Mutter und Tochter.

Berlin hatte wieder sein ruhiges und friedliches Ansehen gewonnen. Die Bassermann'schen Gestalten, die Rehberger und Straßendemokraten, der Lindenklub und die Volksversammlungen waren verschwunden. Es war wieder die stolze Königsstadt mit ihren glänzenden Equipagen, ihren stolzen Prinzessinnen, ihren hochmüthigen, aber armen Aristokraten und ihren luxuriösen Juden und Bankiers. Es war aber auch wieder die glänzende Königsstadt mit ihren hungernden und frierenden Proletariern, mit ihren vieltausend brodlosen Arbeitern und ihren zehntausend bestraften Dieben und Verbrechern. Wie gesagt, Berlin hatte sein friedliches Ansehen wieder gewonnen. Die Armen arbeiteten oder bettelten wieder, die Reichen amüsirten sich und genossen des Lebens. Und wo hätte ein Berliner mehr Unterhaltung, mehr Zerstreuung finden können, als entweder im Ballet und in der Oper, oder auch in den glänzenden Festsälen bei Kroll draußen vor dem Brandenburger Thor.

Wer aus dem Brandenburger Thor sich diesem Kroll'schen Freudenpalast nahte, der blieb wie angezaubert stehen über den wunderbaren Anblick, welchen dieses Haus heute darbot. Wie ein Feenschloß lag es da, funkelnd von tausend und tausend Kerzen, strahlendhell inmitten des dunkeln Rahmens, mit welchem die hohen Bäume des Thiergartens es rings umgaben. Die Nacht war düster und trübe, aber dieses Haus leuchtete blendend hell aus der Dunkelheit hervor, und ganz deutlich konnte man den ganzen wunderbaren Bau überschauen, der wie eine Sultanslaune stolz und prächtig, barock und kühn zugleich sich mitten in der Wüste des Berliner Sandes hingelagert hat, und mit seinen Thürmen und Zinnen, seinen Tempeln und Veranden zart und durchsichtig wie aus Mondenschein und Sonnenstrahlen gewebt, inmitten der Nacht emporleuchtete.

Auch schien dieses Haus heute in der That eine zauberhafte Anziehungskraft auszuüben; Alles eilte ihm zu, die Equipagen rollten hin und wieder; auf dem mit gelbem Sand sorgsam bestreuten Fußpfad sah man ganze Schaaren dichtverhüllter Gestalten dahin strömen, und wenn sich hie und da ein Mantel lüftete oder vom Winde zurückgeschlagen ward, konnte man beim hellen Schein der Gaslaternen die seltsamsten und abenteuerlichsten Kostüme erblicken, flimmernd von falschem Gold und falschen Juwelen, und alle Farbenpracht des Orients entfaltend. Aber nicht blos auf diesen erleuchteten Pfaden und in diesen stolzen Equipagen wandte sich das Publikum dem Kroll'schen Etablissement zu, — da war noch ein anderes Publikum, welches

scheu zwischen den Bäumen zur Seite des Weges hinschlüpfte, und nur lüsterne und neugierige Blicke auf die Equipagen und die verhüllten Fußgänger warf.

Dies war das Publikum, welches draußen steht. Das Publikum der hungernden und frierenden Armuth, welches wie Lazarus die Brodsamen der Lust aufschnappen wollte von der Tafel des Reichen, indem es mindestens einen flüchtigen Anblick haben wollte von den köstlichen Anzügen der Damen, die unter der Einfahrt aus ihren Karossen stiegen, der Herren, die auf dem erwärmten Hausflur ihren Bedienten ihre Mäntel zuwarfen. In ganzen Schaaren umlagerte dieses Publikum die Eingänge; mit staunender und schweigender Bewunderung blickte es auf all' die Pracht da drinnen hinter den erleuchteten Fenstern hin, schon glücklich, nur sehen zu dürfen, wie sich Andere ergötzten.

Zwei Weiber hatten es gewagt, sich näher heran zu drängen an die überdachte Einfahrt. Dort standen sie hinter einen der großen Tragepfeiler der Ueberdachung gedrückt und schauten nach den heranfahrenden Equipagen. Das eine dieser Weiber war eine alte gebückte Frau mit grauem, farblosem Angesicht, mit zahnlosem Munde und großen schwarzen Augen, die in stechendem Glanze aufleuchteten, so oft irgend eine reichgeschmückte Dame aus ihrer Equipage stieg. Das andere war ein junges Mädchen, jünger vielleicht als ihr gram- und schmerzdurchfurchtes Angesicht es ahnen ließ, jünger als dieses verächtliche Lächeln es verrieth, mit welchem sie nach dem Schmuck und Glanz der Damen hinschaute. Sie war nicht ge-

schmückt und nicht glänzend anzuschauen in ihrem ärmlichen dunkeln Wollenkleide, doch war sie schön, und manche Dame hätte sie beneiden mögen um ihre dunkeln schwarzen Augen, um die hohe weiße Stirn, die von glänzend schwarzem Haar umschattet war, um den kleinen edelgeformten Mund, hinter dem zwei Reihen untadelhafter Zähne hervorleuchteten. Aber man sah es wohl, daß die arme Marie wenig Acht hätte ihrer Schönheit und sich wenig kümmerte um die Reize, mit welchen die Natur sie geschmückt. Ihr Haar hing in langen ungeordneten Streifen über ihre blassen durchsichtigen Wangen hin, ihr ganzer Anzug, ihre ganze Erscheinung trug das Gepräge der Vernachlässigung und gramvoller Achtlosigkeit.

Eben fuhr eine Equipage vor und zwei leichte Frauengestalten in glänzendem Kostüm schlüpften heraus.

Wie schön und prachtvoll! flüsterte das arme gaffende Volk.

Ja, schön und prachtvoll, murmelte die Alte. Und doch sind's nur armer Leute Kind, und ein armer Schneidergeselle war ihr Vater. Jetzt stolziren sie in Sammet und Seide umher und sind berühmte und große Tänzerinnen, blos weil sie schön sind und jung, und ihre Augen und ihr schönes Angesicht zu gebrauchen wissen. Du könntest es auch so haben, Marie, wenn Du nur wolltest. Du bist schöner als alle diese Tänzerinnen, und Du könntest sie Alle verdunkeln, wenn Du nur wolltest.

Ich will aber nicht, Mutter! erwiderte das Mädchen mit müder Stimme.

Das ist eben Dein großes Unrecht, wimmerte die Alte.

Du läßt Deine arme alte Mutter darben und hungern, während es doch in Deiner Hand liegt, uns Glück und Reichthum, und Ehre und Ansehen zu geben.

Ehre, Mutter? fragte das junge Mädchen ironisch.

Ja, Ehre, eiferte die Alte. Denn Du, Du bist jung und schön, und wenn Du nur zum Ballet gehen wolltest, so würdest Du bald sehen, wie die vornehmsten und größten Herren sich um Dich bemühen und Dir hofiren und schön thun würden.

Ich will mir von Niemand auf der Welt mehr schön thun lassen, Mutter, sagte Marie strenge.

Du willst Deine alte Mutter verhungern lassen, das willst Du, wimmerte die Alte. Du bist ein gottverlassenes, undankbares Kind.

Ja, das bin ich, sagte Marie ruhig, gottverlassen bin ich, aber nicht undankbar, Mutter, denn wofür sollte ich Dir wohl dankbar sein?

Sie frägt, wofür sie mir dankbar sein soll, rief die Alte. Bin ich nicht Deine Mutter, habe ich Dich nicht erzogen und ernährt, und Dich gepflegt, als Du ein kleines Kind warst? Was wäre aus Dir geworden, ohne mich, ohne Deine Mutter?

Vielleicht wäre ich gestorben und das wäre das Beste gewesen, sagte das junge Mädchen mit herzzerschneidender Ruhe. Aber still jetzt, Mutter. Ich habe Dich nicht hieher gebracht, damit Du mir hier Deinen Jammer vorheulen sollst.

Weshalb sind wir überhaupt hier? fragte die Alte. Mich friert und mich hungert so sehr.

Hast Du daheim eine warme Stube und Brod, Deinen Hunger zu stillen?

Nein, nein, ich habe nichts daheim als das Elend, sagte die Alte zusammenschauernd.

Und das Elend folgt uns überall hin, deshalb also beklage Dich nicht.

Aber sage mir nur, weshalb wir hier sind.

Um zu sehen und zu beobachten, sagte Marie feierlich.

Ah, jetzt begreife ich, rief die Alte plötzlich in freudigem Ton. Wir sind nicht blos hier, um zu sehen, sondern auch, um gesehen zu werden. Ach, Du willst endlich meine gute Tochter sein. Du hast die Lehren Deiner Mutter begriffen, und willst endlich das Kapital Deiner Schönheit benutzen.

Laß mich los, Mutter, sagte Marie, indem sie die Hand abschüttelte, welche ihre Mutter liebkosend auf ihre Schulter gelegt. Ich will nicht gesehen werden, Mutter, denn wer mich sieht, der sieht nur meine Schande.

Aber willst Du dies denn niemals wieder vergessen? jammerte die Alte leise.

Nein, niemals!

Das ist thöricht und unvernüftig. Was gewesen ist, das ist gewesen. Du bist zurückgekehrt und wir wollen jetzt ein neues Leben beginnen, Marie.

Ein neues Leben, sagte Marie. Ein neues Leben, wenn Alles todt ist, Mutter, das Herz und die Jugend, die Ehre und das Vertrauen. Ein neues Leben, Mutter, wenn nichts mehr lebt, als das Gewissen.

Wie thöricht Du wieder bist, sagte die Mutter, man hat Dir nichts beweisen können.

Aber man hat mich doch in's Zuchthaus geschickt.

Still, still, sagte die Alte, sich scheu umblickend. Vergiß das Alles, Marie, sei jetzt meine gute Tochter.

Deine gute Tochter, rief Marie mit einem höhnischen Lachen. Ich habe zwei Jahre im Zuchthause gesessen, und Du verlangst von mir, daß ich gut sei. Mutter, Mutter, glaube mir, als ein leichtsinniges Mädchen bin ich gegangen, als eine verstockte Sünderin kehrte ich zurück. Das ist ganz in der Ordnung, und wir wollen uns nicht darüber beklagen, Mutter.

Nein, nein, wir wollen uns nicht mehr beklagen, Marie, sagte die Alte. Wir wollen uns freuen, daß Du wieder da bist, wir wollen —

Plötzlich fühlte sie die Hand ihrer Tochter, welche sich krampfhaft um ihren Arm legte.

Still! sagte Marie mit gebieterischem Ton. Sieh dorthin, Mutter.

Die Alte folgte der Richtung von Mariens Blicken, welche unverwandt auf die Einfahrt geheftet waren. Dort hatte eben eine elegante Equipage Halt gemacht, und der Livréebediente war eben beschäftigt, den Schlag zu öffnen.

Ich habe am Kutschenfenster sein Gesicht gesehen, murmelte Marie.

Wessen Gesicht?

Sieh, Mutter, sieh, sagte das junge Mädchen, und ihre Mutter hörte, wie sie ihre Zähne knirschend auf einander preßte.

Aus der Kutsche war jetzt ein tief in einen Mantel gehüllter Mann hervorgetreten. Während er damit beschäftigt war, zweien Damen beim Aussteigen behülflich zu sein, fiel der Schein der Gaslaternen gerade auf sein Gesicht. Marie schrak in sich zusammen und preßte den Arm ihrer Mutter so fest in ihrer Hand, daß diese aufschrie vor Schmerz.

Laß mich los, Marie, sagte sie.

Still, Mutter, und höre, flüsterte Marie athemlos.

Der Herr hatte so eben die eine der beiden Damen in das Haus geführt, und indem er jetzt zurückkehrte und der andern seinen Arm gab, wandte er sich zu seinem Bedienten:

Der Wagen soll erst um drei Uhr hier sein, Jean, und nicht schon um ein Uhr, wie ich Dir früher befahl. Denn nicht wahr, meine schöne Gräfin, wir soupiren doch?

Ja, wir soupiren, rief die Dame mit einem fröhlichen Lachen, indem sie mit ihrem Kavalier in das Haus trat.

Er ist immer noch derselbe, murmelte die Alte. Immer wohlgemuth und guter Dinge. Wie lustig er lachte, Marie.

Er soll nicht mehr lachen, Mutter, sagte Marie athemlos, indem sie ihre Mutter von der Stelle, wo sie bisher gestanden, fortzog in das Dickicht der Bäume.

Und was ziehst Du mich jetzt von dort weg, Marie? fragte die Alte, indem sie sich vergeblich gegen die überlegene Gewalt der Tochter sträubte.

Du gehst jetzt nach Hause, Mutter, sagte Marie.

Nach Hause! und weshalb nach Hause?

Weil ich es will.

Ah, sieh nur, jammerte die Alte. Sie will die Herrin sein. Ihre alte Mutter soll ihr gehorchen und ihre Magd sein, ihre alte Mutter soll, ohne zu fragen, ihren Willen thun, und doch will sie mir das nicht einmal vergelten mit Liebe, doch ist sie hart und grausam gegen mich. Ach, ach, ich habe ein kaltes, herzloses Kind, ich bin eine unglückliche Mutter.

Das bist Du und Du wirst noch viel unglücklicher werden, als Du es heute bist, Mutter! sagte Marie feierlich. Aber jetzt gehe nach Hause.

Warum hast Du mich denn hierher geschleppt, wenn ich jetzt schon wieder gehen soll?

Ich habe Dich nicht hergeschleppt, sondern Du bist mir, ohne daß ich es wünschte, gefolgt.

Weil ich wissen wollte, wohin Du gingest. Weil ich endlich erfahren wollte, was die Schuld daran trägt, daß meine Marie, seit den zwei Tagen, daß sie zurückgekehrt ist, sich gar nicht um ihre arme Mutter bekümmert, sondern immer wieder fortgeht und sie allein läßt in ihrer dunkeln, kalten Kammer.

Jetzt weißt Du es, Mutter, weshalb ich zwei Tage auf den Straßen umher irrte. Ich wollte wissen, ob er noch hier ist, und ob er noch immer lachen kann. Nun habe ich ihn gesehen und er ist noch immer schön und die schönen Mädchen lieben ihn noch.

Bist Du eifersüchtig? fragte ihre Mutter mit einem heiseren Lachen. Liebst Du ihn denn noch, Marie?

Mariens Hand legte sich schwer und gewichtig auf die

Schulter ihrer Mutter, daß sie fast zusammenbrach unter der Erschütterung.

Gott verzeihe mir, ich glaube, sie schlägt mich! kreischte die Alte.

Ich würde Dich erwürgen, wenn Du nicht meine Mutter wärest, sagte Marie mit schauerlicher Ruhe. Und ich rathe Dir, Mutter, thue niemals wieder so wahnsinnige Fragen, nenne nie seinen Namen, ohne daß ich Dich dazu auffordere, und nur, wenn Du lebenssatt bist und sterben willst, Mutter, dann sage zu mir, daß ich dieses Ungeheuer einst geliebt hätte, nur dann, Mutter, wenn Du sterben willst von meiner Hand.

Du willst doch Deine alte Mutter nicht umbringen?

Und warum nicht? rief Marie mit höhnischem Lachen. Ist es denn schwerer, seine Mutter zu tödten, als —

Die Hand der Alten verschloß die Lippen der Tochter.

Still, mein Kind, sagte sie. Ich weiß, daß Du nur gescherzt hast, und ich will auch nicht mehr klagen. Komm, laß uns nach Hause gehen.

Ich nicht, Du gehst allein!

Nein, nein, Marie, Du wirst mit mir gehen. Die Nacht ist kalt und Du bist so leicht angezogen, Du könntest erfrieren, mein liebes, schönes Kind, komm mit mir!

Nein, Mutter, ich bleibe hier. Ich muß erfahren, wo er wohnt.

Und wie willst Du das erfahren?

Ich werde den Bedienten fragen, wenn er mit dem Wagen zurückkehrt.

Aber hast Du nicht gehört, daß er den Wagen erst um drei Uhr bestellt hat?

Ich habe es gehört.

Und so lange willst Du hier bleiben? In dieser Kälte und so einsam und verlassen! Die ganze Nacht willst Du wachen?

Oh, ich habe schon manche Nacht durchwacht, Mutter, manche Nacht, die noch schrecklicher war, wie die heutige. Gehe also, Mutter, und gönne mir Ruhe. Es nützt nichts, so viel zu sprechen.

Ich gehe, Marie! sagte die Alte traurig. Lebe wohl, Marie!

Ihre Tochter rief sie noch einmal zurück.

Da Mutter, sagte sie, nimm dies Zweigroschenstück, ich fand es heute auf der Straße. Iß Dich erst satt, ehe Du zu Bette gehst.

Die Alte schrie laut auf vor Entzücken.

Ein Zweigroschenstück, sagte sie. Du bist ja ein wahres Glückskind, Marie. So etwas zu finden! Und wenn ich Tage und Wochen lang durch die Straßen schlendere und jeden Stein betrachte, ich finde nie und nimmer etwas. Aber das macht, Du hast so schöne, junge und glänzende Augen, die sehen Alles, und wen sie ansehen, dem hüpft das Herz vor Freuden. Gieb mir jetzt einen Kuß, Marie, Du hast mich noch nicht Einmal geküßt, seit Du zurück bist, noch nicht Einmal hast Du mir erlaubt, meine alten Lippen auf Deinen weichen, rothen Mund zu drücken. Komm, meine liebe, schöne Tochter, laß Deine alte, arme Mutter Dich küssen.

Nein, nein, Mutter, sagte Marie, sie sanft zurückdrängend. Ich habe einen heiligen Eid gethan, daß Niemand auf dieser Welt meine Lippen wieder küssen soll, Niemand, als der Tod oder der Henker.

Wie sie jetzt wieder spricht, heulte die Alte. Was für furchtbare Gedanken sie wieder hat.

Gehe zu Hause, Mutter, und kaufe Dir Brod, damit Du nicht hungerst.

Ja, das will ich, sagte die Alte, schnell erheitert. Brod will ich kaufen und einen Kaffee will ich kochen, einen wirklichen, herzstärkenden Trank. Und ich werde Dir davon in die Kohlen setzen, ja, das werde ich, und einen warmen Trank sollst Du finden, wenn Du heim kommst. Ja, das sollst Du, gewiß, das sollst Du!

Und gleichsam gekräftigt von diesem Gedanken schritt die Alte mit jugendlicher Munterkeit von dannen.

Marie blieb starr und unbeweglich stehen auf der Stelle, wo ihre Mutter sie verlassen; der kalte Nordwind fuhr zischend durch die kahlen Bäume und spielte in Mariens langem Haar und ritzte sich schneidend in ihre Wangen ein.

Sie stand noch immer auf derselben Stelle und schien den Stimmen zu lauschen, welche durch die Nacht und im Geheul des Windes zu ihr sprachen. — Einmal hob sie die Hand und streckte den Arm nach dem glänzenden Kroll'schen Feenpalaste hin.

Dort ist er, sagte sie laut. Und er ist noch schön und glücklich und er lacht noch immer.

Dann ließ sie den Arm wieder sinken und stand wieder unbeweglich da. Eine grauenhafte Stille war um sie her. Die dunkeln Gipfel der Bäume hatten ein fabelhaftes gespenstiges Aussehen. Einmal ließ eine Krähe ihr hartes, ächzendes Geschrei vernehmen, dann wieder pfiff der Wind wie Orgelstimmen durch den Wald. Zuweilen auch hörte man einzelne Töne der Tanzmusik herüberschallen, und diese Töne selbst, so lustig und lockend sie immer klangen, hatten etwas Dämonisches und Grauenerregendes in dieser tiefen, dunkeln Grabesstille.

Vielleicht hörte und gewahrte Marie von alle dem nichts. Sie stand noch immer starr und unbeweglich da; ihr langes Haar flatterte im Winde, und der Mond, welcher eben zwischen zerrissenen Wolken hervortrat, beleuchtete ihr Antlitz, das ruhig und edel war, wie aus Marmor geformt.

Wieder trug der Wind die Töne der Tanzmusik herüber, und jetzt drang ihr schriller, höhnender Ton an Mariens Ohr.

Er tanzt vielleicht, murmelte sie, und er freut sich und lacht dazu.

Mit einer heftigen Geberde warf sie ihr Haupt zurück und blickte empor zum Himmel.

Wie lange wird denn sein Lachen noch dauern? sagte sie ganz laut, und starrte aufwärts zum Monde, als müsse er ihr Antwort ertheilen.

Dann senkte sie wieder ihr Haupt auf ihre Brust und

stand starr und unbeweglich da. Der Wind heulte weiter, die Wolken jagten sich am Himmel und der Mond blickte trübe hernieder auf dieses arme, unglückliche Menschenkind, das an der Welt, an Gott und sich selber verzweifelt war!

X.

Ein glücklicher Zufall.

Der Morgen begann zu grauen, und aus dem Kroll=schen Feenpalaste sah man die Menschen zu ganzen Schaa=ren sich entfernen und der Stadt zueilen. Der Wind trug die Töne einer Uhr herüber, welche die dritte Stunde an=schlug. Marie richtete sich aus ihrem Sinnen empor und näherte sich wieder der Eingangsthür. Dicht an die Mauer gedrückt, schlich sie sich derselben ganz nahe und hinter dem ersten Pfeiler der Ueberdachung sich verbergend, beobachtete ihr brennender Blick unverwandt diese Thür. Plötzlich sah sie in derselben eine maskirte weibliche Ge=stalt erscheinen, gefolgt von einem reich gallonirten Die=ner. Sie trat unter das Portal, um der herausströmen=den Menge Platz zu machen, während ihr Diener mit lauter Stimme nach dem Wagen rief. Dieser konnte sich nur langsam aus der Reihe der harrenden Equipagen her=vorwinden, und während die Dame ihn erwartete, stand sie neben der Säule, hinter welcher Marie sich befand. Aber diese achtete nicht auf sie, ihr Blick ruhte noch immer

auf der Eingangsthür, und ihre fest zusammengepreßten Lippen murmelten leise Worte der Ungeduld und des Zornes. Plötzlich vernahm sie dicht neben sich einen Namen, der sie erbeben und in sich schauern machte. Sie hielt den Athem an und lauschte. Es war die maskirte Dame, deren Wagen jetzt vorgefahren war, und die mit halblauter Stimme ihrem Diener ihre Befehle ertheilte.

Du kennst also den Major Bernthal ganz genau? fragte die sanfte und wohllautende Stimme der Dame.

So genau, gnädigste Frau Baronin, sagte der Diener, daß ich ihn unter jeder Verkleidung wieder erkennen würde.

Er hat sich nicht einmal die Mühe genommen, eine Maske zu tragen, erwiderte die Dame, aber die beiden Damen, welche er führt, sind maskirt, und ich muß wissen, wer sie sind und wo sie wohnen. Wir werden also ihrem Wagen folgen, und Du wirst Dir die Adressen, sowohl die der Damen als auch die des Barons, merken. Achtung, Friedrich, da erscheinen sie in der Thür. Laß meinen Wagen einige Schritte seitwärts fahren und warten, bis der ihrige vorgefahren. Dann folgen wir ihnen.

Während die Dame so sprach, hatte sie ihren Wagen bestiegen. Der Bediente schloß den Schlag und der Wagen lenkte seitwärts in eine schattige Allee ein, wo er nach wenigen Schritten Halt machte.

Marie hatte jedes Wort vernommen, ein rascher Blick auf die Eingangsthür zeigte ihr dort Den, auf dessen Erscheinen sie diese ganze lange Nacht hier geharrt.

Ihre Lippen murmelten einen wilden Ausruf des Zornes und der Verwünschung, dann schlüpfte sie leise hinter

dem Pfeiler hervor, und lief zu dem in der Allee harrenden Wagen der Dame. Der Diener hatte sich zu dem Kutscher auf den Bock geschwungen, um ihm besser seine Ordre ertheilen zu können. Der hintere Wagentritt war daher leer, Marie schwang sich hinauf, und indem sie sich fest an den Handgriffen anklammerte, sagte sie fast freudig: Ich werde also jetzt erfahren, wo er wohnt und wo ich ihn finden kann.

Eben rollte ein Wagen unter der Bedachung hervor, auf ein Zeichen des Dieners flog der Wagen, auf welchem Marie stand, ihm nach, und folgte ihm in die Stadt hinein. Es war ein wildes Jagen, ein rasender Wettlauf. Der Kutscher des ersten Wagens, welcher glaubte, daß der zweite beabsichtige ihn zu überholen, um die größere Schnellkraft seiner Pferde zu zeigen, fühlte sich daher in seiner Ehre eines Wagenlenkers gekränkt und hieb immer wüthender auf seine Pferde ein. Wie von Furien gepeitscht, flogen sie dahin, und in rasendem Lauf folgte ihnen der zweite Wagen.

Marie stand schwankend und halb betäubt auf dem schmalen Brette des Wagens, welches unter ihren Füßen erzitterte. Nur mit der äußersten Kraftanstrengung vermochte sie sich noch an den seidenen Handgriffen anzuklammern.

Mit lautem Donner rollten die Wagen über das Steinpflaster hin. Jetzt bog der erste um eine Straßenecke, in rascher Wendung folgte ihm der zweite. Aber diese plötzliche, unvermuthete Schwenkung gab dem Wagen einen schnellen Ruck. Mariens Hände glitten ab von den

Handgriffen, ihre Füße rutschten von dem Tritte ab, mit einem gellenden Schrei stürzte sie auf das Steinpflaster.

Im selben Moment hielt der Wagen. Die Dame, welche diesen durchdringenden Jammerschrei vernommen, hatte an der Schnur gezogen und anzuhalten befohlen. Alles Andere vergessend hatte sie ihren Diener beauftragt, zu sehen, was es gebe, und ob man vielleicht unglücklicher Weise bei diesem rasenden Wettlauf irgend Jemand beschädigt habe.

Der Diener trat jetzt an den geöffneten Wagenschlag. Gnädigste Frau Baronin, sagte er, es ist nur eine Bettlerin, ein armes Weib, welches blutend und halb ohnmächtig auf der Straße liegt.

Oh mein Gott, ein armes Weib! rief die Dame, indem sie rasch den Wagen verließ und sich der Unglücklichen näherte.

Sie ist in der That ohnmächtig, sagte sie, und wie sie blutet.

Und ein zartes, durchsichtiges Spitzentuch von ihrem Halse lösend, band die Dame es mit sorgsamer Hand um Mariens blutende Schläfe. Dann zog sie ein goldenes Flacon hervor und goß den Inhalt über des Mädchens marmorweißes Gesicht.

Während dieser eifrigen Bemühungen der Dame hatte die Schleife, welche ihre Maske unter dem Kinn zusammenhielt, sich gelöst und diese war herabgesunken.

Unter derselben zeigte sich jetzt das schöne und von innigem Mitleid durchglühte Angesicht Lucindens.

Sie achtete gar nicht auf den Verlust ihrer Maske,

ihre Blicke waren unverwandt auf das arme, bleiche Mädchen gerichtet, dessen Haupt sie sorgfältig auf ihrem Schoooße gebettet hatte und deren Schläfe sie mit stärkender Essenz rieb.

Ach, sie erholt sich, flüsterte die Baronin jetzt, ihre Wangen röthen sich. Jetzt, Friedrich, nimm sie vorsichtig auf Deinen Arm und trage sie in den Wagen.

Aber Marie, welche die Augen aufgeschlagen und die Worte Lucindens verstanden hatte, wehrte den sich ihr nähernden Diener mit Heftigkeit zurück.

Nein, sagte sie rauh, kümmert Euch nicht um mich. Es hat sich Niemand darum zu kümmern, ob ich leide und blute. Jagt nur, so schnell Ihr könnt, seinem Wagen nach, das ist das Wichtigste.

Und indem sie noch immer betäubt von dem heftigen Fall ihr Haupt zurücksinken ließ, flüsterte sie in sich hinein: ich muß wissen, wo er wohnt. Schnell, fahrt zu, jagt ihm nach! Sagt mir, wo Bernthal wohnt.

Lucinde blickte ihr erstaunt in das zuckende Angesicht, auf dessen Zügen jetzt ein finsterer Haß zu lesen war.

Sie neigte sich über Marien hin und fragte leise: Du kennst also den Major Bernthal, mein Kind?

Ich kenne ihn, sagte sie, und ich hasse ihn!

Lucinde faßte heftig ihre Hand. Dann sind wir Schwestern, sagte sie, denn auch ich hasse ihn!

Marie stieß mit einer unsanften Bewegung diese kleine Hand, welche die ihre drückte, zurück.

Berührt mich nicht, sagte sie. Die schöne, reiche Frau kann keine Gemeinschaft haben mit der Bettlerin. Was

kümmerts Sie, ob ich ihn hasse? Es hat mich Niemand darum zu fragen, und mich geht's nichts an, ob Sie ihn lieben.

Wir müssen uns durchaus verständigen, sagte Lucinde sanft. Folge mir in meine Wohnung. Mein Diener soll Dich in den Wagen tragen, und wir wollen vor allen Dingen dafür sorgen, daß Deine Wunde nachgesehen und verbunden werde.

Meine Wunde? sagte Marie erstaunt, und fuhr sich mit der Hand an die Stirn. Sie hatte in ihrer Betäubung weder ihre Wunde, noch den leichten Verband derselben bemerkt.

Jetzt riß sie heftig das von ihrem Blute geröthete Tuch fort, und indem sie es mit einem verächtlichen Lächeln bei Seite warf, sagte sie: solch' ein Bischen Blut und davon macht Ihr solch Aufhebens. Es thut nichts, geht fort und lasset mich allein, ich bin daran gewöhnt, Blut zu sehen, und brauche keine Hülfe.

Aber Lucinde legte mit einem sanften Lächeln das Tuch wieder auf die blutende Wunde.

Erlaube mir wenigstens aus Mitleiden mit mir, daß ich für Dich sorge, sagte sie. Ich trage die Schuld an diesem Mißgeschick, es ist daher meine heiligste Pflicht, Dir beizustehen.

Marie blickte erstaunt und mißtrauisch in Lucindens edles Angesicht. Pflicht! murmelte sie, es hat mir noch Niemand gesagt, daß er Pflichten gegen mich habe, aber sehr Viele haben mir gesprochen von den Pflichten, welche ich zu erfüllen hätte, und wenn sie es thaten, so geschah

es, um mich zu strafen, weil ich sie nicht erfüllt hatte. Pflichten gegen ein erbärmliches Geschöpf, wie ich es bin! Gehen Sie, wir haben nichts miteinander zu theilen, auch nicht das Mitleid.

Aber den Haß, flüsterte Lucinde.

Indeß näherte sich der Diener mit ehrfurchtsvoller Miene seiner Herrin.

Gnädigste Baronin, sagte er, ich wage es, Ew. Gnaden zu erinnern, daß der Morgen hereinbricht, und daß Ew. Gnaden sich hier auf offener Straße befinden.

Lucinde lächelte. Du hast Recht, mein guter Alter, sagte sie, dieses Lager ist nicht weich genug für eine arme Kranke. Laß uns nach Hause eilen, und ihr ein besseres bereiten. Laß Dich von ihm in den Wagen tragen, mein Kind.

Aber Marie war aufgesprungen und stieß den Diener zurück. Ich bin nicht krank, sagte sie, und ich will weder Eure, noch irgend eines Menschen Hülfe. Laßt mich gehen.

Sie that einige Schritte, aber ihre Füße schwankten und ihr Kopf sank schwer auf ihre Brust.

Komm, ich will Dich führen, sagte Lucinde sanft.

Nein, nein, rief sie hart, ich will nicht in Euer Haus, ich will zu meiner Mutter.

Ah, Du hast also eine Mutter, sagte Lucinde, dann ist es billig, daß wir Dich zu ihr führen, denn gewiß wird sie schon in großen Sorgen um Dich sein. —

Marie schlug ein lautes, höhnisches Gelächter auf, aber erwiderte nichts. Dann nach einer Pause sagte sie: Meine Füße tragen mich nicht. Wollen Sie mich zu

meiner Mutter bringen? Ich werde Ihre glänzenden, schönen Kissen nicht mit meinem Blute beflecken. Es ist genug, wenn Sie mir erlauben, hinten auf dem Wagentritt zu sitzen, und wenn Sie ein wenig langsam fahren.

Lucinde gab statt aller Antwort ihrem Diener einen Wink und trug mit ihm das schwankende und taumelnde Mädchen zu dem Wagen hin.

Wohin sollen wir Dich fahren? fragte sie.

Marie gab mit schwerer Zunge die Adresse an und der Wagen rollte fort.

Bald hielt der Wagen in einer abgelegenen, engen Quergasse vor einem finstern, halbverfallenen Hause. Eine lautlose, melancholische Stille herrschte in der Straße, die Fenster waren überall geschlossen, nirgends zeigte sich eine Spur des Lebens, der Thätigkeit; nur vor diesem Hause, an welchem der Wagen angehalten, kauerte auf der Schwelle der Thür ein zusammengedrücktes in Lumpen gehülltes altes Weib. Sie hatte wenig Acht auf die glänzende Equipage vor ihrer Thür, sondern blickte mit scharfem Späherauge die Straße entlang, als ob sie dorten Jemand erwarte.

Marie zeigte mit der Hand nach dem alten Weibe hin. Das ist meine Mutter, sagte sie.

Dann rief sie mit lauter, gebieterischer Stimme ihre Mutter herbei.

Die Alte zuckte zusammen, und sprang empor. Sie hat mich gerufen, rief sie. Sie will also ihre alte Mutter nicht verlassen. Sie kommt wieder.

Komm hierher, befahl Marie, aber laß das Gewinsel.

Die Alte schwieg sogleich und humpelte mit einem

zärtlichen Grinsen nach dem Wagen hin, dann, als sie Mariens verbundenen und blutenden Kopf gewahrte, brach sie in ein lautes Jammergeheul aus.

Mein Kind ist verwundet. Meine schöne Marie blutet, schrie sie.

Schweig, Mutter, und hilf mir, daß ich aussteige, sagte Marie matt, indem sie der Alten ihre Hand hinreichte.

Diese hob sie mit jugendlicher Rührigkeit in ihre Arme. Komm, mein Kind, komm, sagte sie. Laß Dich endlich an mein Herz drücken. Ja, und ich will endlich diese Lippen küssen, Deine schönen, rothen Lippen, welche mir noch nicht den Willkommenskuß gegeben.

Sie drückte Marie fest in ihre Arme und küßte sie. Marie wehrte sich nicht. Sie war ohnmächtig geworden.

Sie ist todt, ja sie ist todt! schrie die Alte. Ihr habt mir mein Kind gemordet. Wer hat das gethan? wer hat sie geschlagen, daß sie ihr schönes, rothes Blut vergossen hat?

Lucinde, welche auch den Wagen verlassen hatte, berichtete der Alten von dem Unfall Mariens und bat sie, die Ohnmächtige vor allen Dingen in's Haus und auf ihr Bett zu bringen.

Ihr Bett! schrie die Alte. Wir haben kein Bett, und unser Lager ist nicht weicher als das Steinpflaster. Aber wir wollen sie in's Haus tragen und ich will sie in meinen Armen erwärmen.

Sie öffnete die Hausthür und trug die noch immer Ohnmächtige mit dem Diener auf die Hausflur. Dort ließen sie sie auf der Treppe nieder, und die Alte riß jetzt mit schweigender Hast das Tuch ab und untersuchte die Wunde.

Es ist nichts, murmelte sie leise, es ist nur ein leichter Fall oder ein Stoß. Meine schöne Marie wird nicht daran sterben.

Ihr glaubt also, daß es keine Gefahr hat? fragte Lucinde theilnehmend.

Seht Ihr denn, daß ich mir die Haare ausraufe und meine Glieder zerschlage? fragte die Alte. Ihr seht's nicht, und also könnt Ihr wissen, daß es keine Gefahr hat.

Doch scheint sie bis zum Tode erschöpft, sagte Lucinde.

Die Alte heftete jetzt den ersten prüfenden Blick auf die theilnahmsvolle Fragerin, dann einen zweiten auf die elegante Equipage und auf die reich gallonirte Dienerschaft, und jetzt trat ein lauernder, gieriger Ausdruck in ihr Gesicht.

Oh, sagte sie, Sie sind reich, Sie wissen nicht, was wir Armen leiden. Meine Tochter ist erschöpft, weil sie seit zwei Tagen nichts gegessen hat, weil sie dem Verhungern nahe ist.

Oh, mein Gott, dem Verhungern nahe, rief Lucinde, indem sie der Alten ihre Börse darreichte.

Diese griff mit der hastigen Gier eines Raubthieres nach dem Gelde, indem sie zugleich einen scheuen und ängstlichen Blick auf ihre Tochter warf.

Sie hat's nicht gesehen, flüsterte sie, sonst wäre sie im Stande und verlangte, daß ich es wieder abgebe. Ach, ich bin eine sehr unglückliche Frau, ich habe ein so stolzes, störriges Kind.

Lucinde faßte rasch ihre Hand. Ich will Euch bei-

flehen und Ihr sollt nicht mehr hungern, sagte sie. Aber zuerst sagt mir, wo war Eure Tochter diese Nacht?

Sie stand die ganze lange Nacht draußen im Thiergarten und erwartete ihn.

Wen?

Gebt mir noch etwas Geld und ich sag's Euch, flüsterte die Alte mit habgierigen Blicken.

Ihr sollt morgen mehr haben, ich gab Euch heute Alles, was ich bei mir trug. Sagt schnell, wen erwartete sie.

Den Baron von Bernthal, murmelte die Alte, indem sie wieder einen scheuen Blick auf ihre Tochter warf.

Welch' ein seltsamer Zufall, flüsterte Lucinde sinnend. Dann wandte sie sich an die Alte.

Sorgt jetzt für Euer Kind, sagte sie. Schafft ihr Nahrung und Erquickung. Morgen besprechen wir das Weitere.

Wo? fragte die Alte.

Hier bei Euch, sagte Lucinde nach kurzem Besinnen. Ich komme zu Euch. Haltet Euch in den Morgenstunden daheim und erwartet mich. Wo wohnt Ihr?

Auf dem Hofe im früheren Pferdestall, sagte die Alte grinsend. Will die geputzte reiche Dame da das arme Bettelvolk besuchen?

Ich komme ganz gewiß. Jetzt aber laßt uns die Schläfe Eurer Tochter mit dieser Essenz reiben, damit sie sich erholt.

Die Alte schob Lucindens Hand mit dem Flacon zurück. Nein, sagte sie hastig, weckt sie noch nicht. Sie leidet dann nicht, daß ich sie küsse. Aber ich muß sie

küssen, ihre Lippen sind so süß und weich. Geht, laßt mich allein mit meiner Tochter.

Als Lucinde den Wagen bestiegen hatte und den Blick noch einmal zurückwandte, sah sie, wie die Alte ihr ohnmächtiges Kind an die Brust gedrückt hatte und ihr bleiches Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

XI.

Intriguen.

Es war am Morgen nach den in dem vorigen Kapitel geschilderten Ereignissen. Frau Welmer, Mariens alte Mutter, erwartete die schöne Dame, welche ihr in dieser Nacht ihre Tochter zurückgebracht hatte. Sie hatte ihrer Wohnung ein gewissermaßen festliches Ansehen gegeben, um des vornehmen Besuches würdig zu sein, das heißt, sie hatte dieses kleine, kaum einen Fuß hohe Fenster, durch welches allein der ganze Raum sein Licht erhielt, von dem Staub und den Spinneweben gereinigt und es geöffnet, um ein wenig Luft einziehen zu lassen in diesen Raum, welchen das Weib mit spöttischem Lachen ihren „Saal" zu nennen pflegte, welcher aber in der That ein Pferdestall war. Ein Pferdestall, den der Hauswirth nicht hatte vermiethen können, und den er, um doch ein wenig von den Zinsen zu retten, jetzt an die alte Lumpensammlerin vermiethet hatte. Uebrigens war dieser Pferdestall noch nicht die schlechteste Wohnung, welche das Weib gehabt hatte, sie kannte deren, gegen welche dies hier ein Palais, ein

wahres Lustschloß zu nennen war. Einmal hatte sie ein Zimmer bewohnt, das sie mit drei andern Familien theilte. Ein Kreidestrich, welcher kreuzweise über den Fußboden gezogen war, bezeichnete jeder Abtheilung dieser vier Familien den ihr zugewiesenen Raum, aber er verhinderte nicht, daß sie Alle von dem Kindergeschrei der einen Abtheilung, von den oft in blutigen Schlägereien ausartenden ehelichen Zwistigkeiten der andern, von dem Jammergestöhn des kranken Inhabers der dritten Abtheilung, und von den stinkenden und eklen Lumpen, welche Frau Welmer in der vierten Abtheilung aufgestapelt, zu leiden hatten. Aus dieser Höhle des Elends hatte sich das alte Weib in den Pferdestall gerettet, froh, mindestens einen Raum für sich allein zu haben, der ihr ungestörte Einsamkeit und ruhige Nächte sicherte. Freilich, es gehörte eine vollkommene Erfahrung und Kenntniß des menschlichen Elends dazu, um diesen Ort erträglich zu finden, und diesen dunklen melancholischen Aufenthalt als eine eines Menschen würdige Wohnung zu betrachten.

Die Wände, welche einst geweißt gewesen, zeigten sich aller Orten des oberflächlichen Anstrichs entkleidet und man sah die rohe Lehmwand darunter hervorscheinen, der Fußboden war weder mit Brettern, noch auch mit Steinen belegt, sondern bestand ganz einfach und kunstlos aus der festgestampften Erde; in der einst für die Pferde bestimmten Krippe war etwas Stroh aufgehäuft, denn diese Krippe war jetzt das Lager des alten Weibes und ihrer Tochter. Unter derselben sah man alle Arten von Lumpen und schmutzigem Geräth zu ganzen Haufen aufgestapelt; dies

war das „Waarenlager" der Lumpensammlerin, der einzige Schatz dieser jammervollen Wohnung. Aber nein, es gab deren noch mehr Schätze. Da war dieser weiße Tisch im Vorgrund, neben dem vier binsengeflochtene Stühle prangten, und auf dem man den unerhörten Luxus einer braunen Kaffeekanne und mehrerer Tassen gewahrte. Da war auch an der Wand ein alter halbzerfallener Schrank, hinter dessen zerbrochenen Glasscheiben einige Töpfe, Teller und Gläser prangten. Auch sah man einen kleinen eisernen Ofen, der zugleich den Heerd bildete, und dessen schwarze Röhre sich wie ein langes Spinnebein an der Wand hinzog, die einzige Unterbrechung dieser schmutzigen und kahlen Wand bildend.

Frau Welmer, wie gesagt, erwartete die schöne Baronin Lucinde, und sie hatte deshalb ihren gewöhnlichen morgendlichen Geschäftsgang zur Untersuchung der Rinnsteine und Schutthaufen der Höfe unterlassen. Der Korb mit der Hacke stand unbenutzt in der Ecke.

Frau Welmer hatte für heute dem kleinen Geschäftsleben entsagt, weil sie hoffte, daheim ein besseres Geschäft zu machen.

Indeß war es schon ziemlich spät geworden, Frau Welmer stand daher mit sichtbarer Ungeduld und Angst in der offenen Thür ihres „Saales" und murmelte einzelne Ausrufe des Unwillens und Aergers vor sich hin.

Marie schien diese Ungeduld der Alten nicht zu theilen. Sie saß nachlässig hingestreckt auf einem der Stühle und starrte gedankenvoll in den leeren Raum. Ihr edles, schöngeformtes Antlitz war auch heute von einer durch-

sichtigen Blässe, gegen welche dieser blutrothe Streifen der Wunde an der Seite der Stirn um so stärker kontrastirte. Ihr Haar hing wieder in langen ungeflochtenen Streifen über ihre Schläfe und ihren Nacken nieder, ihr graues Kattunkleid, welches hier und da zerrissen war, ließ ihre Arme und ihren Hals, um welchen sie ein dunkelrothes Tuch geschlungen, frei. Der Arm der mediceischen Venus war nicht schöner geformt als dieser Arm der Bettlerin, und niemals konnte man edlere und stolzere Formen sehen, als dieser Nacken und die ganze Gestalt Mariens sie zeigte. Inmitten eines Palastes, umrauscht von Sammet und Seide, würde sie die Königin der Schönheit gewesen sein und Jedermann würde sie angebetet haben; in diesem elenden Raume, in diesen Lumpen war sie nichts als ein verlorenes Weib und Niemand achtete ihrer.

Sie verlangte auch kein Mitleid und keine Theilnahme, sie wollte ganz einsam sein mit ihrer Qual, ganz unbeklagt mit ihrem Haß. Sie glaubte an kein Bedauern, und sie würde Jeden verlacht haben, der ihr gesagt hätte, daß ihr Schicksal ihm Erbarmen einflöße. Sie hatte eine stolze, kalte Seele, welche von keinem Strahl des Glückes mehr erwärmt werden konnte.

Wie sie jetzt in die Luft starrte, bewegte sie leise die Lippen. Was flüsterte sie? Niemand hätte es verstehen können, wie nah er auch immer bei ihr gestanden. Sie flüsterte, und sprach mit ihren Gedanken und mit dem rachedurstigen Haß in ihrer Brust.

Nur einmal hörte ihre Mutter sie zwischen den zu-

sammengepreßten Zähnen hervormurmeln: und ich weiß immer noch nicht, wo er wohnt!

Du wirst es erfahren, mein Kind, sagte die Alte, diese fremde, vornehme Dame wird ganz gewiß kommen und sie wird es Dir sagen.

Sie wird nicht kommen, sagte Marie.

Sie wird kommen, und sieh nur — da ist sie schon!

In der That, die Thür des großen Vorderhauses hatte sich eben geöffnet und die Baronin Lucinde war, sich ängstlich nach allen Seiten umschauend, in den Hof getreten.

Gehe ihr nicht entgegen, Mutter! sagte Marie; ich will sie erst ansehen, und auf ihrem Gesicht lesen. Zieh die Thür ein wenig heran, daß sie uns nicht sogleich sieht.

Die Alte gehorchte murrend und die Grillen ihrer Tochter verwünschend.

Du wirst machen, daß sie am Ende wieder fortgeht, ohne uns gesehen zu haben, murrte sie.

Marie winkte ihr mit der Hand zu schweigen, und sah durch die halbgeöffnete Thür mit scharfem Blicke auf Lucinde hin, welche unschlüssig, wohin sie sich zu wenden habe, noch immer scheu und ängstlich an der Hausthür stand.

Sie ist sehr schön, sagte Marie.

Nicht so schön wie Du, rief die Alte eifrig, gewiß nicht so schön, wie Du sein würdest, wenn Du, wie sie, in weichen Betten schlafen und seidene Kleider tragen könntest. Und Du könntest das Alles haben, wenn Du nur wolltest.

Still, Mutter, geh hin und führe die Dame her.

Die Alte schlug sogleich die Thür zurück, daß sie sich klirrend in den Angeln drehte, und humpelte mit einem grinsenden Lächeln zu Lucinden hin, die ihr mit einem freudigen Ausruf entgegen kam, und der Alten zu ihrer düstern Behausung folgte.

Marie blieb unbeweglich auf ihrem Stuhl sitzen. Ihr Schritt ist leicht, wie ein Lufthauch, flüsterte sie, aber er wird auch schon schwer werden und gramgebückt.

Eben trat Lucinde durch die Thür und reichte Marien mit einem freundlichen Lächeln die Hand hin, während sich die Alte in Jubel und Danksagungen ergoß über die große Ehre, welche ihr zu Theil würde, den Besuch einer so vornehmen Dame zu empfangen.

Mariens erste Bewegung war, ihre Hand auszustrecken, um sie in Lucindens Rechte zu legen, plötzlich aber zog sie sie rasch zurück und verbarg sie unter ihrem Busentuche.

Du willst mir Deine Hand nicht geben? fragte Lucinde sanft, Du zürnest mir noch immer, weil ich die unverschuldete Ursache Deines Unfalls in dieser Nacht gewesen?

Marie schüttelte langsam das Haupt. Nein, sagte sie, ich zürne Ihnen nicht um einer so kleinen Sache willen. Aber ich kann Ihnen meine Hand nicht geben.

Und weshalb nicht?

Weil Sie sich nicht besudeln sollen, indem Sie ein Geschöpf, wie ich es bin, berühren!

Hören Sie nicht auf sie, allergnädigste Frau, heulte die Alte, sie findet ein Vergnügen daran, sich schlecht zu

machen, sie ist ein hartes und grausames Kind gegen ihre Mutter und gegen sich selber.

Lucinde schien weder das Unfreundliche und Schauerliche dieses sogenannten „Saals," noch das Unsaubere und Gebrechliche dieser Stühle zu bemerken. Sie setzte sich dicht neben Marien nieder und sah ihr mit jenem zauberhaften Lächeln, dem noch Niemand widerstanden hatte, in das blasse edle Angesicht.

Du siehst, sagte sie, daß ich gekommen bin, eigends um Dich zu sehen, Du wirst mich doch nicht zurückweisen?

Wenn ich es thue, so geschieht es zu Ihrem Besten, murmelte Marie, indem sie starr vor sich hinblickte.

Nein, sie wird Euch nicht zurückweisen, kreischte die Alte, sie wird Eure Hände und den Saum Eures Kleides küssen und Euch danken für Eure Huld und Gnade.

Marie runzelte die Stirn und hielt der Alten eine drohende Faust hin, dann wandte Sie sich an die Baronin, und sagte in ihrer raschen, rauhen Weise: Sagen Sie's gerade heraus, was wollen Sie von mir? Denn eine so vornehme und schöne Dame geht nicht in ein finsteres Loch, wie dieses hier, um verworfenes Gesindel, wie wir, aufzusuchen, und zu fragen, wie sie sich befinden. Dazu haben Sie Ihre Diener und Lakaien, die wie Windspiele wedeln und immer hülfreich sind, wenn es gilt, ein armes Mädchen zu verführen. Sagen Sie's also schnell, was wollen Sie von mir?

Lucinde sah einen Moment verwirrt vor sich hin. Dann schaute sie wieder empor und lächelte. Sie hatte

einen Entschluß gefaßt, sie wollte die Wahrheit sagen, um sie auch von Marien zu erfahren.

Es ist wahr, sagte sie, ich komme nicht blos aus Theilnahme, sondern auch aus Neugierde hierher.

Ich wußte es, murmelte Marie, während die Alte ihre lauernden und stechenden Blicke unverwandt auf die Baronin heftete.

Es war ein wunderbarer Anblick, diese drei Frauen zu sehen, so verschieden alle drei in ihrem Aeußern und in ihrem Innern und doch zu dieser Stunde in denselben Gedanken und Wünschen sich begegnend.

Wie eine Lichterscheinung stand Lucinde zwischen diesen beiden von Elend und Unglück zerbrochenen Gestalten, und neben Mariens zürnender, dämonischer Schönheit leuchtete ihr reines, klares Angesicht wie das eines Engels hervor. Aber Niemand von diesen Dreien dachte daran; sie hatten, wie gesagt, alle einen und denselben Gedanken, und Jede wollte die Andere erforschen.

Sie kamen aus Neugierde, sagte endlich Marie mit ihrer müden, tonlosen Stimme. Ich habe Ihnen wohl in dieser Nacht einen Namen genannt, den Sie kennen, nicht wahr?

Lucinde nickte. Und von dem ich durch Dich noch Weiteres erfahren möchte, flüsterte sie leise.

Marie sah sie mit einem durchbohrenden Blick an. Lieben Sie ihn? fragte sie.

Lucinde ertrug diesen Blick mit einem ruhigen Lächeln. Nein, sagte sie, ich liebe ihn nicht, sondern ich hasse ihn!

Zum ersten Male flog ein Strahl innerer Genugthuung

über Mariens farbloses Gesicht, und um ihre Lippen spielte etwas wie ein mattes Lächeln.

Er hat Sie also auch verlassen und betrogen? fragte sie. Er hat aus Ihnen auch ein verworfenes Geschöpf gemacht, und ein elendes, ach so elendes, zertretenes Weib.

Lucindens edle und klare Stirn umwölkte sich und diese reine und stolze Schönheit erröthete vor dieser unwürdigen und demüthigenden Vermuthung. Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie sich erheben wie eine zürnende Gottheit, und den Staub von ihren Füßen schüttelnd, der Niedrigkeit und dem entehrenden Elend dieser Höhle entfliehen, aber dann schaute sie in dieses edle, im Unglück versteinerte Antlitz Mariens und bezwang ihren Unmuth.

Nein, sagte sie sanft, er hat mich weder verlassen, noch mich unglücklich gemacht, aber ich hasse ihn dennoch, weil ich das Böse hasse, und weil ich weiß, daß er so viele meiner unglücklichen Mitschwestern in Elend und Schande geführt hat.

Elend und Schande komme über ihn! murmelte Marie.

Er ist ein Teufel, kreischte die Alte, ein Ungeheuer, welches mein schönes, unschuldiges Kind verderbt hat. Ach, sie war so gut und so schön, sie war wie ein Engel so sanft und so unschuldig, und alle Engel im Himmel hatten ihre Freude daran, wenn meine Marie Sonntags mit ihrem Gesangbuch unterm Arm in die Kirche ging.

Nur Du nicht, Mutter, sagte Marie, Du schlugst mich oft, weil ich es that. Aber schweig jetzt, und laß mich mit dieser Frau reden. Hören Sie und geben Sie wohl Acht, was ich Ihnen sage.

Wenn dieser Mann, den wir Beide meinen, Sie nicht so tief gekränkt und verletzt hat, daß Sie lieber unter tausend Martern und Qualen sterben wollen, als ihm zu zu vergeben; wenn Sie ihn nicht so tief hassen, daß Sie Ihr Blut tropfenweise hingeben möchten, um ihm damit Unglück und Jammer zu erkaufen; wenn Sie nicht, wie ich, zwei Jahre hindurch lange und schweigsame Nächte, ohne Schlaf und ohne Frieden, auf Ihrem Lager gesessen und darüber gebrütet haben, wie Sie ihn vernichten und verderben könnten; wenn Sie ihn nicht so hassen, daß Sie jede Stunde für verdammt und verloren erachten, die Sie nicht damit hingebracht, ihn zu verfluchen: dann sprechen Sie nicht zu mir, daß Sie ihn hassen, und daß wir den Weg, den ich gehen muß, zusammen gehen wollen!

Lucinde fühlte sich wie bezaubert von dieser tiefen, zermalmenden Gluth, welche in den Worten, in den Geberden, in der ganzen Ausdrucksweise Mariens lag.

Sie reichte ihr entschlossen die Hand hin. Wir wollen zusammen gehen, sagte sie.

Und jetzt sträubte Marie sich nicht, diese kleine, durchsichtige, zarte Hand zu ergreifen und sie fest in der ihren zu drücken, während ihre Mutter mit einem widerlichen Lachen rief: Das wird ein lustiger Hexentanz werden, und wir wollen dem Teufel einen Braten zuführen, an dem die ganze Hölle ihre Freude haben soll.

Und nun sagen Sie mir, weshalb Sie ihn hassen, und warum Sie ihn verderben wollen, da Sie doch sagen, daß er Sie nicht betrogen hat, sagte Marie.

Er hat Schmach und Unglück über eine ganze Familie

gebracht, welche ich kenne und liebe, rief Lucinde im inneren Unwillen erglühend. Um ein verharrschtes, längst beweintes Unrecht, das einst seiner Mutter geschehen, zu rächen, hat er ein junges Weib verführt, nur um ihren Gatten zu beschimpfen, hat er dann später die Tochter dieser seiner ersten Geliebten in sein teuflisches Netz gezogen und sie so lange umgarnt mit seinen Liebesschwüren und seinen Zauberkünsten, bis sie ihm auch verfallen war und ihre Ehre und ihren guten Namen an ihn hingegeben hatte. Und nun droht er diesen armen, getäuschten und von ihm verrathenen Frauen mit der Veröffentlichung ihrer Schande, und brandschatzt sie, indem er, sobald sie nicht seinen Willen thun, droht, die Briefe, welche sie ihm in den Tagen der Liebe geschrieben, zu veröffentlichen und der ganzen Welt Preis zu geben.

Es ist ein schlauer Fuchs, kreischte die Alte.

Marie hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört; jetzt erhob sie sich von ihrem Sessel und streckte mit einer Art erhabenen Pathos ihre Arme empor.

Sein Maß ist voll, sagte sie feierlich. Die Stunde der Rache hat geschlagen. Bis jetzt hat er Leiden verursacht, von nun an soll er leiden und groß sollen seine Qualen sein!

Wie sie so dastand in ihrer erhabenen Haltung, glich sie einer finsteren Gottheit, welche die Geister der Rache herauf beschwört, ihr zu dienen.

Lucinde erbebte, und ein Schauer der Furcht durchrieselte sie. Es kam ihr vor, als sei sie plötzlich in eine Zauberhöhle gerathen, sie fühlte sich umringt von unheim-

lichen Dämonen. Dieser finstere Raum erinnerte sie an jene Hexenküchen, von denen sie in ihren Kindertagen gehört, dieses marmorblasse, schöne Mädchen mit dem flatternden Haar und den zornglühenden Augen glich ganz einer bösen Fee, und die Alte, welche eben vor dem Ofen kauerte und unter höhnischem Lachen und Flüstern die verglimmenden Kohlen anblies, war die Hexe, welche den Zauberbrei kochte.

Marie war indeß aus ihrer Extase erwacht, sie sank wieder zurück in ihren Sessel und starrte schweigend in die Luft. Plötzlich wandte sie sich zu Lucinden hin.

Er soll diese Briefe herausgeben!

Er wird es nicht thun, rief Lucinde.

Er wird es thun, und weil er es nicht freiwillig thut, werden wir ihn dazu zwingen. Wir werden ihn martern und quälen, bis er in der Angst seines Herzens uns Alles gewährt. Ach, ich danke Euch, Ihr habt mir einen Weg gezeigt, wie ich ihn strafen kann. Es wäre nicht genug gewesen, ihn zu tödten, er muß auch leiden und Qualen erdulden, bevor er stirbt. Und doch wird er niemals so viel leiden, als ich gelitten habe.

Sie schwieg wieder und starrte wieder vor sich hin, während jetzt auf ihren bleichen Wangen zwei Purpurrosen, die unheimlichen Blumen eines frühen Grabes, aufblühten.

Und hast Du denn so viel gelitten, armes Kind? fragte Lucinde.

Sie fragen, ob sie gelitten hat, kreischte die Alte. Sehen Sie doch ihre bleichen Wangen an und ihre abgemagerte Gestalt. Oh, Sie hätten sie sehen sollen vor

drei Jahren, wie ihre Wangen glühten und ihre Augen funkelten und wie voll und rund ihre prächtigen Glieder waren. Oh damals hätten Sie sie sehen müssen, als sie mit ihrem Liebsten, dem schmucken Tischler Karl, des Sonntags Arm in Arm —

Mutter! schrie Marie, indem sie, einer Furie gleich, emporsprang und den Arm der Alten packte und so heftig drückte, daß diese laut aufschrie vor Schmerz.

Habe ich es Dir nicht verboten, von ihm zu sprechen, schrie Marie, die winselnde Alte noch immer festhaltend. Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du niemals seinen Namen über Deine schmutzigen Lippen bringen sollst, und daß ich Dich umbringen würde, wenn Du's thätest? Was reizest Du mich jetzt, wenn Du nicht sterben willst?

Lucinde war, zitternd vor Angst, der Alten zu Hülfe geeilt, und suchte das zornige Mädchen mit sanften Worten zu beschwichtigen, indem sie zugleich ihre Hand von dem Halse ihrer Mutter frei zu machen trachtete.

Laßt sie nur, laßt sie nur, keuchte die Alte, sie ist ein gottverdammtes und undankbares Kind, welches ihre Mutter haßt, obwohl sie weiß, wie sehr ich sie liebe, und wie gern ich mein Leben hingeben möchte, wenn sie dadurch glücklich werden könnte.

Sie lügt, sie lügt, schrie Marie. Sie ist eine Heuchlerin und Seelenverkäuferin. Seht sie nur an, graut's Euch nicht vor ihr? Sie liebt mich, sagt sie, mit ihren lüsternen Augen und dem hämischen Lachen, glaubt's ihr nicht, denn sie ist es gewesen, sie, meine eigene Mutter, welche für schnödes Geld mich verkauft hat an diesen

gottverdammten Mann. Und als sie sah, daß ich ihren Befehlen nicht folgte, da hat sie es gemacht wie die Schlange im Paradiese und hat mir geschmeichelt und listige Worte in mein Ohr geflüstert und mich betäubt, indem sie mir eine so glänzende und schöne Zukunft vormalte, indem sie mir sagte, daß dies Alles nur geschähe, um Geld zu verdienen, und daß ich reich werden sollte, um den zu heirathen, den ich liebte, und der niemals erfahren würde, woher ich das Geld gewonnen. Seht, so hat sie meine Seele berückt, und dann ist dieser Mann gekommen, und hat mich umstrickt mit seinen Zauberkünsten. Ja, mit einem höllischen Zauber hat er mich verführt, denn ich liebte ihn nicht und mußte ihm doch gehorchen, ich verabscheute ihn und zitterte doch vor Entzücken, wenn er kam. Ein Zauberer war er, und sie, meine Mutter, hat ihm geholfen, und hat's gelitten, denn er gab ihr Geld! Für Geld hat sie ihr Kind der Hölle verkauft!

Und nachdem sie in fieberhafter Hast, mit fliegendem Athem und zitternden Gliedern, so gesprochen, sank sie mit einem dumpfen Aechzen in sich zusammen, und wand sich am Boden mit ihren krampfhaft zusammengeballten Händen, ihre Brust zerschlagend und ihr Haar zerraufend und wilde Schmerzensschreie ausstoßend.

Lucinde, selber bebend und schreckensbleich, längst bereuend hierher gekommen zu sein, fühlte sich dennoch von unwiderstehlichem Mitleid zu diesem Mädchen hingezogen, das bei aller Verworfenheit und Verlorenheit ihr dennoch Züge von Größe und Edelmuth verrathen hatte.

Die Alte kauerte an der Erde neben ihrer Tochter,

laut schluchzend und wehklagend, sie bald ein undankbares Kind nennend, bald wieder sie anrufend mit den zärtlichsten Namen und Betheuerungen.

Plötzlich ward Marie still, das Zucken ihrer Glieder ließ nach, und sie lag einen Moment wie in sanftem Schlummer mit geschlossenen Augen da.

Die Alte hob sie mit einer Kraft empor, als ob sie ein Kind in ihren Armen halte, und ließ sie sanft auf einem der Stühle nieder.

Jetzt ist es wieder gut, schmeichelte sie, der Krampf ist vorüber, und Marie wird jetzt wieder meine sanfte gute Tochter sein!

Marie schlug die Augen auf und sah mit ihrem gewohnten ruhigen und kalten Blick umher. Dann heftete sie ihr Auge auf Lucinde, deren Gesicht von Thränen des Mitleids überfluthet war.

Weinen Sie nicht, sagte sie rauh, ich kann keine Thränen sehen. Es ist schon so lange her, daß ich nicht mehr weinen kann, und darum werde ich ärgerlich und neidisch, wenn ich Andere weinen sehe. Trocknet also Eure Augen und laßt uns vernünftig sprechen.

Nicht jetzt, nicht heute, sagte Lucinde, welche einen neuen Wuthanfall befürchtete.

Nein, jetzt, antwortete Marie ernst. Die Stunde der Rache ist gekommen, und wir müssen handeln und thätig sein. Sagt mir Euren Plan. Was wollt Ihr thun?

Ich wollte vor allen Dingen suchen, ihn kennen zu lernen, und dann wollte ich sehen, ob mein armes Gesicht, von dem die Thoren sagen, daß es schön sei und

verführerisch, ihn vielleicht auch ein wenig berücken und seine Vernunft umgarnen könnte.

Auf Mariens Antlitz leuchtete ein Strahl boshafter Schadenfreude auf. Oh, sagte sie, dieser Plan wird Ihnen gelingen, denn Sie sind sehr schön, und er wird Ihnen nicht widerstehen. Er wird Sie also lieben, und Sie werden ihn martern mit Ihrer Grausamkeit, nicht wahr? Sie werden ihn zu Ihren Füßen vergeblich um ein wenig Gnade, ein wenig Mitleid flehen lassen, und Sie werden lachen zu seinem Flehen und ihn verhöhnen mit seiner Liebe, nicht wahr, das werden Sie?

Vor allen Dingen, sagte Lucinde mit einem zauberischen Lächeln, vor allen Dingen muß er erst zu meinen Füßen liegen, ehe ich ihn strafen kann. Und dazu eben wollte ich Deine Hülfe in Anspruch nehmen. Als ich Dich diese Nacht seinen Namen nennen hörte, und Du mir sagtest, daß Du ihn haßtest, da dachte ich, daß wir einander hülfreich sein und einander beistehen müßten in unsern Planen. Deshalb kam ich, Dich aufzusuchen.

Und Sie haben wohl gethan, erwiderte Marie, wir wollen Beide zusammen versuchen, ihn zu vernichten!

Ich helfe Euch, ich bin auch dabei, wenn es gilt, ihn in die Hölle zu spediren, kreischte die Alte.

Ich will wie ein Hund vor seiner Thür liegen, sagte Marie, und jede seiner Bewegungen überwachen und Euch davon Nachricht geben, ich will ihn belauern auf jedem Schritt, ich will selbst seinen Schlaf überwachen, und jeden Blick beobachten, bis ich erfahren habe, wo er diese Briefe verborgen hat. Und wenn ich es weiß, dann will ich hin-

gehen und sie ihm stehlen, und will sie Euch bringen, und wenn sie dann in Sicherheit sind, dann werde ich vor ihn hintreten und sagen, daß ich es gethan, und will mich weiden an seinem Zorn und seinem Ingrimm.

So ist's recht, so ist's recht, sagte die Alte mit dem Kopfe wackelnd. Wir wollen ihn wie Spürhunde umlauern und ihn lebendig in die Hölle hetzen.

Und wenn wir dennoch nicht zum Ziele gelangen? fragte Lucinde. Wenn wir die Briefe nicht entdecken?

So werden wir irgend ein anderes Verbrechen bei ihm entdecken und werden ihn daran zu Tode schleifen, sagte Marie ruhig. Ein Verbrecher ist er, das weiß ich, und ich weiß auch, daß er Dinge thut, von denen er fürchtet, daß irgend eines Menschen Auge sie sehen und verrathen möchte. Ich weiß, daß er damals vor drei Jahren schon einen großen Plan hatte, eine Verschwörung, wie sie's nennen, zu der er sich mit vielen Andern vereinigt hatte, die Alle ihm gehorchen und seine Befehle erfüllen mußten. Ich werde dieses Alles erforschen und Ihnen davon Nachricht geben.

Und wie willst Du es anfangen, ihn zu sehen?

Marie senkte das Haupt auf ihre Brust, und schauderte in sich zusammen, wie vor einer furchtbaren Erscheinung. Dann sagte sie dumpf und leise: Ich werde zu ihm gehen und ihm sagen, daß Alles vergessen und vergeben ist, und daß ich wieder seine gute, liebe Marie sein will.

Und indem sie so sprach, fuhr sie sich mit den Händen über das Gesicht und krallte ihre Finger in ihre Wangen ein, daß sie bluteten.

Du wirst ihn das nicht glauben machen können, sagte Lucinde, denn Dein Haß ist zu glühend.

O, sie wird es können, rief die Alte, meine Marie kann Alles, was sie will.

Hört, sagte Marie, indem sie ihre kalte Hand auf Lucindens Schulter legte, hört, ich war zwei Jahre im Zuchthause, und da habe ich gelernt, zu heucheln und zu lügen und zu lächeln, wenn man innerlich flucht, und dem die Hand zu drücken, den man erwürgen möchte, ja, selbst zu beten, wenn man nichts als gotteslästerliche Gedanken im Herzen trägt. Ja, ich war auf der hohen Schule der Verstellungskunst, ich war im Zuchthause.

Im Zuchthause? rief Lucinde, und weshalb?

Marie wandte langsam den Blick zu ihr hin. Sie hatten mich wegen Kindesmord angeklagt, sagte sie.

Aber man hat ihr nichts beweisen können, kreischte die Alte, und darum ist sie so leicht davon gekommen.

Nein, man hat mir nichts beweisen können, rief Marie mit einem wahnsinnigen Lachen, denn das Kind war fort, und sie konnten seine Leiche nirgends finden. Niemand kann sagen, daß ich eine Kindesmörderin bin.

Lucinde hatte starr vor Entsetzen dagestanden. Jetzt wandte sie sich ab und entfloh mit schaudernder Angst dieser Höhle des Elends und des Verbrechens. Hinter ihr her tönte das Hohngelächter der Alten.

XII.

Bernthal und Marie.

Bernthal ahnte nichts von diesen Intriguen, welche gegen ihn gesponnen wurden, oder wenn er sie ahnte, so achtete er ihrer nicht. Er überließ sich auf einige kurze und glückliche Tage mindestens dem sorglosesten Genusse des Lebens. In den Kasematten von Rastatt hatte er genug der Entbehrungen, der Sorge, ja der Todesangst kennen gelernt; jetzt, da das Leben wieder sein war, wollte er es wieder mit frischen Sinnen genießen. Das Gnadengesuch des Fürsten hatte seine Wirkung gethan, sein Prozeß war niedergeschlagen worden, und versehen mit den Legitimationspapieren hinderte man ihn nicht, in Berlin seinen Aufenthalt zu nehmen.

Aber er wollte nicht blos leben und genießen, er wollte auch glänzen und Aufsehen erregen. Die ganze schöne und elegante Welt sollte von ihm reden und sich mit ihm beschäftigen. Sein Name sollte einen so lauten Klang haben, daß er immer und immer wieder vor den Ohren

derjenigen erklingen mußte, welche vor jedem Laut seiner Stimme, vor jedem Zittern seiner Wimpern erbebten.

Prinzessin Louise war mit der Fürstin Mutter in Berlin. Er hatte es bis jetzt vermieden, sie aufzusuchen. Sie sollten Beide noch in der Furcht vor seinem Kommen alle Qualen der Ungewißheit erdulden, sie sollten immer an ihn denken müssen als an ein ungewisses, kommendes Schreckniß. Er wußte sehr wohl, daß nichts mehr geeignet ist, sich in der Erinnerung der Menschen festzuhalten, als indem man sich von ihnen gefürchtet macht. Er wollte ihnen daher das Schwert des Damokles sein, welches ewig drohend über ihrem Haupte aufgerichtet war. Er wollte sie also nicht sehen und nicht zu ihnen sprechen, aber sie sollten von ihm hören.

Und in der That, es war ihm sehr bald gelungen, in dieser vornehmen, eleganten Welt von sich reden zu machen. Man wußte sehr bald in den Kreisen der Berliner guten Gesellschaft, daß der Baron von Bernthal eine Wohnung unter den Linden bezogen und dieselbe auf das Prächtigste meublirt habe, daß er daselst Diners veranstalte, bei denen die seltensten Delikatessen und die auserlesensten Weine im Ueberfluß vorhanden seien. Man bewunderte seine elegante Equipage, sein herrliches Reitpferd, auf welchem er alle Tage zu der Stunde, in welcher die elegante Welt im Thiergarten zu promeniren pflegt, dort sich zeigte, und nicht blos durch sein schönes Thier und durch die geschmackvolle und prächtige Livrée des ihm folgenden Jockey's, sondern mehr noch durch seine edle und stolze Haltung, durch die imposante Schönheit seines Antlitzes Aufsehen

erregte. Er war, wie gesagt, für den Augenblick der Held des Tages geworden, der gefeierte Lion aller Routs und Soiréen. Indeß war es eine besondere Gunst, wenn er bei denselben erschien, und es gab sehr viele elegante und hervorragende Zirkel, welche sich bis jetzt vergeblich um diesen Vorzug bei ihm beworben hatten. Man wußte endlich, daß er beharrlich alle Einladungen ausschlage zu solchen Gesellschaften, in denen es möglich war, daß er mit dem königlichen Hof oder mit den daselbst jetzt verweilenden fürstlichen Gästen in Berührung kommen konnte, und man zuckte lächelnd die Achsel über diese „republikanische" Laune des reichen Sonderlings.

Woher aber kam Bernthals plötzlicher Reichthum, wo war die Goldquelle, welche für ihn so unerschöpflich zu sein schien? Diejenigen, welche ihn vor Jahren, bevor er die große Reise um die Welt, welche ihn mehrere Jahre fern gehalten, gekannt hatten und sein damaliges ärmliches und bedürftiges Erscheinen mit seinem jetzigen Glanze verglichen, zuckten mißtrauisch die Achseln, oder meinten, er müsse wohl unvermuthet zu einer Erbschaft gekommen sein, oder es habe ihn sein Weg auf seiner Reise um die Welt vielleicht nach Kalifornien geführt, und er habe dort, vorsichtiger als Robinson, lieber den Hunger ertragen, als sich für einen Goldklumpen ein Stück Brod gekauft. Auch gab es Einige, welche ihre Neugierde so weit getrieben, daß sie Bernthal um die Wahrheit solcher Gerüchte befragten. Bernthal gestand dann zu, daß ihm allerdings von einem Oheim in Amerika eine bedeutende Erbschaft zugefallen, und eines Tages zeigte er bei einem seiner

glänzenden und luxuriösen Diners seinen staunenden Gästen ein Stück kalifornischen Goldes, das er selbst sich dort auf einem von ihm angekauften großen Landstrich ausgegraben.

Bernthal, wie gesagt, genoß das Leben, und war der gefeierte Held des Tages. Indessen gab es doch Stunden, ja ganze Tage, in denen Niemand, selbst nicht die vertrauteren Genossen seiner Feste, bei ihm Zutritt erlangen konnten.

Was that er in diesen Stunden? Wo brachte er diese Tage zu? Vielleicht war er mit ernsten Studien beschäftigt, denn seine Freunde, welche gekommen waren, ihn aufzusuchen, waren zwar von seinem vor seiner Thür wachehaltenden Diener zurückgewiesen worden, aber sie bemerkten dennoch Licht in seinem Boudoir und in dem Schatten, welcher sich dann und wann hinter den herabgelassenen Vorhängen zeigte, wollten sie Bernthals hohe und majestätische Gestalt erkannt haben.

Es war etwas Seltsames, Geheimnißvolles, welches ihn umgab, aber gerade dies machte ihn seinen Freunden nur noch interessanter und vermehrte die Theilnahme, welche man für ihn hegte. Vielleicht wußte er dies, vielleicht war dieses mystische Dunkel, in welches er sich manche Tage einhüllte, auch nur eine Maske, eine Verkleidung, durch welche er die Neugierde der Menschen erregen und ihre Gedanken an sich fesseln wollte.

Nur zwei Augen gab es, welche er niemals zu täuschen, niemals zu betrügen vermochte, welche ewig ihn verfolgten mit ihrem brennenden, lauernden Blick, und ihn niemals verließen oder sich von ihm wandten. Ein Wesen gab es,

welches ihm treuer folgte, als der Hund seinem Herrn, welches sich an seine Fersen heftete, wie sein Schatten. Er kannte sie nicht, er sah es nicht, wenn sie Nachts, einem unheimlichen bleichen Schatten gleich, auf der Schwelle seiner Thür kauerte und zu seinen Fenstern empor blickend heimliche Flüche und Verwünschungen flüsterte; er achtete nicht auf die dunkle Gestalt, welche hinter ihm herschlich, wenn er Abends, tief in seinen Mantel gehüllt, rasch und eilig durch die Straßen ging, welche ihm folgte zu diesem einsamen, abgelegenen Hause auf dem Köpnicker Felde, einer der einsamsten Gegend von Berlin. Er hatte keine Augen für dies in Lumpen gehüllte alte Weib, welches gerade seiner Wohnung gegenüber halbe Tage lang auf einer Bank in der Mitte der Linden kauerte und Jeden beobachtete, welcher das Haus betrat. Er hatte inmitten seines tollen und wüsten Lebens der armen Marie und ihrer Mutter längst vergessen. Aber sie gedachte seiner mit jedem Athemzug ihrer kranken und fiebernden Brust, sie hatte es jetzt zu ihrer heiligsten Aufgabe gemacht, ihn zu beobachten und zu überwachen, und langsam und durchsichtig, wie Spinngewebe so zart, ein Netz um ihn zu ziehen, welches aber einst so stark werden sollte, daß er es nicht mehr zerreißen konnte, sondern darin ersticken mußte. Sie hatte mit der Baronin Lucinde, welche, ihr Entsetzen überwindend, am andern Tage zurückgekehrt war zu Marien, genau ihren Plan der Rache geprüft und erwogen, und nichts dachte, nichts wollte sie weiter, als diesen Plan jetzt in's Werk setzen.

Einer Eumenide gleich heftete sie sich an seine Fersen, sicher ihn eines Tages tödtlich und vernichtend zu treffen.

Aber dieses ewige Beobachten und heimliche Verfolgen dauerte jetzt schon sechs Tage und immer noch hatte sie sich ihm nicht persönlich genähert. Sie konnte immer noch ihren Abscheu nicht überwinden, immer noch nicht die Kraft finden, ihm freundlich zu sein.

Du wirst noch so lange zaudern und warten, sagte ihre Mutter unwillig, bis er Berlin verläßt und wir mit aller unserer Rache nichts weiter, als das Nachsehen haben.

Er wird Berlin nicht verlassen, sagte Marie, denn er hat große Pläne hier. Ich kenne jetzt sein ganzes Leben, ich weiß, was er thut und treibt, und mit wem er verkehrt, nur Eins muß ich noch erforschen — ich muß wissen, was er in jenem einsamen Hause thut. Heute ist der Tag, an dem er hinzugehen pflegt. Ich werde auch dort sein!

Und Marie, des Regens nicht achtend, der in wilden Strömen herabfloß, eilte durch die Straßen zu Bernthals Wohnung hin. Der Abend begann schon zu dämmern, sie lehnte sich an einen der Bäume und blickte hinüber zu seinen Fenstern.

Ich sehe seinen Schatten am Fenster, murmelte sie, er wird bald kommen. Wann denn, wann werde ich ihn tödten? Er lebt schon so lange und freut sich des Lebens, und ich? Oh, oh, warum ist meine Hand so feig, daß sie ihn nicht trifft, wenn er jetzt aus dem Hause tritt, warum locke ich ihn nicht zu mir und lächle ihm, blos um ihn dann in meinen Armen zu erwürgen? Aber nein, nein, wir müssen die Briefe haben, und er soll diese schöne Frau

lieben, welche ihn verabscheut. Diese Strafe ist für ihn härter als der Tod. Ich weiß das, ich, welche das Alles erfahren hat, und Alles durch ihn, durch dieses Ungeheuer. Nein, nein, er soll nicht auf einmal sterben, ganz langsam, Tag für Tag, wie er mich mordet, will ich ihn wieder morden. Ha, da ist er.

Und indem sie ihn sah, preßte sie knirschend ihre Zähne aufeinander, und hob ihren Arm drohend gegen ihn empor. Wehe ihm, wehe, murmelte sie leise.

Er ging an ihr vorüber, ohne sie anzusehen. Sein Schritt war leicht und elastisch, sein Antlitz heiter und ruhig. Hinter ihm her schlüpfte das arme Weib mit dem marmorbleichen Angesicht, ihre glühenden Blicke fest und durchbohrend auf ihn geheftet.

So eilten sie dahin durch Straßen und Gassen, er mit dem stolzen Blick eines Siegers, sie hinter ihm her, bleich und zornig, der unheilvolle Dämon seines Lebens!

XIII.

Das geheimnißvolle Haus.

Marie hatte ganz richtig beobachtet. Bernthal lenkte, wie sie vorher gesagt, seine Schritte einem einsamen, öden Hause zu, das unfern des Landwehrgrabens allein und frei auf dem Köpnicker Felde stand. Dieses Haus war dunkel und öde. Nirgends bemerkte man Licht an den Fenstern, nirgends ließ sich eine Spur von Leben gewahren. Die Hausthür war geschlossen, die Jalousien vor den Fenstern niedergelassen.

Vor der Thür dieses Hauses angekommen, blieb Bernthal stehen und blickte spähend nach allen Seiten umher. Nichts regte sich. Der Abend war jetzt ganz hereingebrochen, und da die städtische Gasbeleuchtung noch nicht bis in diese öde Gegend vorgedrungen war, herrschte jetzt eine tiefe, nur dann und wann von einer trüben Oellampe unterbrochene Finsterniß, welche, indem sie einen kleinen Punkt erhellte, das Dunkel nur um so dicker und undurchdringlicher erscheinen ließ.

Mariens Augen durchdrangen die Finsterniß. Hinter

dem Pfeilervorsprung eines im Bau begriffenen Hauses verborgen, beobachtete sie Bernthal. Sie sah, wie er lauschend und spähend vor dem Hause stand, wie er endlich, sich vollkommen sicher glaubend, einen Schlüssel hervorzog, mit demselben die Hausthür öffnete und in derselben verschwand.

Marie wartete noch eine kurze Zeit, dann näherte sie sich vorsichtig gleichfalls dem Hause und schlich lauschend an den untern Fenstern desselben hin. Alles blieb still und stumm. Aber indem sie sich jetzt der Rückseite des Hauses, welches, wie gesagt, allein und abgesperrt auf freiem Felde lag, näherte, bemerkte sie Licht an einem der obern Fenster. Indeß war diese Hinterseite von einem mit einem sehr hohen Gitter umgebenen Garten begrenzt und hohe Bäume beschatteten die erleuchteten Fenster.

Ich muß wissen, was er dort treibt, murmelte Marie, und schnell und leise, wie eine Katze, kletterte sie an dem Gitter empor und schwang sich dann auf den Ast eines nahe stehenden Baumes. Vorsichtig rutschte sie denselben entlang und dann hinüber auf einen zweiten.

Sie hatte sich nicht getäuscht; von dieser Stelle konnte sie genau jenes Zimmer überschauen, in welchem das Licht brannte; denn da die hohen Bäume gleichsam einen lebendigen Vorhang bildeten, hatte man es nicht für nöthig gehalten, die Jalousien herabzulassen.

Marie konnte daher Alles sehen, Alles beobachten.

Sie sah ein großes hellerleuchtetes Zimmer, dessen elegante und kostbare Einrichtung sie, die arme Bewohnerin schmutziger Höhlen und niederer, dumpfer Kammern, mit

Staunen und Bewunderung erfüllte. Den Fußboden bedeckte ein herrlicher türkischer Teppich; an den mit Sammettapeten bekleideten Wänden standen schwellende Polster und Divans umher, über denen man hübsche, in Goldrahmen gefaßte Spiegel erblickte. Auf den Tischen sah man hier und da zerstreut kleine zierliche Kunstgegenstände, kostbare Nipps, Spielzeuge der vornehmen erwachsenen Kinder. In einem goldenen großen Käfig saß ein weißbefiederter Kakadu, in der Mitte eines mit den auserlesensten blühenden Topfgewächsen geschmückten Tisches.

Aber schöner als dieses Alles, schöner als die kostbarste dieser Blüthen war dieses junge Mädchen, welches dort auf dem seidenen Divan saß, und eifrig zu lesen schien. Es war eine zarte Sylphengestalt, das Antlitz fast noch das eines Kindes, so jugendlich zart, so unschuldig und rein. Indeß sah man doch, daß diese hohe, reine Stirn schon Gedanken hegte, daß dieser reizende kleine Mund auch ernst sein könne. Ihre Wangen, von einer durchsichtigen Zartheit, waren überhaucht von jenem sanften, rosigen Schmelz, wie wir es an den Seemuscheln bewundern; ihr blondes Haar, über der Stirn getheilt, schloß sich schlicht und glänzend um ihre Stirn und war dann am Hinterkopf in einem griechischen Knoten zusammen geschlungen. Ein einfaches weißes Gewand umhüllte ihre Glieder, die Arme und Schultern bedeckend und am Halse geziert mit einer einfachen Rosaschleife. Zuweilen ließ sie das Buch sinken und blickte mit ihren dunkeln blauen Augen sinnend und träumerisch empor. Plötzlich öffnete sich die Thür und eine ältliche, zierlich gekleidete Frau trat ein.

Sie schien dem jungen Mädchen eine freundliche Nachricht zu bringen, denn diese flog empor und eilte mit ausgebreiteten Armen der Thür zu. Ein Mann trat ein, er schloß sie in seine Arme und sie schmiegte sich fest und innig an ihn.

Marie, welche Alles sah, aber nichts zu hören vermochte, senkte traurig ihr Haupt auf ihre Brust.

Armes Kind, murmelte sie, er wird sie auch verderben! Er vergiftet Alles, was sich ihm naht!

Dann schaute sie wieder empor und bohrte ihre glühenden Blicke wieder in jenes Gemach ein.

Sie hielten sich noch umschlungen, und die alte Frau stand daneben mit gefalteten Händen, wie in selige Andacht versunken.

Dann richtete sich das junge Mädchen empor aus seinen Armen und blickte ihn an. Er neigte sich zu ihr nieder und legte ihr Haupt in seine Hand und sprach zu ihr Worte, die Marie nicht verstand, aber die das Antlitz des jungen Mädchens strahlen machten vor Entzücken.

Marie starrte mit einer Art Entsetzen nach Bernthal hin. Er ist ein Zauberer, murmelte sie, ein höllischer Geist, der sein Gesicht verändern und wie ein Engel aussehen kann.

In der That, Marie hatte ihn nie so gesehen, niemals hatte er so gelächelt, niemals war in seinen Mienen eine so anbetende und doch ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit zu lesen gewesen. Wir sagten schon, daß in ihm ein Engel und ein Dämon sich vereint, und daß diese ursprünglich edle, göttliche Natur nur von dem Teufel in ihm besiegt wor-

den. Aber es gab doch Stunden, wo die Eumeniden schliefen und seine Seele befähigten, sich leicht und frei zu höherer Begeisterung, zu edlem Schauen aufzuschwingen.

Marien gegenüber war er immer nur der Dämon gewesen; bei diesem reinen, zarten Mädchen aber sänftigte sich seine Natur und alles Andere vergessend außer ihr, fühlte er sich wie in einer reinen, seligen Sphäre.

Was sprach er? Wie sehr sich auch Marie anstrengen mochte, kein Laut drang zu ihr her; sie konnte nur sehen, was auf den Gesichtern zu lesen war, und als sie jetzt das junge Mädchen ansah, murmelte sie: Armes Kind, sie liebt ihn, sie wird also auch leiden müssen. Aber nicht so, nein, nicht so, als ich gelitten habe!

Und sie starrte empor zu dem Himmel und zu den flammenden Sternen, und leise flüsterten ihre Lippen: Wann werde ich denn Ruhe finden? wann endlich werde ich sterben?

So nahe bei einander liegt Kummer und Glück, und dicht neben Der, welche in thränenlosem Jammer hinaufstarrt zum Himmel, flüstern zwei selige Menschen von ihrem Glück und danken Gott für ein freudenvolles Wiedersehen!

Und doch waren es erst wenige Tage, daß sie sich nicht gesehen. Aber das junge Mädchen hatte nicht die Tage, sondern die Stunden gezählt, welche er fern von ihr gewesen, und sie klagte jetzt zu ihm über diese ewig langen, nimmer endenden Stunden.

Bernthal hörte ihr zu, wie in einer seligen Berauschung. Ihre Stimme klang ihm wie Musik, wie reine Harmonie, und er lauschte ihr mit einer fast andächtigen Seele.

Er, welcher überall nur Verderbniß und Schande sah, welcher überall mißtraute, überall zweifelte, er stand vor diesem Mädchen mit einem gläubigen, seligen Vertrauen, mit einem andachtsvollen Herzen.

Sie sagte ihm, daß sie ihn grenzenlos liebe, und er wußte, daß sie die Wahrheit sprach.

Doch sagte er mit einem schwermuthsvollen Lächeln: Du sagst, daß Du mich ewig lieben wirst. Aber dies gilt nur für heute und morgen. Ein Anderer wird kommen, dies Herz zu erobern, und dann wirst Du Dich von mir wenden, und mich verlassen.

Sie schmiegte sich ängstlich und zitternd an ihn. O nie, niemals! flüsterte sie, ich werde niemals einen Andern lieben, als Dich!

Und indem sie ihn sanft auf den Divan niederzog und sich an seine Seite schmiegte, fuhr sie fort: Nein, ich werde nur Dich lieben, denn Du bist für mich der Inbegriff alles Großen, alles Erhabenen, alles Edlen und Schönen. Von Dir kommt mir alles Gute, und Du wehrst alles Böse von mir ab. Du umgiebst mich mit Deiner Liebe, wie mit einem Zauberring, und so weit dieser reicht, ist Alles Glück, Schönheit und Freude; aber ich weiß, daß darüber hinaus Alles Verstellung und Schmach und Unglück und Qual ist. Hast Du mir nicht gesagt, daß die Welt voller Trug ist und Lüge, und hast Du mich nicht vor ihr gerettet in diese Einsamkeit, um mich zu bewahren vor Kummer und Enttäuschung?

Und wie kannst Du jetzt sagen, daß ich Dich verlassen

würde um eines Andern willen, da Du doch weißt, daß ich Niemand werde kennen lernen außer Dir?

Du hast also meine Bitte getreulich erfüllt? fragte Bernthal, indem er sie scharf beobachtete. Du verläßt niemals dieses Haus, und läßt niemand Fremdes zu Dir ein?

Sie begegnete seinem Auge mit einem lächelnden Ausdruck, und schüttelte verneinend das Haupt. Und warum sollte ich es denn auch? fragte sie unbefangen. Bin ich es nicht gewohnt, so einsam und still zu leben, habe ich nicht bis vor wenigen Wochen mein Leben in einem Kloster zugebracht, wo ich Niemand gesehen, als meine lieben alten Nonnen, welche mich groß gezogen und unterrichtet haben, und welche mich gelehrt haben, die Welt und die Menschen zu fürchten, und Niemand zu vertrauen außer Gott?

Auch mir nicht? fragte Bernthal, indem er mit seiner flachen Hand zärtlich über ihren glänzenden blonden Scheitel strich.

O Du, sagte sie, Du bist ja kein Mensch, wie andere Menschen sind. Du hast niemals die Treue gebrochen, niemals geheuchelt und verleumdet. Du bist groß und erhaben, und weil Du das bist, darum verachtest Du die Menschen, welche Dir nicht gleichen, und zu welchen Du hernieder schaust voll grenzenlosen Mitleides und Erbarmens, aber nicht voll Liebe, denn die Menschen verdienen nicht, daß man sie liebe.

Seltsam, er, welcher immer ein Wort des Hohns und des beißenden Spottes auf seiner Lippe trug, er war jetzt stumm diesem holden Geplauder gegenüber, er schlug die Augen nieder und erröthete.

Das junge Mädchen fuhr fort: Sieh, dieses Alles ist mir wie durch eine göttliche Offenbarung gekommen und ich weiß und kenne Dich, so lange ich lebe, obwohl ich Dich so selten, ach, fast nie gesehen. Aber meine guten Nonnen haben mir immer von Dir erzählt. Sie wiegten als Kind mich ein mit Deinem Namen, und in meinen kindischen Träumen sah ich Dich glänzend und strahlend wie eine Gottheit. Sie spornten mich zur Thätigkeit und zum Fleiße an, indem sie mir sagten, daß Du eines Tages kommen würdest mich abzuholen, und daß es Dich dann freuen würde, wenn ich fleißig und unterrichtet sei. O, wenn ich bei meiner Zeichnung saß und arbeitete, da sind mir diese langen, einsamen und lautlosen Tage doch schnell vergangen wie ein Gedanke, und sie waren auch nur ein einziger Gedanke an Dich. Und als sich nun endlich eines Tages die Zelle öffnete, und als Du an der Hand der guten Aebtissin herein tratest, welche lächelnd auf Dich deutete und zu mir sagte: Anna, sieh, das ist Dein Vater, welcher kommt, Dich heimzuholen, weißt Du es noch, wie ich da aufjauchzte, und wie ich auf meine Knie sank und betete? Die gute Aebtissin meinte, daß ich zu Gott betete, aber sie irrte sich, ich betete zu Dir, zu meinem Vater!

Und indem sie so sprach, schlang sie beide Arme fest um Bernthals Nacken und lehnte ihr liebliches Köpfchen an seine Schulter.

Er saß da, ohne sich zu regen. Er hörte ihr noch immer zu, obwohl sie nicht mehr sprach, seine Augen glänzten wie in einer Verklärung.

Sie richtete ihr Angesicht wieder empor und strich das

Haar von seiner Stirn fort und küßte sie und fuhr ihm schelmisch lächelnd mit dem zarten, rosigen Finger über die Augen und wühlte tändelnd in seinem dunkeln glänzenden Haar.

Sie hatte wohl Recht gehabt, zu sagen, sie lebe wie in einem Zauberring, nur daß nicht Bernthals Liebe, sondern ihre eigene Unschuld und Lieblichkeit dieser Zauberring war, in den sie jetzt Bernthal herein gezogen hatte.

Indem Bernthal so neben dem jungen Mädchen saß und ihren Worten lauschte, hatte er ein Gesicht, als sei er plötzlich dieser Welt entrückt, es war eine neue, nie gehörte Sprache, welche er vernahm, es waren neue Gedanken und Empfindungen, welche sie in ihm anregte, es war ein neues, reines Unschuldsleben, welches ihn umrauschte.

Als sie jetzt schwieg, sagte er ganz leise und träumerisch: Sprich weiter, meine Anna! O, laß diese himmlische Musik nicht enden! So lange Du sprichst, schweigen die Dämonen und die Welt ist so köstlich und rein, wie Du es bist, mein Kind!

Und sie plauderte weiter, holdes, süßes Geschwätz, so voll unendlicher Weisheit, weil so voll Unschuld und Liebe.

Und willst Du wissen, fragte sie, was mein Entzücken noch vermehrte, als ich Dich nun endlich sah? Das war, daß Du nicht alt und gebeugten Rückens warst, sondern jung und schön und schlank und stolz wie der Erzengel Michael. Mein Gott, niemals hatte ich gewußt, daß ein Vater so jung und schön sein könne. Meine guten Nonnen hatten mir immer gesagt, daß ein Vater eine sehr ehrwürdige Person sei, und daß man ihn sehr lieben und

verehren müsse. Ich aber, ich verehre Dich nicht, nein, ich bete Dich an. O, und wie entzückt war ich dann, als Du meine Arbeiten und meine Bücher mustertest und sagtest, daß Du mit meinen Kenntnissen zufrieden seiest. Und dann dieses Entzücken, als Du jetzt meinen eben vollendeten Kupferstich in die Hand nahmst, weißt Du, es war der Johannes nach dem Kupferstich von Müller. Du sahst ihn an, und riefst: aber dies ist ja das Original, wo ist denn die Kopie? Niemals, mein Vater, niemals habe ich mich stolzer und glücklicher gefühlt, als in dem Moment. Ich war so selig, daß ich Dir gar nicht antworten, sondern Dich nur ansehen konnte, während Schwester Eusebia, meine Lehrerin, zu Dir sagte, dies sei die Kopie, und ich habe freilich genau jeden Strich des Originals mit meiner Feder nachgezeichnet, so daß die Kopie kaum vom Original zu unterscheiden sei. Da riefst Du: welch' ein seltenes und unbezahlbares Talent ist dies! Und Du warfst auf mich einen Blick, o einen Blick, den ich bis in das Innerste meiner Eingeweide empfand und der mich durchrieselte, wie der Thau die Blume, indem er sie mit frischem Lebensbalsam tränkt. O meine guten Nonnen hatten mich oft ihre kleine Künstlerin genannt, und es hatte mich kalt gelassen, aber als Du es sagtest, da fühlte ich mich stolz und glücklich, aber auch recht demüthig und bescheiden, und ich schwur mir heimlich in meinem Herzen, daß ich ganz gewiß einst eine Künstlerin werden wolle, nur um Dir Freude zu machen.

Ueber Bernthals Antlitz flog ein finsterer Schatten und er zuckte zusammen, als habe eine Schlange ihn verwundet.

Der Zauber war gebrochen, und indem Bernthal aus diesem seligen Reiche der Träume und Täuschungen, zu welchem Anna ihn hinübergetragen, erwachte, fühlte er die Welt und den Dämon wieder Macht über sich gewinnen.

Er stand auf und machte einige rasche Gänge durch das Zimmer; dann fragte er mit einer Stimme, welche jetzt minder weich und zärtlich klang als zuvor: Und Deine Arbeit, Anna?

Ist vollendet! sagte das junge Mädchen nicht ohne Stolz, indem sie lächelnd an den Schreibtisch eilte, und aus dessen verschlossener Chatulle eine glänzende Kupferplatte hervorzog.

Bernthal griff hastig darnach und eilte damit unter den Kronleuchter.

Eine Pause trat ein. Bernthal blickte mit prüfenden, scharfen Blicken auf die Kupferplatte, welche er in seiner Hand hielt, und die er mit dem Blatt Papier, das er daneben hielt, sorgsam zu vergleichen schien. Anna aber schaute nur auf das Antlitz ihres Vaters, und als sie auf demselben Freude und Befriedigung zu lesen meinte, lächelte sie vor innerer Genugthuung.

Oh, sagte sie, ich hoffe, Du wirst finden, daß ich ganz genau und Strich um Strich an das Original mich gehalten und nur eine ängstliche Kopie gemacht habe, obwohl ich Dir sagen muß, mein Vater, daß dieser Kupferstich mit seinen närrischen Emblemen, seinen Schnörkeleien und Zahlen mich fast lachen gemacht hat. Diese Engel hier zu beiden Seiten erinnern sehr wenig an Rubens oder Murillo's liebliche Engelgestalten, und was diese Reihe

kleiner abgesäbelter Köpfe da oben betrifft, so muß man zum Mindesten gestehen, daß der Künstler, welcher sie gezeichnet, nicht viel Mannigfaltigkeit hat walten lassen. Vorzüglich aber nimmt mich dieser breite schwarze Strich hier in der Arabeske und die vier großen Kleckse in den vier Ecken Wunder, mich dünkt, da hätten noch einige Verzierungen sein können.

Aber Du hast doch keine angebracht? fragte Bernthal ängstlich.

O nein, sagte sie, Du hattest mir befohlen, diesen Raum leer zu lassen, und also habe ich es gethan!

Bernthal war jetzt zu Ende mit seiner sorgfältigen Musterung. Er steckte die Platte in seinen Busen, und drückte Anna's Hand zärtlich an sein Herz. —

Ich danke Dir, Anna, mein holdes Kind, sagte er weich, und möge mir Gott verzeihen, daß ich Deine schönen Augen zu dieser unerfreulichen Arbeit gemißbraucht habe! Aber es wird eine Zeit kommen, und möge diese bald sein, wo meine Anna stolz und glänzend wie eine Königin einherschreitet, und wo Alles sich beugen soll vor ihrer Schönheit und ihrem Reichthum! — Und indem er seine Hand auf ihr Haupt legte, fuhr er in schwärmerischer Begeisterung fort: Ja, eine Fürstin sollst Du sein, nicht blos durch das Blut Deiner Väter, sondern auch durch die Macht Deines Geldes. Denn das Geld ist Macht und Glanz und Glück, und wer es sich zu eigen gemacht, der schreitet mit furchtlosem Lächeln durch die Wüste dieses Lebens dahin, und was die Erde zu bieten hat an Glück, an Liebe, an Freude und Genuß, das ist sein! Deshalb

sollst Du reich werden, meine Tochter, damit sich vor Dir die Menschen im Staube beugen, wie es den Sündern geziemt vor einer Heiligen!

Anna schüttelte traurig das Haupt. Ich kenne das Geld nicht, sagte sie, und habe nie anderes gesehen, als die Kreuzer, welche die sonntäglichen Besucher unserer kleinen Klosterkirche in das ausgestellte Becken warfen. Aber dieses Geld war schmutzig und widerlich anzusehen, und ich fürchtete durch seine Berührung mich zu besudeln!

O, Weisheit, Weisheit! rief Bernthal, indem er ganz verklärt in Anna's holdes Antlitz sah; o Weisheit, Du wohnst nur auf den Lippen eines Kindes, und indem Du die erbärmliche Menschheit flohest, hast Du eine Zuflucht gefunden in der Brust dieses Mädchens!

Dann küßte er das junge Mädchen auf die Stirn und eilte der Thür zu. Sie hielt ihn zurück und bat ihn zärtlich, zu bleiben, und als er sich weigerte, fragte sie, ob er ihr mindestens keine andere Arbeit mitgebracht, damit sie bei derselben an ihn denken könne, wenn er fern sei. Er griff hastig in seinen Busen und zog ein kleines dunkles Blatt Papier hervor, an Größe fast der Kupferplatte, an welcher Anna gearbeitet hatte, gleich. Aber indem er es ihr hinreichte, wandte er sein Gesicht ab, und seine Hand zitterte.

Sie nahm es lächelnd und dankte ihm, und dann warf sie sich zum Abschied wieder in seine Arme, und gab ihm tausend und tausend zärtliche Namen, und bat ihn, ihrer zu gedenken, und bald zu ihr zurückzukehren! —

Als Bernthal sie endlich verlassen und in das anstoßende

Zimmer getreten war, blieb er einen Augenblick wie betäubt und sinnverwirrt stehen.

Der reinen Sphäre des jungen, unschuldigen Mädchens entrückt, schien die Luft, welche er jetzt einathmete, seine Brust zu bedrücken, schien diese Welt, in welche er jetzt wieder hinabgeschleudert war, sein Auge zu verwunden, wie dem Reichen und Glücklichen der Anblick des ächzenden Bettlers, dem er auf seinem Wege begegnet, wehe thut.

Aber dann nahmen seine Züge wieder ihren entschlossenen und verwegenen Ausdruck an. Er warf sein Haupt stolz zurück und sagte: es muß sein. Jetzt noch zurückzutreten, wäre eine schmähliche Verneinung meiner ganzen Vergangenheit. Ich werde daher vorwärts gehen. —

Die arme Marie, wie gesagt, welche durch das Fenster in dieses Gemach sah, in dem Bernthal und Anna weilten, konnte Alles sehen, aber nichts vernehmen von dem, was sie sprachen.

Anfangs hatte sie mit gespannter Aufmerksamkeit hinein geschaut und versucht, durch den wechselnden Ausdruck ihres Mienenspiels das Gespräch der Beiden zu errathen. Dann aber ermüdet von dieser Anstrengung, und das Nutzlose derselben einsehend, hatte sie sich zurückgelehnt in die Zweige des Baumes, und starr, wie sie pflegte, zum Himmel empor gesehen. Indeß war eine kleine Zeit vergangen, als sie durch ein seltsames und eigenthümliches Geräusch aus ihrem Sinnen geweckt wurde.

Es war ihr, als ob sie da drunten im Erdgeschoß dieses Hauses ein leichtes Pochen und Hämmern vernähme, wie wenn ein Hammer auf einen Amboß fiele, dann wieder

meinte sie den schrillen und pfeifenden Ton einer Feile zu hören, und als sie sich jetzt lauschend nieder neigte, sah sie einige dunkle Gestalten, welche durch den Garten sich dem Hause näherten und dreimal vier rasch auf einander folgende Schläge gegen diese Thür thaten. Sogleich verstummte das Geräusch innerhalb des Hauses, und eine Männerstimme rief: Woher kommt Ihr?

Von Rastatt! war die Antwort der Männer.

Sogleich öffnete sich die Pforte und die Gestalten verschwanden in derselben.

Hier geht etwas vor, das ich wissen muß, flüsterte Marie, vielleicht liefert ihn sein böser Geist noch heute in meine Hand.

Als sie jetzt noch einen Blick durch das Fenster warf, sah sie, wie Bernthal seine Hand auf Anna's Haupt gelegt und sie mit seligen Blicken anschaute.

Marie hob ihre Hand drohend gegen ihn empor, und murmelte zähneknirschend: Gott verdamm mich, wenn ich ihn nicht heute noch bestrafe, diesen elenden Heuchler! Ja, heute noch. Er soll nicht Zeit haben, diese unschuldige Blume mit seinem giftigen Athem zu verpesten!

Einen wilden Fluch murmelnd, ließ sie sich leise an dem Baumstamme nieder und kauerte sich lauschend hinter ein Strauchwerk.

Von hier aus konnte sie Alles beobachten, was an der Thür vorging, und als sie jetzt wiederum zwei Gestalten durch die breite Allee des Gartens heranschleichen sah, hielt sie den Athem an und lauschte.

Ich will verwünscht sein, sagte der Eine, wenn das

nicht heute Abend ein Stückchen von der ägyptischen Finsterniß ist. Ich habe mich schon zweimal an einen Baum gestoßen, daß mir der Kopf brummt wie eine alte Kirchenglocke.

Ich liebe die Finsterniß, sagte der Andere, denn sie verräth nichts.

Ich liebe sie ganz und gar nicht, brummte der Erste, ich mag gern sehen, wo ich trete. Und deshalb — wärte einen Augenblick.

Was willst Du thun?

Das! sagte der Andere, indem er dem Frager ein kleines angezündetes Licht in's Gesicht hielt.

Um Gotteswillen! bist Du rasend? flüsterte sein Begleiter, indem er schnell das Licht auslöschte. Willst Du etwa die Polizei auf uns aufmerksam machen?

Ach was, die Polizei wittert hier nichts Schlimmes! sagte der Andere, indem sie Beide an Mariens Versteck vorüber gingen, und in derselben Weise, wie die ersten Männer, an die verschlossene Thür geklopft, die sich, nachdem sie die Parole gegeben, auch für sie öffnete.

Als sich die Thür wieder hinter den Eingetretenen geschlossen, richtete Marie sich hinter dem Strauchwerk auf und blickte mit einer wilden Freude nach den erleuchteten Fenstern empor.

Wiege Dich nur ein in süße Liebesträume, flüsterte sie, versuche nur Deine Zauberkünste bei diesem schönen Mädchen. Während Du noch küssest und lachst, soll Dir das Verderben nahen und das Unglück über Dich hereinbrechen!

Ah, dieses Licht brannte nur einen einzigen Augenblick, aber es war Zeit genug, um meine zwei lieben Freunde

aus dem Zuchthause wieder zu erkennen. Ah, ah, mit Falschmünzern und Leuten, welche falsche Dokumente gemacht, verkehrt jetzt der stolze Baron von Bernthal. Gut, ich will ihm noch etwas andere Gesellschaft dazu holen.

Als sie jetzt wieder nahende Fußtritte vernahm, schlüpfte sie wieder hinter ihren Versteck und kauerte an der Erde nieder.

Es waren wieder zwei Männer, welche sich dem Hause näherten. Gerade vor dem Gesträuche, hinter welchem Marie verborgen war, blieben sie stehen und flüsterten lange und eifrig mit einander.

Kein Wort ihrer Unterredung ging an Mariens lauschendem, gespanntem Ohr vorüber. Sie saß da mit angehaltenem Athem, zitternd, nicht vor Frost, sondern vor Ungeduld. Ihre sonst so steinernen Züge zuckten jetzt in leidenschaftlicher Hast und ihre Augen leuchteten durch die Dunkelheit.

Endlich gingen die Männer weiter und wurden, gleich den Uebrigen, in's Haus gelassen.

Marie trat wieder hervor. Sie war jetzt wieder ruhig und kalt, sie hatte einen Entschluß gefaßt.

Der Lichtschein aus den Fenstern da oben beleuchtete ihr Gesicht, welches wieder blaß und ruhig wie Marmor erschien, und die wilden Stürme nicht ahnen ließ, welche in ihrem Busen tobten. Sie hob den Arm drohend empor zu den hellen Fenstern und murmelte: Du sollst nicht mehr lachen und glücklich sein. Es ist vorbei mit Dir. Ich kenne jetzt Dein Geheimniß und gehe, es Denen zu verrathen, welche Dich strafen sollen!

So sprechend wandte sie sich schnell um und schlüpfte

an der Gartenmauer bis zu der Pforte hin, welche jetzt nicht mehr verschlossen, sondern nur angelehnt war.

Als sie wieder auf der Straße war, blickte sie noch einmal zurück nach dem Hause.

Er lacht und liebt, flüsterte sie, und schon naht sein Verderben!

Ende des ersten Bandes.

Der Sohn seiner Zeit.

Roman

von

L. Mühlbach.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

I.

Haß und Liebe.

Als Marie, nachdem sie Bernthal und die seltsamen Räthsel seines Hauses belauscht hatte, in die Nacht hinaus stürzte, war sie nur der ersten, natürlichen Regung ihrer zertretenen und zerrissenen Seele gefolgt. Sie kannte jetzt das gefährliche und verbrecherische Geheimniß Bernthals. Sie konnte sich rächen für all' die Qualen, die sie seit manchem Jahr erduldet, sich rächen für ihre gebrandmarkte Jugend, ihre verlorene Unschuld, ihr entweihtes Bewußtsein, sich rächen endlich für das von ihr begangene Verbrechen, für die Marter eines zweijährigen, schmachvollen Gefängnisses, für ihre entblätterten Hoffnungen und die Qual ihres marternden Gewissens.

Das waren ihre Gedanken, als sie mit fliegendem Athem, mit knirschenden Zähnen und einem schadenfrohen Lächeln durch die Straßen eilte, um sich nach dem Polizeigericht zu begeben, Gedanken des Hasses, des wilden Zornes und der Verzweiflung über ihr eigenes, vernichtetes Dasein.

Aber der Weg war weit und erschöpfte nach und nach ihre erste fieberhafte Erregtheit. Sie mußte endlich ihren Schritt mäßigen, sie mußte einen Augenblick still stehen, um Athem zu schöpfen.

Oder war es nicht blos Erschöpfung, welches plötzlich ihren Schritt lähmte, und sie am Weitergehen hinderte?

Sie stand an die Mauer eines Hauses gelehnt, und starrte hinüber zu dem Hause jenseits der Straße, hinüber zu jenem niedrigen, kleinen Fenster, hinter dessen trüben Scheiben man den Schimmer eines kleinen Lämpchens gewahrte.

Sie mußte wohl noch mehr gewahren, als nur diesen Schimmer, denn sie stand wie angefesselt, bewegungslos.

Es war eine enge, menschenleere, kleine Gasse mit schmutzigen, elenden Häusern, deren untere Fenster durch die oft vorgenommene Straßenerhöhung mit der Straße in gleicher Linie sich befanden.

Marie konnte daher von ihrem Standpunkt aus das ganze kleine Zimmer gegenüber durchblicken und Alles gewahren, was in demselben vorging.

Niemand störte sie in ihrem Anschauen, die Straße war öde und menschenleer, die armen freudlosen Bewohner dieser elenden Häuser hatten lange schon auf ihrem Lager ein wenig Erholung von schwerer Arbeit, ein wenig Vergessenheit ihres freudlosen Lebens gesucht.

Niemand störte Marie, Niemand konnte ihr Gesicht beobachten, wie es nach und nach seinen harten, gehässigen Ausdruck verlor, Niemand ihre Augen sehen, welche allmählig ihren stechenden Glanz verloren und sich zu einem

milderen Feuer sänftigen. Ihre Wangen waren wo möglich noch bleicher geworden, all ihr Blut war zum Herzen gedrungen und machte es fieberhaft pochen und hämmern.

Ihr starrer Blick war unverwandt auf dies trübe, matt beleuchtete Fenster geheftet. Sie sah hinein in dieses kleine ärmliche Zimmer, sie sah das niedrige, schmale Bett, welches im Hintergrunde desselben stand, und den verwelkten Rosenkranz, der an der Wand über dem Bette hing. Sie sah den alten halbzerfallenen Schrank, auf dessen Gesims einige Gläser und Tassen sich gar schmuck und stattlich ausnahmen.

Aber auf alles dies achtete Marie nur wenig, denn ihre Augen waren auf den Mann gerichtet, welcher neben der in der Mitte des kleinen Zimmers aufgestellten Hobelbank stand und eifrig arbeitete. Es war eine traurige Arbeit, welche er vorhatte, denn er war beschäftigt an einem Sarge, und traurig war das Gesicht des jungen Mannes, nicht von jener heftigen und leidenschaftlichen Traurigkeit, welche noch Thränen und Klagen kennt, sondern jene stille, bittere Traurigkeit, welche sich lange, Tag für Tag und Stunde um Stunde in die Seele eingefressen, und von dort aus ihre ätzenden Furchen durch das Antlitz gezogen hatte.

Er mochte einst blühend ausgesehen haben, dieser Mann, sein blaues Auge mochte fröhlich geglänzt, sein Mund mit den zwei Reihen untadelhafter Zähne mochte sich früher zu heiterm Scherz und Lachen geöffnet haben; jetzt war er ein stiller, einsamer Mann, welcher an einem Sarge arbeitete.

Sein langes, braunes Haar hing verwildert um seine Schläfe, sein Rücken war gebeugt, aber nicht vom Alter, denn er mochte kaum mehr als dreißig Jahre zählen, aber von der stummen Resignation, mit welcher er sich unter das Unglück gebeugt hatte.

Marie hatte ihn gekannt, damals als er noch schön und fröhlich gewesen, aber schöner noch und strahlender erschien er ihr heute mit den eingefallenen Wangen und den matten, gramdurchfurchten Zügen. Wie die Lampe sein Antlitz beleuchtete, schien er ihr wie in einer Glorie zu strahlen, und lichtumflossen, wie ein Cherub, stand er vor ihrer Seele und vor ihrem Auge.

Es war ihre Jugend und ihr verlorenes Glück, ihre Unschuld und ihre heiligen Erinnerungen, welche von ihm zu ihr herüber glänzten, sie sah in ihm den Engel ihrer Vergangenheit, ehe diese schuldbelastet und gramvoll geworden.

Sie hatte diesen Mann geliebt, damals als ihr Herz noch rein und ihre Seele noch ohne Schuld gewesen. Sie war seine Braut gewesen und er hatte sie grenzenlos geliebt.

Aber dann waren die finstern Versuchungen gekommen, die dämonischen Einflüsterungen und Bitten ihrer Mutter, das glühende Verlangen, ihrem Geliebten eine Mitgift und ein minder zerquältes Arbeiterleben zu verschaffen, und dann die bezaubernde Stimme Bernthals, seine süßen, verlockenden Worte, welche ihre Unschuld ertödtet hatten, dann die beschönigenden Gedanken, mit denen sie ihr eigenes Gewissen betäubt, und sich überredet hatte, daß

ihr Geliebter nichts erfahren, und daß sie ihm treu bleiben würde mit ihrem ganzen Herzen, wenn sie auch aus Liebe zu ihm ihn anscheinend verrathe, und sich von ihm wende.

So war sie gefallen, so war die Sünde über sie gekommen, und zu spät hatte sie erkannt, daß das Verbrechen niemals ein Geheimniß bleibt, sondern, daß es mit seiner eigenen Zunge sich ausruft in die Welt und sich selber verräth durch seiner Thaten Bewußtsein.

So hatte sie ihn verloren und war eine Entehrte, eine Verbrecherin geworden. Er hatte sie von sich gestoßen, er hatte ihr geflucht.

Die bittern, zornigen Worte, welche er zu ihr gesprochen, sie tönten immer noch vor ihren Ohren, sie waren keinen Augenblick verstummt, sie hatte sie immer vernommen!

Den Schrei ihres neugeborenen Kindes hatten sie übertönt und den Schrei ihres eigenen Gewissens, und wenn sie in diesen langen, entsetzensvollen zwei Jahren ihrer schmachvollen Gefangenschaft auf ihrem Lager saß und sich das Haar zerraufte und die Hände wund rieb, und kein Schlaf in ihre Augen kam, so geschah es, weil sie immer und immer diese fürchterlichen Worte, diese Verwünschungen der zornigen und verzweifelnden Liebe hörte, welche ihr Geliebter zu ihr gesprochen, als er von ihr, der Schmachbelasteten, sich auf ewig losgesagt.

Sie hatte ihm deshalb nicht zürnen, sie hatte seine Härte und seine Grausamkeit nicht tadeln können, denn dies Alles war gerecht, war seiner Mannheit würdig ge-

wesen, sie hatte ihn vielleicht niemals so hoch geachtet, niemals ihn so inbrünstig geliebt, als in jener Stunde, in der er sie, welche vor ihm kniete, wie einen Hund mit seinem Fuße von sich gestoßen, und ihrer Mutter das Geld, welches man ihm geboten, wenn er die Schande mit seinem Namen bedecken wollte, vor die Füße geschleudert hatte.

Sie würde ihn verachtet haben, wenn er sie zu seinem Weibe gemacht, entehrt, beschmutzt und erniedrigt, wie sie war. Sie betete ihn an, weil er sie mit wilder Verwünschung von sich gestoßen, weil er ihr gesagt, daß er sie tödten würde, wenn sie es wage, jemals seinen Namen zu nennen, oder irgend Jemand zu sagen, daß sie einst seine Braut gewesen.

Armes, verlorenes Geschöpf! Seine letzten Worte waren ihr heilig gewesen, heiliger wie ihre Unschuld, ihre Jugend, heiliger wie das Lächeln ihres Kindes!

Sie hatte sie als einen unabänderlichen Befehl betrachtet, und niemals war sein Name über ihre Lippen gekommen; selbst nicht in der Stille der Nacht, wenn verzweiflungsvolle und bittere Klagen ihrer geängstigten Seele über ihre zitternden Lippen strömten, selbst dann nicht hatte sie es gewagt, seinen Namen zu nennen.

Aber sie hatte doch ihren Gedanken nicht wehren können, sich mit ihm zu beschäftigen. In ihrer umnachteten und gramvollen Seele war er wie das umhüllte und dem profanen Auge verborgene Allerheiligste gewesen, vor dem sie mit blutender Brust und wunden Knien gebetet, nach

dessen Anblick sie sich ewig gesehnt, das sie aber niemals zu entschleiern gewagt hatte.

Und jetzt stand sie ihm gegenüber und konnte ihn anschauen und konnte auf seinem qualvollen Antlitz lesen, wie sehr er sie geliebt, wie sehr er um sie gelitten hatte.

Nein, er hatte sie nicht vergessen, sie sah es an diesem verdorrten Rosenkranz, der über seinem Bette hing.

Einst hatte sie diesen Kranz in ihrem Haar getragen, und das war an jenem Tage gewesen, an welchem Karl aufgehört hatte, ein Geselle zu sein und ein Tischlermeister geworden war. An jenem Tage hatten seine Freunde und Kameraden ihm ein Fest gegeben, und Marie war die Königin dieses Festes gewesen, und Karl hatte ihr an diesem Abend gesagt, daß er sie liebe und zu seinem Weibe begehre.

Sie hatte ihm nichts erwidern können vor Glück und Scham, aber als das Fest beendet war und Karl sie bis zu ihrer Thür begleitete, da hatte sie schweigend den Rosenkranz aus ihrem Haar genommen und ihn an Karl gegeben. Er mußte sie wohl verstanden haben, denn von diesem Tage an nannte er sie seine Braut und sprach von ihrer Hochzeit.

Nein, er hatte sie nicht vergessen, denn der Rosenkranz hing noch über seinem Bette!

Wie sie ihn anblickte, da war es, als ob ein Sonnenstrahl in ihr armes kaltes Herz gefallen und die Eisrinde zu schmelzen begann, welche Unglück und Verbrechen um dasselbe gelegt hatte.

Sie hatte manchen langen Tag nur Gedanken des

Zornes und des Hasses gehabt und empfand jetzt mit einer Art Schrecken, daß vielleicht ihre arme, zertretene Seele auch noch milderer Empfindungen möchte fähig sein.

Es war, als ob eine geheime unsichtbare Hand sie erfasse und hinüberziehe zu jenem Hause, und sie gehorchte willenlos.

Kaum wissend, was sie that, stand sie jetzt vor dieser niedrigen, dunkeln Thür, welche in sein Zimmer führte. Sie hörte das Geräusch seiner Arbeit, sie meinte seine lauten Athemzüge zu vernehmen.

Ich will ihn sehen und zu ihm sprechen, murmelte sie, und in ihr war eine tiefe, todesmuthige Entschlossenheit.

Sie wußte, daß die nächste Stunde über ihre ganze Zukunft zu entscheiden habe und daß sie jetzt zum letzten Male vielleicht zu dem Engel ihrer guten und unschuldigen Tage flehen wollte.

Mit einem raschen Druck öffnete sie die Thür und trat in sein Gemach. Er hatte ihr den Rücken zugewandt, und das Gekrache des Holzes unter dem Hobel übertönte das Geräusch der sich öffnenden und schließenden Thür.

Sie trat dicht zu ihm heran, und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Jetzt schreckte er empor und blickte sie an.

Es war eine lange, entsetzensvolle Stille. Beide schauten sie einander an. Marie mit der Angst, mit der Verzweiflung einer zum Tode Verurtheilten. Hätte sie einen Zug der Rührung, des Mitleids in seinem Antlitz gelesen, dann wäre sie gerettet gewesen, aber es stand

nichts darin, als Entsetzen und Verachtung, nicht einmal Haß, nicht einmal Zorn.

Was willst Du hier? fragte er endlich tonlos und unwillkürlich zurückweichend.

Ich wollte Dich sehen, sagte sie, nach Athem ringend.

Er deutete stumm nach der Thür hin. Geh, rief er gebieterisch, oder willst Du, daß ich Dir noch einmal fluche?

Thue es, sagte sie demuthsvoll, ich höre doch dann wenigstens einmal wieder Deine Stimme.

Er lachte laut und höhnisch auf und rief verächtlich: Komödiantin!

Dann nahm er wieder den Hobel zur Hand und arbeitete weiter, ohne Acht auf sie zu haben.

Sie stand und sah ihm zu. Ich wollte, es wäre mein Sarg, welchen Du da arbeitest, sagte sie.

Wenn ich wüßte, daß er für Dich sein sollte, rief er, so würde ich ihn verbrennen, so würde ich mir die Hand abhauen, lieber als noch einen Hobelstrich daran thun, so würde ich mich beschimpft, entehrt halten mein ganzes Leben lang. Ich arbeite nicht für Sträflinge und Mörderinnen.

Karl, sagte sie, ich werde einst sterben, und dann möchtest Du es bereuen, daß Du heute so grausam gegen mich bist. Um Deiner selbst willen, Karl, vergieb mir!

Niemals, schrie er wild, und ich verbiete Dir, mich Karl zu nennen!

Ich werde es nicht mehr thun, flüsterte sie demüthig und senkte das Haupt auf ihre Brust. Ich will auch gehen und niemals wieder wagen, vor Dein Angesicht

zu kommen. Nur dies Eine sage, daß Du mir vergeben willst.

Ich Dir vergeben? rief er. Ich Dir all' diese Qual, diesen Jammer, dieses Hohngelächter der Menschen vergeben? Nein, nein, ich verfluche Dich heute, wie ich es vor zwei Jahren gethan. Du hast mein Leben vergiftet, und ich sterbe langsam, Tag für Tag, an diesem Gift, welches Du mir eingeflößt. Ich war ein fröhlicher Jüngling und ich liebte die Menschen, jetzt bin ich ein grämlicher Greis und ich hasse die Menschen, Dich aber, Dich am meisten! Geh' fort von mir, geh' fort! denn wenn ich Dich länger ansehe, fühle ich, daß ich Dich ermorden könnte.

Möchtest Du es thun, sagte sie ganz ruhig, vielleicht würdest Du mich wieder lieben, wenn Du mich ermordet hättest!

Er lachte nur und antwortete gar nicht.

Sie schauerte in sich zusammen und fuhr fort: Du bist nicht so grausam wie Du sprichst und thust. Wenn Du mich nicht siehst, dann denkst Du milder, ich weiß es. Wenn ich nicht da bin, dann hast Du mir vergeben.

Wovon weißt Du das? fragte er, indem er sie mit wilden Blicken anstierte.

Sie hob langsam die Hand empor und zeigte nach dem Rosenkranz. Ich weiß es, sagte sie, weil mein Kranz dort hängt.

Er sprang mit einem einzigen Satze wie ein Tiger nach seinem Bette hin, und riß den Kranz herunter.

O, sagte er zähneknirschend, indem er den verwelkten

Kranz mit zitternden Händen zerriß und die einzelnen Stücke zu Mariens Füßen niederschleuderte, o könnte ich so jedes Wort, was ich damals zu Dir gesprochen, zersetzen und Dir vor die Füße schleudern, könnte ich all' Deine lügnerischen Schwüre und Deine heuchlerischen Liebesworte Dir in's Gesicht werfen, und sie zerreißen, wie diesen Kranz, dann möchte ich noch wieder gesund werden und glücklich. Aber jetzt sitzet das Alles drin in meinem Herzen und frißt sich in mein Blut ein und ich muß daran sterben. Du wirst meine Mörderin sein, wie Du die Mörderin Deines Kindes warst.

Diese Erinnerung schien ihn noch zorniger zu machen. Er stampfte wild mit dem Fuße und hob die Faust drohend gegen sie empor.

Marie lehnte athemlos an der Wand und starrte ihn an. Keine Muskel ihres Gesichtes zuckte, aber auf ihren sonst so bleichen Wangen zeigte sich jetzt eine glänzende Purpurröthe.

Was stehst Du da und siehst mich an, schrie er wüthend. Was habe ich zu schaffen mit der Mörderin?

Es hat's mir Niemand beweisen können, daß ich mein Kind gemordet, sagte sie. Sie sagen, ich hätte es in der Aufregung gethan, und ich glaube es ihnen, aber Niemand hat die Leiche gesehen.

Weil Du sie in die Spree geworfen, schrie er mit einem rauhen Lachen, weil Du die Fische gefüttert mit der Frucht Deiner Liebe. Sie haben Dir nichts beweisen können, aber sie haben Dich doch in's Zuchthaus geschickt, und wie kannst Du es wagen, jetzt zu mir zu kommen?

Willst Du mich auf's Neue zum Gespötte der Menschen machen? Sollen sie sagen, daß ein ehrlicher Mann, wie ich, die ehrlose und bestrafte Verbrecherin wieder bei sich aufgenommen?

Niemand soll es wagen, das zu sagen! rief sie entsetzt.

Nun also, weshalb kommst Du? Fehlt Dir ein Obdach? Kommst Du zu mir, um zu betteln? Geh' doch hin zu Deinem reichen und glänzenden Liebhaber, er ist wieder hier und er ist schön und prächtig in seiner stattlichen Equipage. Geh' doch zu ihm und laß Dich von ihm lieben und küssen und theile mit ihm seinen Glanz und sein Glück.

Karl, rief sie drohend, habe Erbarmen, sprich nicht von ihm!

Er fuhr fort: Und warum sollte ich nicht von ihm sprechen, von Deinem prächtigen und vornehmen Liebhaber? —

Du wußtest wohl nicht, daß er hier war, sonst würdest Du nicht zu dem armen Tischler Karl, sondern zu dem reichen Bernthal gegangen sein und ihn um Unterstützung angefleht haben. O, er wird Dich unterstützen, denn Du bist noch jung und hübsch genug, er wird Dir seidene Kleider geben und Dich neben sich sitzen lassen in seinem schönen Wagen, und es wird ein lustiges, lustiges Leben sein.

Und wieder lachte er laut auf und Thränen der Wuth standen in seinen Augen.

Marie sah ihn mit stolzen, fast verächtlichen Blicken an. Ich gehe, sagte sie, Du sollst mich nicht wieder sehen, aber Du wirst einst erfahren, ob ich ihn geliebt habe.

Die ganze Welt soll es Dir in's Ohr schreien, wie sehr ich ihn hasse und verabscheue. Lebewohl, Du hättest mich erretten können, aber Du hast es nicht gewollt und das ist gut. Man muß kein Erbarmen haben mit einer Sünderin. Du hast mich eine Mörderin genannt, Gott weiß es, ob ich es gewesen bin, aber das weiß ich, daß ich es jetzt werden will. Und wenn ich es bin, dann wirst Du mir vielleicht vergeben. Lebewohl!

Sie hatte lange schon das Zimmer verlassen und noch immer stand Karl und blickte nach der Thür hin, durch welche sie verschwunden war, und sein Antlitz zuckte und seine Gestalt zitterte.

Er sah sie noch immer vor sich mit diesem bleichen, schönen Angesicht, das nach und nach unter der Fluth seiner Verwünschungen erglüht war. Seine Augen standen noch voll Thränen. Marie hatte gemeint, er weine vor Zorn.

Sie sah nicht, wie er jetzt auf seine Knie sank, auf derselben Stelle, wo Marie gestanden, sie hörte nicht, mit welchem schmerzlichen und liebevollen Ausdruck er ihren Namen nannte, sie sah nicht, wie er die einzelnen Stücke des zerrissenen Kranzes von der Erde aufsuchte und sie küßte, bevor er sie sorgsam in dem kleinen Kästchen von gemalter Pappe verbarg, das sie ihm auch einst an einem glücklichern Tage geschenkt.

Marie sah das Alles nicht. Sie wußte nicht, wie dieses stolze und redliche Herz Tag um Tag und Jahr um Jahr mit seiner Liebe gerungen und von sich selber verlangt hatte, daß es die Verrätherin und Verbrecherin vergessen solle. Sie wußte nicht, daß Karl sie nur um

deswillen so glühend haßte, weil er sie vielleicht unbewußt noch immer glühend liebte.

Nein, sie wußte das Alles nicht. Sie stand draußen auf der einsamen, dunkeln Straße, an das Haus gelehnt, in welchem er wohnte, und blickte empor zu dem sternenhellen Himmel. In ihrer Seele war keine Klage, kein Vorwurf. Sie würde Karl verachtet haben, wenn er ihr vergeben und sie freundlich angeredet hätte, sie betete ihn an, weil er in seinem Stolz und seiner Würde sie verachtete und verfluchte.

Sie stand und starrte immer noch empor zum Himmel. Einmal flüsterte sie: Er glaubt, daß ich so elend bin, ihm wieder freundlich sein, ihn lieben zu können.

Und indem sie das sagte, schauderte sie vor Entsetzen und Qual, und starrte wieder bewegungslos empor. Dann, nach einer langen Pause, sagte sie: Er muß sterben, ich werde ihn tödten, dann wird Karl wissen, ob ich dieses Ungeheuer geliebt habe, dann wird Karl mir vergeben. Er muß also sterben!

Und wie gekräftigt von diesem Gedanken ging sie leichten Schrittes die Straße hinunter, und schlug den Weg nach ihrer finstern Wohnung ein.

II.

Mutter und Tochter.

Die fünf Tage, welche die Fürstin ihrer Tochter bewilligt hatte, um sich zu entscheiden, ob sie den Befehlen ihrer Mutter freiwillig gehorchen wolle, waren lange vorüber.

Die Fürstin und die Prinzessin verweilten noch immer in Berlin, und es schien, als ob Beide das schweigende Uebereinkommen getroffen, die sich gegenseitig gewährte Frist noch um einige stille und friedliche Wochen zu verlängern. Beide der Entscheidung ihres Schicksals so nahe, zitterten sie Beide, die Hand auszustrecken, und es zu erfassen. Und vielleicht war es noch ein anderer Grund, welcher sie zurückhielt.

Bernthal war wieder da, und das Bewußtsein, einen gemeinsamen Feind zu haben, der sie Beide gleich sehr bedrohte, machte, daß sie eine Zeit lang ihrer andern Zwistigkeiten vergaßen, um sich gegen diesen Feind zu vereinigen. Aber dies war nur eine kurze Frist, welche das Schicksal der armen geängstigten Prinzessin zu bewilligen schien.

Bernthal's fortgesetztes Schweigen, sein gänzliches Vermeiden irgend eines Zusammentreffens mit der Fürstin und ihrer Tochter gaben der ersteren bald genug das Gefühl der Sicherheit und Ruhe wieder. Sie überließ sich nur allzu willig der schwärmerischen Hoffnung, dieser grausame und racheburstige Dämon, welcher sie und ihr ganzes fürstliches Haus bis dahin mit so rastloser Wuth verfolgt, sei endlich gesättigt und ermattet, und, zufrieden, sie Alle einmal gedemüthigt zu haben, lasse er die Hand jetzt ruhen, welche ihnen Allen so tiefe Wunden geschlagen.

Die Fürstin nahm also ihre Pläne und stolzen Wünsche wieder auf und begeisterte sich wieder an dem Gedanken, ihre Tochter mit einer Königskrone geschmückt zu sehen.

Was kümmerte es sie, ob die Prinzessin sich zu Boden geschmettert fühle von der Last dieses goldenen Stirnbandes, was kümmerte es sie, ob ihre Augen erblinden mochten von Thränen — sie hatte nur das Eine große Ziel vor Augen, — sie wollte sich die Mutter einer Königin nennen können! Es genügte ihrem Ehrgeiz nicht mehr, die unbeschränkte Gebieterin in dem kleinen Lande ihres Sohnes zu sein; sie wollte durch ihre Tochter über ein Königreich herrschen, und wie jetzt Tausende, so sollten sich dann Millionen vor ihr beugen müssen.

Aber die Fürstin Amalie kannte den entschlossenen und trotzigen Sinn ihrer Tochter; sie wußte, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sei, welchen sie mit ihr kämpfen wollte, und daß die Prinzessin sich niemals unterwerfen und sich beugen werde. Die Fürstin war entschlossen, sie zu Boden

zu schleudern, wenn es kein anderes Mittel mehr gäbe, um zum Ziele zu gelangen! —

Prinzessin Louise war allein in ihrem Boudoir. Sie saß an einem kleinen mit allerlei Geräthschaften und Malerutensilien bedeckten Tisch in der Nische des Fensters und malte. Ihre ganze Seele war bei ihrer Arbeit, und obwohl sie schon mehrere Stunden sich mit derselben beschäftigte, war ihr dennoch diese Zeit wie ein kurzer Moment vorübergeeilt. Jetzt indessen schien sie erschöpft von der anhaltenden Beschäftigung, sie ließ die Hand, welche die Palette hielt, in den Schooß sinken, und lehnte sich zurück in den Fauteuil. Ihre langen blonden Locken beschatteten das liebliche Oval ihres Gesichtes, ihre tiefdunkeln blauen Augen waren träumerisch in das Leere gerichtet.

Aber für sie schien dieses Leere von zauberischen Bildern erfüllt und glückliche Träume mußten in ihrem Herzen sein, denn sie lächelte, und ihre Wangen übergoß eine dunkle Röthe. Dann nahm sie mit einer raschen Bewegung die angefangene Malerei vom Tisch empor, und hielt sie gerade vor sich hin, ihren strahlenden Blick darauf richtend.

Ja, flüsterte sie leise, es ist sein Bild, genau eine Kopie dessen, welches in meinem Herzen ruht und es so glücklich und so namenlos elend macht! Es ist das Bild meines Erzengels, an den ich glaube, zu dem ich bete, Gott weiß es, mit welchem inbrünstigen Gebet!

Und die Prinzessin vertiefte sich wieder im Anschauen des Bildes, und bemerkte es gar nicht, daß die Portière

de und die Fürstin Mutter *in*

pich machte ihren Schritt un-
: dem Fauteuil der Prinzessin,
ung von der Gegenwart ihrer
.

chtete das Bild mit aufmerk-
verfinsterte sich, und ein grau-
umspielte ihre schmalen Lippen.
: stolzen, ruhigen Weise: Und
el Michael wirklich den Drachen

e Prinzessin so ruhig, als ob
er sie nicht im Mindesten er-
, gnädigste Mutter, denn den
en weichen!
indem sie so sprach und be-
mit einer tiefen ceremoniösen

Mutter ist unendlich gütig, mich
esuche zu **überraschen**! sagte
: letzten Worte.
fte die Fürstin, Du findest es
unangemeldet zu Dir eintrete,
wünschtest, oder, wenn nicht
t in meiner Gesellschaft!
e fürstliche Mutter das Recht,
Hofdame zu veranlassen, aller

sonstigen Etikette zuwider, mich auf Ihren beglückenden Besuch nicht vorzubereiten!

Ich habe das Recht, und ich machte Gebrauch davon, wie Du siehst, erwiderte die Fürstin. Ich wünschte Dich zu überraschen, um zu sehen, mit welchen Schwärmereien Du die Stunden Deiner Einsamkeit ausfüllst! Verliebte schwärmen bekanntlich immer, und wie ich sehe, genügt es meiner Prinzessin Tochter nicht, nur mit ihren Gedanken zu schwärmen, sondern sie thut es sogar mit dem Pinsel in der Hand, und macht aus ihren unschuldigen Mädchenträumen allerliebste kleine Bilderchen. Und darf man fragen, was dieses Bild hier bedeuten soll, und wozu es bestimmt ist?

Es ist die Skizze zu einem größeren Gemälde, welches ich unternehmen will, sagte die Prinzessin ruhig, und es bedeutet, wie ich Ew. Hoheit schon bemerkte, den Sieg des Edlen über das Unedle, des Engels über den Dämon.

Ich sehe! Der Erzengel Michael, der den Dämon unter seine Füße tritt! — Sie werden dieses Bild nicht malen, Prinzessin Louise!

Und weshalb nicht, meine gnädigste Mutter?

Weil ich nicht will, daß Sie sich abermals zum Gespötte machen, und der Welt abermals von sich zu reden geben. Dieser Erzengel ist ein genaues Portrait des Prinzen Adrian!

Sie haben ihn also erkannt? rief die Prinzessin. Ich danke Ihnen, gnädigste Frau, für diese Anerkennung meines geringen Talentes!

Die Fürstin blickte mit einem zornigen Ausdruck in

das lächelnde Antlitz ihrer Tochter. Aber ich will nicht, daß auch Andere ihn erkennen, und erfahren sollen, mit welchen neuen und ich darf sagen, sündigen Thorheiten Sie sich beschäftigen!

Sündigen? sagte die Prinzessin mit einem spöttischen Lächeln. Und weshalb nennt es meine gnädigste Mutter eine Sünde, daß mein Erzengel die Züge des Prinzen Adrian trägt? Ist der Prinz nicht frei, bin ich es nicht? Weshalb also sollten wir uns nicht lieben? Ich habe geglaubt, nur das sei eine Sünde, wenn ein verheirathetes Weib einen Andern, und nicht ihren Gemahl liebt, wenn sie um dieses Andern willen ihren Gemahl betrügt! Ist das nicht auch Ihre Meinung, Frau Fürstin?

Die Fürstin warf einen zornigen stechenden Blick auf ihre Tochter, und so groß war ihre Bewegung, daß sie zitterte und das Blut einen Moment ihren Wangen entwich.

Die Prinzessin schien indeß die Aufregung ihrer Mutter gar nicht zu bemerken. Sie deutete auf das Bild hin und sagte lächelnd: Und weshalb erwähnten Ew. Hoheit nur dieser einen Aehnlichkeit auf meinem Bilde hier? Oder hätte ich unglücklicher Weise meine Absicht verfehlt, diesem Dämon ein erkennbares Antlitz gegeben zu haben?

Bernthal! murmelte die Fürstin unwillkürlich schaudernd.

Ja, Bernthal! rief die Prinzessin. Ich danke Ihnen zum zweiten Mal! Auch dies Portrait ist also ähnlich und Ew. Hoheit hat sofort das Portrait dieses Mannes erkannt, den wir Beide gleich sehr zu fürchten haben!

Und indem sie so sprach, verbeugte sie sich lächelnd vor der Fürstin, legte über das angefangene Bild

ein Seidenpapier und schloß es dann in ihren Schreibtisch ein.

Die Fürstin ging einige Male hastig auf und ab, während ihre Tochter damit beschäftigt war, Pinsel und Farben wieder in den Malkasten einzuordnen.

Plötzlich blieb ihre Mutter vor ihr stehen und sagte mit einer Stimme, welche vor innerer Aufregung zitterte: Ich nannte Dein Verhältniß zu diesem Prinzen Adrian deshalb ein sündiges, weil es einer Braut nicht geziemt, zu irgend einem andern Manne in vertraulicher Beziehung zu stehen als zu ihrem Verlobten.

Ich theile ganz diese tugendhaften Grundsätze meiner gnädigsten Mutter! sagte die Prinzessin.

Dann wirst Du also begreifen, daß Dein Verhältniß zum Prinzen Adrian sich entschieden anders gestalten muß!

Im Gegentheil, Hoheit! Nur zu andern Menschen müssen meine Verhältnisse sich anders gestalten, zu allen andern Männern, denn wie Ew. Hoheit selber bemerken, es darf eine Braut nur ihrem Verlobten sich unterwerfen!

Was soll dies bedeuten?

Das soll bedeuten, sagte die Prinzessin mit ihrem einschmeichelndsten Ton, indem ihre Züge zugleich einen energischen und entschlossenen Charakter annahmen, — das soll bedeuten, daß ich mich als die Braut des Prinzen Adrian betrachte!

Die Fürstin machte eine heftige Bewegung, und ein leiser Schrei des Zornes drang von ihren Lippen. Aber sie bemeisterte schnell ihren Zorn und sagte kalt und ruhig: Prinz Adrian hat also in aller Form um Deine Hand geworben?

Nein, aber ich liebe ihn, und ich weiß, daß auch er mich liebt!

Er hat es Dir also nicht gestanden?

Nein, aber ich habe in seinen Augen gelesen, wie er in den meinen!

Ah, die Sache ist also nicht so schlimm als ich fürchtete, murmelte die Fürstin, indem sie wieder hastig auf und ab ging.

Prinzeß Louise stand ruhig neben ihrer Staffelei. Wer sie sah, hätte sie für kalt und unempfindlich halten müssen.

Aber sie hatte nur gelernt, ihre Stürme nach Innen austoben zu lassen, und während ihre Züge ruhig schienen, tobte ihr Herz mit wildem Hammerschlag in ihrer Brust.

Sie sagte zu sich selbst: dies ist die entscheidende Stunde. Der Kampf muß zu Ende geführt werden, und ich will lieber in demselben getödtet werden, als noch länger die Qualen dieser Ungewißheit ertragen müssen!

Jetzt blieb ihre Mutter vor ihr stehen, und alle ihre Züge waren kalt und ruhig — sie hatten Beide einen Entschluß gefaßt.

Du bist also entschlossen, diesen apanagirten Prinzen Deinen Gemahl zu nennen?

Ich bin es!

Auch wenn ich Dir sage, daß ich meine Einwilligung nicht gebe, und daß ich meinen Sohn veranlassen werde, die seinige zu verweigern?

Er wird fortan meine Familie und meine Heimath

sein! Ich werde an seiner Brust einen Bruder und einen Vater wieder finden!

Und wenn Dein Bruder, wie er es kann und darf, Dir Deine Apanage vorenthält?

Dann werde ich zu meinem Geliebten hingehen als eine Bettlerin, und ich weiß, er wird mich nicht verstoßen!

Und wenn wir Dich verstoßen, und Dich laut eine Entartete, eine Verbrecherin nennen?

So werde ich mein Haupt beugen und freudig dulden um meiner Liebe willen!

Die Fürstin stieß einen Ausruf des Zornes aus, die Prinzessin lächelte in seliger Entzückung.

Nun denn, es sei! sagte die Fürstin endlich. Gehe denn hin und erfülle Dein Geschick! Gründe Dir eine neue Zukunft, wenn Du glaubst, mit der Vergangenheit abgeschlossen zu haben! — Kennt dieser gute, gläubige Adrian, welcher Dich als eine Heilige anzubeten scheint, kennt er Deine Vergangenheit?

Die Prinzessin erblaßte und stotterte. Die Fürstin brach in ein spöttisches Gelächter aus.

Er kennt sie nicht! sagte sie. Nun wohlan, Prinzessin Tochter, ich bin geneigt, Ihnen meine Einwilligung zu dieser romantischen Verbindung zu geben! Aber ich mache eine Bedingung.

Und welche Bedingung? fragte die Prinzessin, indem sie ihre ungläubigen und angstvollen Blicke auf die Fürstin heftete. Welche Bedingung?

Diese: daß Sie sofort ohne Zögern, und ohne

das Geringste zu verschweigen, dem Prinzen die Geheimnisse Ihrer Vergangenheit offenbaren!

Von den Lippen der Prinzessin drang ein einziger Laut, es war nicht ein Seufzer, nicht ein Schrei, es war wie das Angstgestöhne eines Sterbenden, so qualvoll, so gepreßt, so herzzerreißend!

Prinzessin Louise! rief die Fürstin, indem sie in ihrer ganzen Hoheit sich aufrichtete, ich befehle Ihnen, dem Prinzen Adrian die geheime Geschichte Ihrer Vergangenheit zu erzählen!

Nimmermehr! sagte die Prinzessin, indem sie kraftlos auf den Fauteuil sank. Sie können nicht wollen, daß ich selber mein Todesurtheil unterschreibe!

Sie wollen also nicht sprechen?

Ich kann nicht! Sie wissen, Mutter, daß ich es nicht kann.

Nun wohl, so werde ich es thun!

Gnade! Gnade! stammelte die Prinzessin. Seine Sie barmherzig, Mutter!

Seien Sie barmherzig mit sich selber, Louise! Zwingen Sie Ihr Herz, daß es endlich der Vernunft Gehör gebe! Sprechen Sie dies eine Wort: ich willige ein, die königliche Hand anzunehmen, ich willige ein, Königin zu werden! Sprechen Sie dies, und Alles soll vergeben, und von Ihrer Vergangenheit soll niemals mehr die Rede sein! Sprechen Sie!

Eine Pause trat ein. Dann sagte die Prinzessin mit ruhiger, klarer Stimme: Hören Sie, Hoheit, was ich Ihnen jetzt sagen will! Achten Sie genau auf meine

Worte, denn jedes derselben bedeutet so viel, als ob ich einen Eid ausspräche! Ich habe viel gefehlt, und viel gesündigt; ich habe in Demuth die Hand erkannt, welche mich züchtigte, und ich habe nicht gemurrt, sondern mein Haupt in Demuth gebeugt unter der Hand des strafenden Gottes! Aber endlich hat sich Gott meiner Leiden und meines Jammers erbarmt, endlich hat er mir den Erlöser gesandt, welcher mein Herz frei machen sollte von Sünde und Irrthum, dieser Erlöser, es war die Liebe! Eine reine, tugendhafte, eine heilige und unschuldige Liebe, deren Schmerzen und Qualen ich geduldet habe, wie das Fegefeuer, durch welches ich zum Paradiese eingehen sollte! Und jetzt habe ich das Paradies gewonnen, die Tage des Irrthums und der Sünde liegen wie schlimme Träume, wie vergessene Märchen hinter mir; ich bin wieder gereinigt, wieder geläutert, eine Neugeborene, Neuerstandene, denn der Heiland wohnt in mir, und hat mich gesegnet mit einem neuen Leben! Niemals aber, und möge Gott meinen Schwur hören und ihn annehmen, niemals werde ich so feig und niedrig sein, meinen Heiland zu verleugnen, wie einst Petrus es gethan! Die Liebe ist mein Messias gewesen, ich werde ihr folgen, und ihr anhangen durch alle Einöden und über alle Klippen; wenn es sein muß, werde ich auch für sie zu sterben wissen, niemals aber sie verleugnen! Das ist mein letztes Wort, Mutter, und ich habe es nicht zu Dir gesprochen als ein entartetes Kind, welches sich auflehnt gegen die Befehle seiner Mutter, sondern ich habe es gesprochen als ein freies, gleichberechtigtes Wesen, welches für sich kein weiteres Recht in An-

spruch nimmt, als nur dieses: die Freiheit zu haben, selbstständig über sein Glück oder Unglück entscheiden zu können, nicht eine Sklavin der Verhältnisse zu sein! Ich will nicht mehr heucheln und lügen und betrügen, wie Ihr Alle es thut, ich will nicht eine machtlose Puppe in den Händen der Konvenienz, der Diplomatie und der Dynastie sein, ich will frei sein und selbstständig! Dies ist mein letztes Wort! Ihr könnt mich tödten, Ihr könnt mich wahnsinnig machen, aber diesen meinen festen, meinen unerschütterlichen Willen, den könnt und sollt Ihr nicht zu brechen vermögen!

Sie hatte mit fliegendem Athem, mit lebhaft gerötheten Wangen gesprochen. Ein edles Feuer blitzte aus ihren Augen, und selbst ein Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie schwieg jetzt, aber ihre Seele sprach, und leuchtete noch aus ihrem begeisterten Angesicht, und ihre Augen waren aufwärts gerichtet, wie im seligen Schauen.

Die Fürstin hatte ihr mit kalter Ruhe, mit einem sarkastischen Lächeln zugehört; keine Muskel ihres Angesichtes hatte gezuckt, keine Fiber ihres Herzens sich bewegt. Sie auch, wie ihre Tochter, hatte einen Willen, den sie durchsetzen wollte, und der Widerstand des Einen kräftigte die Härte des Andern! Sie hatte in den Worten ihrer Tochter nichts weiter vernommen, als die Weigerung: „ich mache Dich, Fürstin Amalie, nicht zur Mutter einer Königin! Du mußt Dir genügen lassen an dem kleinen Lande Deines Sohnes! Du wirst einen König nicht Deinen Sohn nennen können!“ Und diese Weigerung machte ihr

Herz pochen vor Zorn und Stolz, und gab ihr ein Gefühl des bittersten Hasses gegen ihre Tochter.

Als diese jetzt schwieg und ihr Haupt erschöpft an die Lehne des Sessels zurücklegte, näherte sich ihr die Fürstin, und legte auf Louisens Schulter ihre Hand, deren Eiseskälte die Prinzessin erbeben machte. Dann sprach sie; jedes Wort fiel langsam und kalt, wie ein eisiger Wassertropfen von ihren Lippen auf Louisens Herz, daß es erstarrte vor Kummer und Leid.

Ich habe Sie zu Ende gehört, sagte die Fürstin, und erkläre Ihnen, daß Ihr ausgezeichnetes Rednertalent, so wie Ihre religiöse Begeisterung meine Bewunderung erregt haben! Sie haben mir dieselbe Emotion erregt, wie etwa ein Seiltänzer, den ich in schwindelnder Höhe sich bewegen sehe, jeden Augenblick in Gefahr herunterzufallen, sich die Glieder zu zerschmettern, und sich doch immer auf dem Seile erhaltend, vermöge seiner Balancirstange. Es war ein ganz ergötzlicher Anblick, und ich danke Ihnen dafür. Nun aber, während Sie ausruhen von Ihren halsbrecherischen Künsten, vernehmen Sie auch mein letztes Wort: Sie nehmen die Krone an, welche eines Königs Hand Ihnen bietet, und ich verpflichte mich, alsdann den Prinzen Adrian als Ihren ersten Kavalier in Ihre unmittelbare Nähe zu bringen, oder Sie schlagen diesen Vergleich aus und beharren darauf, die Gattin dieses jungen prinzlichen Offiziers zu werden! Dann fordere ich von Ihnen, daß Sie ihn zum Richter über sich selber machen, daß Sie ihm Ihre Vergangenheit beichten!

Niemals! sagte die Prinzessin.

Dann werde Ich es thun, sagte die Fürstin mit ihrer eiskalten Ruhe, und zwar heute noch! Wir wollen doch sehen, ob dieser kleine Prinz wenigstens ein Mann von Ehre ist, oder ob er so niedrig und ehrlos ist, diejenige zu seinem Weibe machen zu wollen, welche ....

Haben Sie Erbarmen, Hoheit, flüsterte die Prinzessin. Wir sind nicht mehr allein! Es kommt Jemand!

In der That, man vernahm sich nähernde Fußtritte, die Portière ward schüchtern zurückgeschlagen und die Oberhofmeisterin trat ein mit einem Briefe in der Hand, den sie der Fürstin übergab mit dem Bemerken, daß er so eben durch einen Kurier überbracht, welcher darauf bestanden, daß man ihn sogleich Ihrer Hoheit übergebe.

Die Fürstin winkte der Oberhofmeisterin, sich zu entfernen, erbrach das Siegel mit rascher Hand, und während sie dann den Brief las, färbte eine dunkle Gluth ihre Wangen, ihr Antlitz strahlte in stolzer Befriedigung.

Es ist ein Brief vom König August! sagte sie dann. Er hält darin in aller Form um Deine Hand an, und benachrichtigt mich, daß er noch heute in Berlin eintreffen wird, um persönlich seine Werbung anzubringen. Du wirst Dich also jetzt entscheiden müssen, Louise!

Ich bin entschieden, Mutter!

Du willst also meinen Wünschen nicht nachgeben?

Nein, ich will nicht, weil ich nicht kann!

Dann also bist Du entschlossen, dem Prinzen Adrian Deine Vergangenheit zu beichten?

O mein Gott, mein Gott! jammerte die Prinzessin.

Du willst auch dieses nicht! Es gelüstet Dich noch

länger, vor ihm die Tugendhafte, die Heilige zu spielen? Ich werde die Maske von Deinem Gesichte reißen, und ihm Dein wirkliches Antlitz zeigen, ich selbst, Deine Muttter, und er wird mich nicht der Lüge zeihen, denn er wird in Deinen bleichen und zerknirschten Zügen lesen, daß ich die Wahrheit sprach!

In diesem Augenblick ward die Portière rasch zurückgeschlagen, und die eintretende Hofdame meldete: Prinz Adrian!

Die Prinzessin stieß einen Schrei aus und streckte abwehrend ihre Hand vor sich hin. Aber die Fürstin erfaßte sie, und indem sie sie krampfhaft in der ihren drückte, sagte sie lächelnd zu der Hofdame: Prinz Adrian ist willkommen! Er mag eintreten!

Die Hofdame trat zurück, und man sah durch die offene Portière die stolze und schlanke Gestalt des Prinzen, welcher so eben das Vorzimmer durchschritt, um in das Boudoir der Prinzessin einzutreten.

III.

Die verkleidete Prinzessin.

Während Prinz Adrian das Vorzimmer durchschritt, ereignete sich in dem Boudoir der Prinzessin eine jener dramatischen und tragischen Scenen, wie wir sie auf keiner Bühne und in keiner Tragödie finden, sondern wie sie nur die Wirklichkeit und das wahrhafte Leben zu bieten vermag, eine Scene, deren tragischer Pathos mehr in den Mienen und dem Geberdenspiel als in den Worten besteht. Nur auf der Bühne ist die Qual und Verzweiflung beredt mit Worten, in der Wirklichkeit ist sie lakonisch, aber jeder Zug des Angesichts, jede Bewegung ist ein Aufschrei, eine Exklamation.

Die Fürstin nahm mit steifer Grandezza auf dem Divan Platz; ihre Züge zeigten eine stolze Ruhe, und sie blickte dem Prinzen lächelnd entgegen, während die Prinzessin in seltener Zuvorkommenheit ein kleines Tabouret nahm, um es unter die Füße ihrer Mutter zu schieben. Sie knieete halb nieder neben der Fürstin, anscheinend nur, um der Fürstin mit dem Tabouret dienstbar zu sein,

aber jede Muskel ihres Angesichtes bebte, und mit zitternder Stimme flehte sie um Erbarmen, um Gnade.

Die Fürstin sagte ein kurzes und entschlossenes: Nein!

Der Prinz stand schon in der Thür des Boudoirs. Die Prinzessin neigte sich an das Ohr ihrer Mutter und flüsterte: Hören Sie! Wenn Sie ihm Alles sagen, so tödte ich mich vor Ihren Augen! Das schwöre ich!

Sein Sie uns willkommen, mein Prinz! sagte die Fürstin, indem sie ihre Tochter mit fester Hand neben sich auf dem Divan niederdrückte.

Louise stieß einen tiefen Seufzer aus, und lehnte sich zurück in die Polster. Aber als ihr Auge den Blicken des Prinzen begegnte, übergoß eine dunkle Röthe ihre Wangen, und ein Lächeln stand auf ihren Lippen. Die Liebe begrüßte sie mit einem ihrer sonnigen Strahlen, und sie fühlte davon ihr Herz erwärmt und gestärkt zu freudigem Hoffen.

Es ist nicht möglich, daß eine Mutter so grausam sei! flüsterte ihr Herz, und als sie jetzt auf ihre Mutter sah, welche in heiterer und harmloser Unterhaltung mit dem Prinzen begriffen war, sagte sie ganz zuversichtich zu sich selber: sie wird es nicht thun! Sie hat mich nur erschrecken wollen!

Und jetzt mischte sie sich lächelnd in die Unterhaltung und vielleicht war es die geistige Spannung und Aufregung in welcher sie sich befand, vielleicht auch nur die Freude des Zusammenseins mit dem Geliebten, welche sie so sprühend an Geist und Laune, an Anmuth und Liebenswürdigkeit machte.

Prinz Adrian war eine jener seltenen Erscheinungen, denen die Natur einen Freibrief des Gefallens und der heiteren Liebenswürdigkeit auf die Stirn geschrieben. Sein edel geformtes, jugendliches Gesicht trug den Ausdruck der Offenheit und einer fast kindlichen Güte. Seine dunkelblauen Augen strahlten von Jugendlust und Jugendmuth, seine frischen Lippen zeigten fast immer ein keckes und doch gutmüthiges Lächeln, und obwohl er erst fünfundzwanzig Jahre zählte, hätte man ihn doch für weit jünger halten mögen, wenn nicht die zuweilen sich verfinsternden Augenbrauen und die hohe, ausgearbeitete edle Stirn es verrathen hätten, daß auch der Ernst des Mannes zu Zeiten in diesem Jüngling wohnen könne. — Uebrigens gehörte Prinz Adrian zu jenen Männern, von denen sich wenig sagen läßt, weil ihnen das Leben noch so wenig gesagt hat.

Der Sohn eines von irgend einem Könige gefürsteten Grafen, hatte er seine Knabenzeit in ungestörtem Kinderglück, bewacht und behütet von seinem Hofmeister, auf den reichen Besitzungen seines Vaters hingebracht, dann in Begleitung seines Lehrers eine Hochschule bezogen, und nachdem diese Studienzeit vollendet, hatte er sich, als jüngerer Sohn, dem von den Lehnsgütern seines Vaters eine mäßige Apanage zu Theil ward, entschlossen, im Soldatenstande sein Glück, seinen Ruhm und seine Größe zu suchen. Er war daher in den preußischen Militairdienst eingetreten, und bekleidete nach halbjährigem Dienst jetzt die Stelle eines Primierlieutenants in demselben Regiment, dessen Chef jetzt der regierende Fürst Friedrich war.

Dadurch hatte dieser ihn kennen gelernt, und sich schnell

mit dem offenen und liebenswürdigen Charakter des Prinzen befreundend, hatte er ihn zum Besuch in seine Residenz und an seinen Hof eingeladen.

Das war des Prinzen Adrian ganze Geschichte, eine harmlose Geschichte voll Sonnenglanz und Kinderlächeln, über welche sogar die Liebe bisher noch keine tiefere Färbung gelegt. Bisher! Aber Prinz Adrian fühlte, daß er jetzt bis zu einem Wendepunkte seines Daseins gekommen, und daß das Leben ihm jetzt vielleicht eine ernstere und bewegtere Miene zeigen würde. Indeß schreckte er nicht zurück; jung, muthig, entschlossen und feurig wie er war, hieß er vielmehr die Stürme willkommen, mit denen sein Geschick zu ihm heranrauschte, fühlte er den Muth in sich, die Stürme zu bewältigen und zu seinem Ziele zu gelangen.

Welches war dieses Ziel? Sicher nicht dieses, als glücklicher Bettler mit der Hand einer hochgeborenen Prinzessin begnadigt zu werden, um an dem Hofe seines regierenden Schwagers ein gedemüthigtes Dasein, gewissermaßen das Leben eines homme entretenu zu führen, sicher nicht dieses, nur geduldet zu werden als der Gatte, den sich die Prinzessin in einer ihrer fürstlichen und souverainen Launen gewählt, und den sie mit dem Sonnenschein des Glückes begnadigt und zu ihrem Gemahl erhoben hatte.

Nein, sicher nicht dieses war das Ziel, nach welchem Prinz Adrian strebte. Er würde lieber eine Krone zertreten haben, statt sie als Gnadengeschenk anzunehmen, er würde lieber gehungert und gedarbt haben, statt zu schwelgen

auf Kosten Anderer, und als apanagirter Prinz an dem Hofe seines Schwagers zu leben, würde ihm nicht als eine Ehre, sondern als eine Demüthigung erschienen sein! — das Weib, welches ihn liebte, mußte bereit sein, ihm zu folgen, wohin er immer gehe, sie mußte sich ihm unterordnen in Liebe, sie mußte ihn nicht zu ihrem Gemahl erheben wollen, sondern sich stolz und geehrt fühlen, wenn er ihr das höchste Geschenk, welches ein Ehrenmann einem Weibe zu bieten hat, wenn er ihr seinen Namen gäbe.

Das war das Ziel, nach welchem Prinz Adrian strebte, seit er die Prinzessin Louise gesehen.

Es war ein sehr heiteres, sehr geistvolles Gespräch, welches Prinz Adrian so eben mit den beiden Fürstinnen führte. Man sah nur drei vollkommen heitere, lächelnde Gesichter, frohe Scherze flogen hin und wieder, und unbefangenes Lachen ertönte, und doch verhüllten diese heiteren Züge nur ernste und entschlossene Seelen, und diese drei, im unbefangenen Geplauder vereinigten Menschen bargen hinter der lächelnden Außenseite Jeder einen festen, unerschütterlichen, dem Anderen widerstrebenden Willen, und Jeder war entschlossen, den seinen durchzuführen.

Es war so eben nach frohem Scherzen eine kleine Pause eingetreten. Die scheidende Abendsonne warf ein letztes Streiflicht durch die Fenster und legte es wie einen Glorienschein um das Antlitz der Prinzessin.

Prinz Adrian sah mit entzückten Blicken zu ihr hin, er hatte sie niemals so schön, so liebreizend und anmuthig gesehen. Ihre Blicke begegneten sich, und der beredte

Ausdruck seines edlen Angesichtes machte Louisens Herz höher pochen und zauberte ein Lächeln des Glückes auf ihre Lippen.

Die Fürstin hatte diese Blicke liebenden Einverständnisses aufgefangen, und sie sagte zu sich selber: jetzt ist es Zeit!

Sie unterbrach daher die Stille, indem sie mit einem so anmuthigen Lächeln, wie ihr Stolz es ihr selten erlaubte, sich an den jungen Prinzen wandte.

Sehen Sie, sagte sie, der Abend beginnt bereits zu dunkeln, und wir sollten jetzt, wie es unsere Absicht war, in die Oper gehen. Indeß, wer weiß, ob wir dort das Amusement wiederfinden, welches wir hier aufgeben! Prinzeß Louise, ich erlaube mir, mich bei Ihnen zum Thee einzuladen, und wenn Sie nichts dawider haben, bringe ich Prinz Adrian als Gast mit!

Die Prinzessin verbeugte sich, und der Prinz küßte mit lebhafter Dankbarkeit die Hand, welche die gnädige Fürstin ihm dargereicht.

Aber ich bitte, liebe Louise, lassen Sie uns für eine Stunde aller Etiquette entsagen, fuhr die Fürstin fort. Entlassen Sie Ihre Damen, und schließen wir die Portière dieses Boudoirs. Wir wollen einmal en famille sein, wie andere glückliche Sterbliche, aber wenn wir uns auch das Glück heiterer Scherze und unbefangenen Lachens erlauben wollen, so dürfen wir doch nicht so weit unserer fürstlichen Würde vergessen, um unsere Untergebenen daran Theil nehmen zu lassen! Sie werden mir heute mit Ihren

eigenen niedlichen Händen den Thee serviren, wie Sie es früher oft in Palermo gethan!

Die Prinzessin, welche so eben ihre Hofdame aus dem Vorzimmer herbeigerufen, um ihr halblaut die nöthigen Instruktionen zu ertheilen, schreckte bei dieser letzten Bemerkung ihrer Mutter zusammen, als habe ein Dolchstoß sie getroffen, und nur mühsam und mit zitternder Stimme konnte sie weiterreden.

Ew. Königliche Hoheit waren in Palermo? sagte der Prinz, als sie jetzt wieder allein waren, und in dem hell erleuchteten Boudoir um den Theetisch saßen, auf welchem die silberne Theemaschine siedete und dampfte.

Ja, in Palermo, dem Lande des Sonnenscheins und der Schönheit! sagte die Fürstin. O, ich erinnere mich sehr gern dieser Tage, in denen es uns vergönnt war, einmal der fürstlichen Etiquette entkleidet, ganz ohne Zwang uns den Genüssen dieses entzückenden Naturlebens hinzugeben. Wir verweilten dort mehrere Monate unter dem Namen einer Freifrau und Freifräulein von Senden, und es war uns gelungen, unser Inkognito so gut festzuhalten, daß Niemand uns für etwas Anderes hielt, als was wir scheinen wollten, die Baronin von Senden mit ihrer Tochter. Nicht wahr, Louise, es waren herrliche Monate?

Gewiß! sagte die Prinzessin, deren Gesicht jetzt bleich und farblos geworden.

Ich entsinne mich noch mit Entzücken einer Wasserfahrt, die wir einst in dem Golf von Palermo machten! Es war eine bezaubernde Nacht, der Mond stand wie eine goldene Weissagung des Glücks am Himmel, die Natur

lag im andächtigen Schweigen wie im Gebete da. Vor uns her in einer Barke fuhren die berühmtesten der Volkssänger von Palermo, welche wir gemiethet hatten, um uns den Reiz dieser köstlichen Nacht durch ihre Gesänge und Improvisationen zu erhöhen. Plötzlich, mitten im Lauf hielt diese Barke inne und ließ unsern Nachen nahe zu sich heran kommen.

Signora, sagte der eine Sänger, Pezzo hier, der erste Improvisatore von Palermo, wird Ihnen jetzt eine Probe seiner Kunst geben. Er wird Ihnen eine wahre und wirkliche Begebenheit vortragen, welche sich vor einigen Tagen in unserer schönen Stadt zugetragen, und ich werde seinen Gesang und seine Reime mit meiner Mandoline begleiten. Hören Sie, Signora, es ist die Geschichte von der verkleideten Prinzessin.

Prinzessin Louise schrak in sich zusammen, und ihre Wangen erbleichten noch mehr. Sie heftete ihre Augen mit einem flehenden Ausdruck auf die Fürstin. Aber diese begegnete ihrem Blick mit einem grausamen kalten Lächeln.

Du entsinnst Dich doch dieser Geschichte, Louise, sagte sie dann in einem fast zärtlichen Ton.

Ich entsinne mich! sagte die Prinzessin, mühsam nach Fassung ringend.

Und willst Du es übernehmen, unserm lieben Prinzen hier die Geschichte von der verkleideten Prinzessin zu erzählen?

Die Prinzessin murmelte einige unverständliche Worte, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Sie sehen, sagte die Fürstin, sich an Adrian wendend,

schon die Erinnerung an diese Geschichte treibt meiner Louise Thränen in die Augen. Und sie hat Recht, es war eine Geschichte voller Thränen und Weh!

Und wird Ew. Hoheit die Gnade haben, mir diese Geschichte zu erzählen? fragte der Prinz.

Prinzessin Louise sah ihn erschrocken und vorwurfsvoll an. Aber Adrian sah diesen Blick nicht. Seine Augen waren auf die Fürstin gerichtet, und er wiederholte seine Bitte um die Mittheilung der Geschichte von der verkleideten Prinzessin.

Nun wohl, ich gebe Ihren Bitten nach! sagte die Fürstin, aber Sie werden es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn meine Geschichte Sie langweilt! Hören Sie also. Die Geschichte spielt zur Zeit unserer Anwesenheit in Palermo! Uns gegenüber, im Palazzo Adriano, wohnte gleich uns eine deutsche Baronin mit ihrer Tochter. Wir hatten beide Damen oft auf dem Balkon gesehen, und mit Vergnügen den anmuthigen Gesängen gelauscht, welche die schöne und liebliche Tochter dieser fremden Dame in der Dämmerungsstunde anzustimmen pflegte. Diese Stimme war rein und frisch, wie die Jugend selber, voll Tiefe und Metall wie das Glück. Und plötzlich eines Tages verstummte dieser Gesang, und aus dem Hause da drüben erschallte nichts als Weinen und Klagen. Zuweilen vernahm man in der Stille der Nacht einen lauten Schrei, welcher wie die Klage eines Gemarterten hinter den verhangenen Fenstern hervortönte, dann wieder ward Alles still. Die Leute umstanden zuweilen neugierig die Pforte des Hauses, und flüsterten einander in's Ohr, die arme

deutsche Baronin leide an einer entsetzlichen Krankheit, sie sei tiefsinnig geworden aus Kummer über ihre Tochter.

Gestehen Sie, Prinz, es ist ein tragisches Bild, eine Mutter, welche fast den Verstand verlor, weil ihre einzige Tochter ihr Schmach und Schande bereitet!

Prinzessin Louise war leise aufgestanden während der Erzählung der Fürstin. Sie hatte wie zufällig den kleinen zierlichen Dolch mit dem mit Brillanten verzierten Griff von ihrem Schreibtisch genommen, und war dann mit demselben zu ihrem Sessel zurückgekehrt.

Als jetzt die Fürstin einen Augenblick inne hielt in ihrer Erzählung, sagte Louise: Bevor Sie fortfahren, Hoheit, erlauben Sie mir wohl, Sie an dasjenige zu erinnern, was ich Ihnen beim Eintritt des Prinzen zu sagen die Ehre hatte!

Ich erinnere mich nicht! sagte die Fürstin ganz harmlos.

Prinzessin Louise stand auf und näherte sich ihrer Mutter, indem sie den Dolch noch immer in der Hand hielt.

Wenn Sie weiter fortfahren, flüsterte sie, dicht an das Ohr der Fürstin geneigt, wenn Sie diese Geschichte wirklich beenden wollen, so tödte ich mich hier vor Ihren Augen.

Mädchenthorheit! rief die Fürstin lachend, während ihre Tochter langsam und ernst zu ihrem Sitze zurückkehrte.

Aber Ew. Hoheit spannen mich auf die Folter! sagte Prinz Adrian. Ich sterbe vor Verlangen, diese tragische

und geheimnißvolle Geschichte weiter zu vernehmen. Ich meine den Angstschrei dieser verzweifelnden Mutter zu vernehmen! O, ich begreife vollkommen, daß man den Verstand verliert, wenn diejenigen, welche wir lieben, uns statt der Gegenliebe und des Glückes nur die Schande geben!

Sie begreifen das! rief die Fürstin. Aber begreifen Sie auch, daß ein junges Mädchen von sechszehn Jahren so mitleidslos gegen ihre Mutter, gegen sich selber sein kann, die Krone, welche die Jugend und die Schönheit auf ihr Haupt gedrückt, mit eigner Hand zu entblättern? Aber lassen Sie uns bei unserer Geschichte bleiben! — Wer war bei dieser kranken, verzweifelnden, der Welt und den Menschen fluchenden Mutter? Nicht ihre Tochter, nicht dieses Kind, welches sie liebte, indem sie es verwünschte! Nein — ihre Tochter war verschwunden, Niemand wußte, wohin sie gegangen war. Man hatte nur eines Tages lautes Flehen und Jammern, dann heftiges Zürnen und Drohen in dem Zimmer der Baronin vernommen, dann hatte ihre Tochter Karoline stolz und kalt dieses Zimmer und das Haus ihrer Mutter verlassen. Wohin war sie gegangen? Hatte sie sich getödtet, um ihrem Leben, ihrer Schande und ihrem Verbrechen ein Ende zu machen? Das fragte ihre Mutter die Luft, welche sie athmete, die Sterne, zu welchen sie verzweifelnd und jammernd empor blickte! Arme Mutter, schaue hinüber auf jene liebliche Villa, auf das Weib, welches dort unter dem Laubdach sitzt! Wer ist es, der zu ihren Füßen liegt, der seine Arme auf ihre Kniee gelegt, zu ihr auf-

schaut? Wie, darf der Lazzarone es wagen, diese Tochter einer Fürstin seine Geliebte zu nennen? Kann die Tochter ihrer edlen und erhabenen Ahnen so weit sich erniedrigen, einen Bettler zu lieben? Prinz Adrian, die Tochter einer Fürstin war sie, und jetzt die Geliebte eines Lazzarone!

Entsetzlich! sagte der Prinz.

Was würden Sie gethan haben, wenn dieses Mädchen Ihre Schwester gewesen?

Der Prinz schwieg einen Augenblick; die Fürstin blickte mit gespannter Erwartung zu ihm hinüber. Louise schien ganz gleichgültig. Sie spielte, wie in Gedanken versunken, mit ihrem Dolch.

Ich würde —

Das Hereintreten der Hofdame unterbrach den angefangenen Satz des Prinzen.

Baronin Lucinde von Winter! meldete die Hofdame.

Ueber das Antlitz der Prinzessin flog ein Strahl der Freude. Ihre Wangen rötheten sich, und zum ersten Male wagte sie es jetzt wieder, den Blick zu erheben.

Die Fürstin runzelte die Stirn. Aber wußten Sie nicht, Comtesse, sagte sie heftig, daß wir ungestört zu sein wünschten?

Verzeihen Ew. Hoheit, flüsterte die erschrockene und zitternde Dame, Prinzessin Louise Hoheit hatte der Baronin befohlen, in dieser Stunde sich hier einzufinden, um mit der Prinzessin in die Oper zu fahren.

Und ich habe es vergessen, sagte die Prinzessin. Es ist daher billig, daß ich die Baronin empfange.

Immerhin, rief die Fürstin. Ich erzähle Ihnen den Schluß der Geschichte ein anderes Mal! Lassen Sie die Baronin eintreten!

Die Hofdame öffnete die Portière, und gleich darauf erschien die schlanke und feenhafte Gestalt Lucindens unter der geöffneten Thür.

IV.

Ein Wiedersehen.

Die Baronin Lucinde verneigte sich vor der Fürstin mit jener stolzen Anmuth, welche nur ihr allein eigen war, dann näherte sie sich der Prinzessin, welche ihr beide Hände entgegenstreckend, sie herzlich willkommen hieß.

Lucinde sah ihr tief in die Augen. Sie sind eben von einer wahrhaft strahlenden Schönheit, Prinzessin! sagte sie. Man sollte meinen, der Morgenstern habe sich auf Ihr Antlitz herniedergelassen, um uns Allen aus demselben Glück und Hoffnung zu verkünden!

O, ich bin auch so glücklich! rief die Prinzessin, indem ihr Auge zu Adrian hinüberflog. — Er stand neben der Fürstin, und bat sie angelegentlich, ihm die so überaus anziehende Geschichte zu Ende zu erzählen.

Ich beschwöre Sie, Lucinde, flüsterte die Prinzessin, retten Sie mich, machen Sie, daß der Prinz nicht länger mit meiner Mutter spricht!

Lucinde antwortete nicht, sondern drückte nur leise ihre Hand; dann näherte sie sich der Fürstin.

Hoheit, sagte sie mit halbleisem Geflüster, Ihre Wünsche werden sich erfüllen!

Glauben Sie? rief die Fürstin lebhaft.

Ich weiß es, sagte Lucinde, und indem sie der Fürstin noch näher trat, flüsterte sie: Wollen Sie mir eine Minute Gehör bewilligen? Ich möchte Ew. Hoheit einen Brief mittheilen, welchen ich so eben von dem Fürsten erhielt.

Er schreibt Ihnen also noch immer? fragte die Fürstin mit freudestrahlendem Gesicht.

Alle Tage, Hoheit!

Wir werden ihn also besiegen! murmelte die Fürstin, und indem sie sich an den Prinzen wandte, sagte sie: Sehen Sie doch, Prinz, welch' eine Zauberin mich Ihnen entführt, und es mir unmöglich macht, weiter zu erzählen. Auf ein anderes Mal denn! Die Baronin hat das Wort der Prinzessin, mit ihr in die Oper zu gehen, und es ist sehr gefährlich, ihr nicht Wort zu halten, denn Zauberinnen pflegen eine unerbittliche Rache zu nehmen! Sie muß also mit Lucinden in die Oper gehen.

Und vielleicht erlaubt mir Ew. Hoheit, Sie in Ihrer Loge aufzusuchen? fragte der Prinz, indem er sich verabschiedete.

Sie sind willkommen! sagte Louise mit jenem glücklichen Lächeln, das nur die Liebenden kennen und verstehen.

Nachdem der Prinz sich entfernt, nahm die Fürstin den Arm der Baronin, um mit ihr in ihre Gemächer zu gehen.

In einer Viertelstunde schicke ich Ihnen die Baronin wieder, sagte sie zu ihrer Tochter. Halten Sie sich als-

dann bereit, mit Lucinden in die Oper zu fahren. Ich werde Ihnen später nachfolgen.

Als Lucinde nach einer Viertelstunde zu der Prinzessin zurückkehrte, war diese noch mit ihrer Toilette beschäftigt, welcher die junge Fürstin heute eine besondere und seltene Aufmerksamkeit widmete. Sie fühlte sich so glücklich, deshalb wollte sie sich schmücken, deshalb wollte sie strahlend vor dem erscheinen, welchen sie liebte.

Aber als ihr Anzug vollendet war und die Kammerfrauen das Zimmer verlassen hatten, stürzte die Prinzessin sich mit einem leidenschaftlichen Ausdrucke des Entzückens in die Arme Lucindens. Sie drückte sie fest an ihr Herz, und unter Thränen und Lachen flüsterte sie: Lucinde, ich danke Dir! Du hast mich gerettet! Du hast mich vom Tode erlöset! Ich danke Dir mein Leben! Wie ein erlösender Engel bist Du mir erschienen! O, Lucinde, ich danke Dir!

Auf Lucindens Antlitz stand ein leiser Zug der Wehmuth und des stillen Kummers. Ich wollte, sagte sie nachdenklich, ich wollte, daß ich auch einmal solche Entzückungen und solche Verzweiflung empfinden könnte. O, es muß sehr schön sein, so zu leiden und so zu hoffen! Sollte man nicht meinen, ich hätte Ihnen das Paradies geöffnet, und doch habe ich weiter nichts gethan, als Ihnen eine Gelegenheit verschafft, den Prinzen eine Viertelstunde ungestört in Ihrer Loge zu sehen?

O, Du weißt nicht, was Du mir mehr gethan! rief die Prinzessin. Frage nicht, forsche nicht, ich kann es Dir jetzt doch nicht sagen, meine holde, kleine Fee! Komm

jetzt und laß mich der Welt Deine zauberhafte Schönheit zeigen, und laß mich sehen, wie Du Jeden entzückest, welchen Du anschaust.

Auch Prinz Adrian? flüsterte Lucinde mit schelmischem Ausdrucke. Sie sehen, Prinzessin, meine vielgeprüften Reize bewähren sich doch nicht! Prinz Adrian bleibt ganz kalt!

Weil er einen schlechten Geschmack hat, Lucinde! rief die Prinzessin erröthend, indem sie lachend der Baronin voranhüpfte, um sich mit ihr zu dem harrenden Wagen zu begeben. —

Die Oper hatte schon begonnen. Es war eine jener leichten und tändelnden französischen Opern, welche ganz dazu geeignet sind, uns in eine süße schwärmerische Gedankenlosigkeit einzuspinnen, und die man am besten hört und genießt, wenn man wenig darauf zu hören scheint, sondern sich von diesen süßen Melodieen wie von Wiegenliedern in liebliche Träume einwiegen läßt.

Auch achtete weder die Prinzessin, noch Lucinde auf die Musik. Sie saßen in einer über den königlichen Logen des Prosceniums befindlichen Loge, welche die Fürstin für die Dauer ihres Aufenthalts in Berlin gemiethet hatte, obwohl ihr der freie und unbehinderte Zutritt zu den königlichen Logen offen stand. Aber die Fürstin, zu stolz, um sich ohne tiefe Demüthigung bei dem Erscheinen einer der Prinzessinnen des königlichen Hauses von den vorderen Sitzen in die zweite Reihe verdrängt zu sehen, hatte es vorgezogen, diesen Kränkungen durch den Besitz einer ihr allein zugehörigen Loge zuvorzukommen.

Wie segnete Prinzessin Louise heut den Stolz ihrer

Mutter! Sie sollte ihm eine Viertelstunde des ungestörten Beisammenseins mit Adrian zu verdanken haben.

Sie schob den dunkelrothen Vorhang weiter vor, und lehnte sich in den Sessel zurück, um so lange von ihm zu träumen, an ihn zu denken, bis er selber komme, sie aus ihren Träumen zu wecken.

Lucinde saß neben ihr und ihr strahlender Blick überflog dieses schöne Haus, das in allen seinen Reihen von einem glänzenden Publikum angefüllt war. Sie sah, wie die Operngläser der Herren in den Logen sich auf sie richteten, und wie sie dann mit einander flüsterten und mit Blicken unverstellter Bewunderung wieder zu ihr hinschauten. Sie wußte, daß man sie schön fand, aber dieses Wissen machte sie nicht stolz und glücklich, sondern mehr traurig. Sie war zu sehr dieser Triumphe ihrer Schönheit gewohnt, um noch Gefallen daran finden zu können.

Sie schaute mit gleichgültigen Blicken auf die Menge hin, und es machte sie wehmüthig zu denken, daß unter all' diesen Vielen nicht ein Einziger sei, von dem sie wünschte bewundert zu werden, nicht ein Einziger, an dem ihr Herz ein näheres Interesse nehmen könnte. Sie fühlte sich unverstanden, unbegriffen, sie war in einer Wüste, denn sie war allein. Und als sie das dachte, bebte sie in sich zusammen, und es schauderte ihr vor all' diesen Blicken, die auf sie gerichtet waren, vor all' diesen Menschen, von denen doch Keiner sie verstand, von denen sie Keinen liebte!

Aber plötzlich hatte sie ein Gefühl, als ob ein elektrischer Schlag ihr Herz berühre, und ihre Blicke waren

wie gebannt an die ihnen gegenüber befindliche Proscceniumsloge.

Wer war dieser Mann dort drüben mit dem ernsten bleichen Gesichte, mit diesen edlen Zügen, welche in ihrer vollen Lebendigkeit jeden Moment einen neuen Ausdruck annahmen? Sein Antlitz erschien ihr anders, wie das aller übrigen Menschen, schöner, ausdrucksvoller, sprechender. Ein Zug unaussprechlicher Verachtung spielte um seine Lippen, und mit einem geringschätzenden Lächeln blickte er auf das Publikum hin, welches eben bei der Schlußkadenz einer Sängerin in stürmisches Beifallklatschen ausbrach.

Es war Lucinden, als hörte sie die Worte bitteren Spottes, welche sie auf seinen Lippen las, und sie sagte zu sich selber: „er muß viel erfahren, viel gelebt haben, um die Menschen so verachten zu dürfen!“ Sie dankte es ihm, daß er sie gar nicht zu bemerken schien, dadurch hatte sie Muße, ihn ungehindert beobachten zu können.

Lucinde war eine feine Menschenkennerin; ihr niemals von Leidenschaft getrübtes Auge hatte einen sichern Blick für das Seelenleben der Menschen, wie es in seinen Schriftzeichen in dem Antlitz der Menschen zu lesen ist. Heute aber beobachtete sie zum ersten Male mit Neugierde und einem ihr selber unerklärlichen Staunen ein Menschenangesicht. Sie hatte niemals einen edleren und sprechenderen Kopf gesehen; diese etwas erschlafften Züge erzählten ihr von Stürmen und Leidenschaften, welche über dieses Leben dahin gebraust, und Furchen durch dieses edle Angesicht und auf diese hohe Stirn gezogen hatten.

Das ist das Angesicht eines Mannes, sagte sie zu sich

selber; denn mir scheint, es ist zum ersten Male, daß ich in dieser nichtigen Welt einem Manne begegne! Und doch ist mir, als hätte ich dies Angesicht schon sonst irgendwo gesehen!

Sie neigte sich zu der Prinzessin hin.

Hoheit, sagte sie, ich will Ihnen ein Bild zeigen, welches merkwürdiger ist als all' dieses glänzende Dekorationswesen auf der Bühne dort.

Und indem sie leise den Vorhang, welcher die Prinzessin von dem Publikum trennte, bei Seite schob, fuhr sie fort: ich will nicht, daß Ihre schönen Augen so träumerisch blicken. Wenn Prinz Adrian kommt, wird er mit aller zuversichtlichen Kühnheit eines Mannes einen Abgrund von Liebe in Ihren Augen zu lesen glauben, und es ist niemals gut, daß unsere Anbeter solche Schriftzeichen auf unsern Mienen entziffern dürfen. Nein, nein, Louise, drängen Sie dieses schwärmerische Entzücken ein wenig in die Tiefe Ihres Herzens zurück, und zeigen Sie ihm ein weniger schwärmerisches und glückliches Angesicht!

Die Prinzessin lächelte. Sie sind eine Thörin, Lucinde, sagte sie, eine bezaubernde kleine Tyrannin, die mich immer zwingt ihren Willen zu thun. Nun wohl, ich werde Ihren Rath befolgen, ich werde ihm ein mürrisches und verdrießliches Gesicht machen, und er verdient es, weil er so lange auf sich warten läßt!

Das wäre eine Liebesversicherung anderer Art, sagte Lucinde lachend, und eine dem männlichen Stolz noch viel schmeichelhaftere. O, ich sehe, die Frauen, welche lieben, sind sehr beklagenswerthe Geschöpfe, denn sie lassen ihre

Waffen aus den Händen fallen, und werden kampfunfähig gemacht. Dann ist es freilich ein Leichtes, zu siegen, wie die Männer es thun!

O, o, sagte die Prinzessin, es wird ein Tag kommen, wo auch diese Ihre stolzen Schultern das Joch werden tragen müssen, und ich freue mich auf diesen Tag, an welchem ich Sie so mitleidslos verspotten will, wie Sie heute es mit mir thun!

Dieser Tag wird niemals kommen, Prinzessin! Aber jetzt sollen Sie auch das Bild sehen, welches ich Ihnen versprach. Schauen Sie hinüber in jene Loge. Sehen Sie dieses bleiche, durchfurchte Angesicht jenes Mannes, der zugleich ein Greis und ein Jüngling zu sein scheint, so viel Leidenschaft und so viel Erschlaffung spricht aus seinen Zügen. Er ist sehr schön, aber es ist die Schönheit eines gefallenen Engels. Ein Gott und ein Dämon wohnt hinter diesem Angesicht. Nun, was sagen Sie, Louise?

Die Prinzessin antwortete ihr nicht, und als Lucinde den Blick zu ihr hinwandte, erschrack sie über die Veränderung in den Zügen der Prinzessin. Sie war wie eine Leiche, ihre Lippen zitterten, und ihre Augen starrten wie gebannt hinüber nach jenem räthselhaften Manne.

Als Lucinde wieder zu ihr sprechen wollte, wehrte sie sie leise mit ihrer Hand zurück und flüsterte: still!

Wieder schaute sie hinüber, und Lucinde folgte ihrem Blick.

Er saß noch da drüben, dieser Mann, welchen Lucinde einen „gefallenen Engel" genannt, und jetzt in der That

war er wie ein Dämon anzuschauen. Eine wunderbare Veränderung war mit seinem ganzen Wesen vorgegangen.

Aus seiner vorherigen Apathie und gleichgültigen Weltverachtung erwacht, schien er jetzt ein blutgieriger Tiger zu sein, im Begriff seine Beute zu erwürgen. Seine Augen glühten wie Flammen, Hohn und Verachtung lag in seinem stolzen Lächeln. Sein ganzes Wesen schien zu einem einzigen Gedanken, einem festen, unerbittlichen Willen zusammengefaßt. Es war das Antlitz eines Magiers, welcher eine Menschenseele bannen und sich unterthänig machen will. Lucinde fühlte schaudernd diese allgewaltige Kraft eines Menschenauges, und indem sie wieder hinüberschaute, zitterte sie, wie die von dem Blicke eines Menschen gebannte Löwin es thut.

Er war aufgestanden und einige Schritte rückwärts getreten, den gebieterischen Blick immer noch zu den beiden Damen hinüber gewandt. Jetzt bewegte er seine Hände in raschem Spiel der Gestikulation.

Prinzessin Louise murmelte einige leise unverständliche Worte, und ihre Zähne schlugen aufeinander wie im Fieberfrost.

Jetzt trat er wieder vor an die Brüstung der Loge, und das Licht des Kronleuchters fiel hell und glänzend auf sein Gesicht, welches jetzt von einer erschreckenden Strenge war.

Lucinde murmelte erbebend: und diesen Menschen konnte ich schön finden! Er ist häßlich wie die höhnende Sünde!

Fort, fort, ächzte die Prinzessin leise. Lassen Sie uns

fliehen, bevor Adrian kommt! Er soll ihn nicht sehen, denn er würde ihn tödten! — Sie sprang heftig auf, und zog Lucinden mit sich fort. Diese hielt sie zurück, und indem sie sie zwang, langsamer zu gehen, flehte sie leise zu der Prinzessin, nach Fassung, nach Selbstbeherrschung zu ringen.

Selbstbeherrschung! rief die Prinzessin mit einem rauhen Lachen, indem sie den Arm der Freundin krampfhaft drückte und sie wieder rascher mit sich fort zog.

Der Wagen fuhr vor, und sie stiegen ein.

Wohin befehlen Hoheit? fragte der Diener.

Bestimmen Sie für mich! sagte die Prinzessin. Ueberall hin, nur nicht, wo der kalte und höhnende Blick meiner Mutter mich trifft!

In meine Wohnung also, Hôtel de Russie! rief die Baronin, und als der Wagen jetzt dahin rollte, wandte sich Lucinde an die Prinzessin.

Wollen Sie mir jetzt sagen, Louise, was dies Alles bedeutet?

Die Prinzessin faßte Lucindens beide Hände. Das bedeutet, sagte sie mit einem herzzerreißenden Klageton, das bedeutet, daß meine Vergangenheit wieder mit ihrem Fluch gegen mich aufsteht. Das bedeutet, daß mein Dämon wieder seine Hand nach mir ausstreckt, und mich mit seinen eisernen Klammern zu sich heran zieht. Sahst Du nicht, wie er zu mir sprach mit den schnellen Bewegungen seiner Finger? Nun wohl! Er sagte zu mir: gedenke des Schwurs, den Du mir einst geleistet! Du bist mein, und ich habe Gewalt über Dich! Ich will,

daß Du zu mir kommst, und ich befehle Dir, mir zu gehorchen!

Und wer, rief Lucinde mit dem ganzen Zorn verletzter Weiblichkeit, wer darf es wagen, so zu Ihnen, so zu einer Dame zu sprechen?

Die Prinzessin klammerte sich schaudernd an sie an. Bernthal! rief sie mit einem lauten Aufschrei innerer Qual.

Bernthal? Jener Mann in der Loge, das war Bernthal?

Die Prinzessin gab keine Antwort auf Lucindens Frage. Sie war ohnmächtig geworden.

V.

Ein letzter Versuch.

Eine Stunde war nach jenen in dem vorigen Kapitel erzählten Vorfällen vergangen. Die Prinzessin hatte sich wieder erholt, und indem sie der Freundin ihr ganzes Innere enthüllt, und sie hatte Theil nehmen lassen an ihrer Noth und Verzweiflung, hatte sie sich gekräftigt und ermuthigt gefühlt von Lucindens theilnehmender Liebe, und ihren ebenso besonnenen als zweckmäßigen Rathschlägen.

Er hat Ihnen befohlen, zu ihm zu kommen, sagte endlich Lucinde, und ich begreife jetzt, daß er ein Recht hatte, so zu Ihnen zu sprechen!

Ich ziehe den Tod einer solchen Demüthigung vor! rief die Prinzessin, die Hände ringend.

Lucinde schüttelte ernst das Haupt. Sie sollen leben, und glücklich sein, sagte sie. Sie müssen zu ihm gehen. Nun wohl, gehen Sie sogleich!

Niemals! Niemals! rief die Prinzessin schaudernd. Mein Gott, begreifen Sie denn nicht, daß er diese Forderung nur stellt, um mich auf's Neue zu demüthigen,

und mich meine schmachvolle Abhängigkeit von ihm bitte empfinden zu lassen?

Ich begreife, sagte Lucinde sinnend, daß dieser Mann eben so stolz als grausam ist, und daß er unerbittlich sein wird. Fügen Sie Sich also anscheinend seinem Willen, und lassen Sie uns alsdann auf Mittel sinnen, diesen Willen zu brechen!

O, es giebt kein solches Mittel! Dieser Mann ist wie ein Fels so hart und so undurchdringlich. Glauben Sie mir, Lucinde, es schlägt kein Herz in seiner Brust!

Vielleicht doch! sagte Lucinde sinnend. Es kommt nur darauf an, daß man es finden kann, dieses Felsenherz! Kommen Sie, Louise, ein ungewöhnliches Schicksal erheischt ungewöhnliche Mittel! Ich begleite Sie!

Zu Bernthal?

Ja, zu Ihrem Dämon! Lassen Sie uns sehen, was er von Ihnen fordert, und wie wir es machen können, ihn zu bezaubern!

Aber was wird meine Mutter sagen! Und wenn die Welt es erführe? Oh, er wird neue Schmach auf mich häufen!

Ich übernehme es, die Fürstin zu benachrichtigen, und was die Welt anbetrifft, so wird sie nichts davon erfahren! Wir kehren jetzt in das Schloß zurück, und während Jedermann Sie in Ihren Zimmern glaubt, wechseln wir rasch die Kleider und gehen eine andere Treppe und durch ein anderes Portal hinunter auf die Straße. Dort finden wir Droschken! Kommen Sie, Louise, sein Sie entschlossen und muthig, es gilt Ihre Zukunft und Ihre Liebe! Es gilt mehr

als dies: es gilt das Wohl Ihrer ganzen Familie! Kommen Sie!

Sie faßte lebhaft den Arm der Prinzessin, und diese folgte ihr willenlos. —

Bernthal war aus dem Opernhause heimgekehrt in seine Wohnung. Seiner sonstigen Gewohnheit zuwider war er heute nicht hinausgegangen zu dem geheimnißvollen Hause in der Köpnicker Straße. Er hatte ein Gefühl von Scheu, dem unschuldigen und engelgleichen Blicke Anna's zu begegnen, und indem er jetzt langsam in seinem Gemache auf und ab ging, sagte er leise zu sich selber: ich bin ihres Anblickes nicht werth, und ihr unschuldiges Geplauder würde mich vernichten! Ich habe heute an diesem armen zitternden Weibe gehandelt, wie ein Kannibale, wie ein herzloses Ungeheuer. Oh, wie ich sie beklagte, indem ich sie zu Boden schleuderte! Ja, während ich sie demüthigte, schien es mir, als ob Anna leise zu mir flüsterte und mich um Erbarmen flehte für ein gemartertes Weib! Und ich war doch erbarmungslos, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, und ich mußte es sein! Das Blut meiner Mutter war mir wieder in's Gehirn getreten, und Alles, was ich sah, war blutdürstig und schrie um Rache! Weshalb auch dauerte sie mich? Sie hat Strafe verdient und ich strafe sie, sie und ihr ganzes Haus! Komme über mich, Geist meiner Mutter, und treibe dieses thörichte Mitleid von meiner Seele aus! Ich bin ein schwerbelasteter Sünder, und über meinem Haupte schwebt ein Verbrechen, welches mich jeden Augenblick zerschmettern kann. Sie haben mich dazu gemacht, sie, diese stolzen und jam-

mervollen Menschen, welche sich Fürsten der Erde nennen! Ich schleudere Euch den Handschuh in's Gesicht! Ihr habt mein Glück zerstört, wohlan, ich fordere dafür das Eure!

In Bernthal's doppelseitiger Natur war es der Gott, welcher in dieser Stunde Macht über den Dämon gewonnen, die Stimme des Bösen war einen Augenblick in ihm verstummt, und seine ursprünglich edle und erhabene Natur behauptete einen kurzen vorübergehenden Moment ihr angestammtes Recht. Seine Züge nahmen einen weichen und milden Ausdruck an, und indem er jetzt seiner lieblichen Anna gedachte, und sich bewußt war, zu welchen gefahrvollen und verbrecherischen Thaten er ihre Unschuld und ihre künstlerische Begabung mißbrauchte, fühlte er sein Herz zerrissen von bittern Qualen und seine Brust belastet von einer Schuld, welche ihn schwerer dünkte, als Alles das, womit die Welt und die Menschen sein eigenes Leben heimgesucht.

Mitten aus diesem Sinnen und diesen schwermüthigen Betrachtungen ward er durch ein wiederholtes Klopfen an die Thür empor geschreckt.

Es war sein Diener, welcher ihm meldete, daß zwei verschleierte Damen gekommen seien, und ihn dringend zu sprechen verlangten.

Der gute Moment war vorüber, und sofort nahmen seine Züge einen anderen Ausdruck an. Nichts mehr von dem Mitleid und dem Erbarmen, welches er kurz zuvor empfunden, war jetzt noch in ihm. Er wußte, wer es war, die zu ihm gekommen; ein grausames Lächeln

flog über seine Züge; er fühlte, daß er mitleidslos sie zerschmettern werde.

Das Blut seiner Mutter war wieder in sein Gehirn getreten.

Er schob den Riegel zurück und befahl dem Diener die Damen herein zu führen.

Wenige Minuten später traten zwei dichtverhüllte Frauengestalten in das Gemach ein. Bernthal empfing sie schweigend, und nachdem er die Thür hinter ihnen abgeschlossen, sagte er in vollkommen gelassenem Tone: wir sind allein! Entschleiern Sie sich!

Prinzessin Louise schlug den Schleier zurück. Ihr Gesicht war farblos, alle ihre Muskeln zuckten und bebten. Sie blickte flehend zu ihm empor, er erwiderte diesen Blick mit einem kalten grausamen Lächeln.

Weshalb sind Sie nicht allein gekommen? fragte er. Hatten Sie Furcht, sich allein in die Arme Ihres Geliebten zu wagen? Oh, einst waren Sie minder furchtsam!

Auch jetzt fürchte ich nichts! sagte die Prinzessin. Es war nur, weil ich mich so schwach fühlte, daß ich Therese bat, mich zu begleiten und mir ihren Arm zu leihen.

Und Therese ist?

Meine Kammerfrau!

Oh, eine Kammerfrau! Mag sie verschleiert bleiben! Ich fürchte das Megärengesicht einer Duenna zu sehen! Und jetzt, Louise, heißen Sie Ihren Geliebten willkommen!

Er näherte sich ihr und wollte sie in seine Arme schließen. Sie stieß ihn heftig zurück und sah ihn mit

flammenden Blicken an. Sie wissen, daß ich Sie hasse! sagte sie athemlos.

Nein, ich wußte es nicht! rief er laut lachend, denn Ihre Liebesschwüre klingen noch vor meinen Ohren! Mein Gott, zwei kurze Jahre sind doch nicht im Stande, solche süße und zauberhafte Erinnerungen aus meiner Seele zu verbannen! Oh, wir waren sehr glücklich, Louise!

Die Prinzessin schauerte in sich zusammen. Zwei Jahre, sagte sie. Sehen Sie, was diese zwei Jahre aus mir gemacht haben? Damals war ich ein unschuldiges Mädchen! So unschuldig, daß ich Ihren Worten und Ihren Schwüren glaubte, daß ich diese Maske, welche es Ihnen beliebte über Ihr Angesicht zu legen, für Wahrheit hielt. Ja, damals war ich ein argloses Kind, und ich vertraute Ihnen, weil ich glaubte, Sie zu lieben, und ich legte in Ihre Hand mein Leben, meine Ehre und meine Unschuld. Ich wagte Alles um der Liebe willen, und ich war so unschuldig, daß ich kaum wußte, was ich wagte! Sehen Sie jetzt, was zwei Jahre der Qual, der Vorwürfe und Gewissensbisse aus mir gemacht haben!

Wohlan, ich sehe es, und ich will es Ihnen sagen! rief Bernthal nach einer Pause. Diese zwei Jahre haben aus Ihnen ein treubrüchiges Weib, eine herzlose Mutter gemacht, diese zwei Jahre haben Ihre Seele verhärtet, daß der Todesschrei Ihres Kindes nicht zu Ihnen hindrang, nicht Sie erweckte inmitten Ihrer phantastischen Träume und Ihrer stolzen Triumphe! Sie haben gelebt, als ob die Vergangenheit nichts weiter gewesen, als ein wüster Traum, von dem Sie eines Morgens auf Ihrem jung-

fräulichen Lager erwachten! Sie haben sich Rosen und blühende Myrthen über einen Abgrund gedeckt, und es nicht hören wollen, daß da unten in der Tiefe ein armes vereinsamtes Geschöpf vielleicht in Hunger und Qual vergeht, während Sie schwelgten, und daß dieses Wesen —

Halten Sie ein, Sie tödten mich! unterbrach ihn die Prinzessin, indem sie ganz zerbrochen und kraftlos vor ihm niedersank. Oh, Sie wissen also nicht, was ich gelitten habe, was ich noch leide! Es ist wahr, ich lernte es, zu lächeln und meine Thränen zu verschlucken, ich habe mein Haupt mit Blumen geschmückt, während tausend Qualen meine Brust zerfleischten! Oh, sehen Sie doch, wie tief gedemüthigt ich bin! So schwach, daß ich nicht mehr ringen will mit dem Unglück, sondern um Erbarmen flehe und um Gnade! Es ist Ihnen gelungen, Sie haben den Stolz meiner Seele zerbrochen, und hier liege ich zu Ihren Füßen wie eine Bettlerin! Jetzt, Alexander, jetzt zeigen Sie mir, daß ich einst Ihre Seele recht verstanden habe, als ich Sie zu lieben wähnte, versöhnen Sie mich mit meiner eigenen Vergangenheit, indem Sie mir statt eines Dämons den Gott zeigen, der Sie mir sein können! Oh, jetzt strecken Sie mir die Hand entgegen, richten Sie mich empor aus meiner Erniedrigung, sagen Sie zu mir: „Du hast viel gesündigt, aber auch viel gelitten! Ich vergebe Dir um Deiner Schmerzen willen! Du bist frei!“ Oh, sprechen Sie, Alexander, sprechen Sie dieses Eine Wort: Du bist frei! und ich will Sie segnen mein ganzes Leben lang, und ich will Sie lieben wie meinen besten Freund, wie meinen Bruder!

Als sie jetzt, immer noch auf ihren Knieen liegend, verstummte, und ihr Haupt weinend in ihre Hände senkte, trat Bernthal zu ihr, und legte seine Hand auf ihre Schulter.

Nein, sagte er, ich reiche Dir nicht meine Hand, ich richte Dich nicht empor! Bleibe auf Deinen Knieen, Tochter Deiner Mutter, und Deines Großvaters ebenbürtige Enkelin! Demüthige Dich vor dem Bastard und flehe ihn um Gnade! Er wird sie Dir nicht gewähren, denn nur mit seinem Leben endet seine Rache! Hätte ich Dich anders gefunden, als das Blut, dem Du entsprossen, vielleicht würde ich dann Gnade geübt, vielleicht Dir vergeben haben! Aber jetzt keine Vergebung! Kein Erbarmen mit dem herzlosen Weibe, der unnatürlichen Mutter; die Vergangenheit bindet Dich an mich, und sie ist eine Kette, an welche ich Deine Familie gefesselt habe! Oh, Ihr habt mir Alles genommen, Ihr habt mich betrogen um meinen Namen, um meine Familie, Ihr habt mir mein rechtmäßiges Erbtheil entzogen und mir meine Mutter gemordet, aber meine Rache sollt Ihr mir nicht nehmen können, und diese soll, krächzend wie ein Rabe, Euch umschweben bei jedem Festmahl, und bei jeder Freude, sie wird niemals wanken und niemals von Euch lassen! Nein, Prinzessin Louise, Deine Briefe, diese heiligen Liebesversicherungen einer schönen Zeit, sie bleiben in meiner Hand, und es kann sein, daß sie bald sich als Waffe gegen Dich kehren! — Ich schaue in die Zukunft, und ich sehe dort ein seltsames Bild! Ich sehe einen Mann, den man zur Richtstätte schleppt, ich sehe eine tobende Menge ihm folgen,

denn sie Alle wollen die Hinrichtung dieses großen Verbrechers anschauen. Seht, da steht er neben dem Schaffot, das Beil blinkt ihm entgegen und er lacht! Der Tod erwartet ihn, und sein Antlitz strahlt vor Freude, denn er hat das Ziel seines Lebens erreicht, er steht auf dem Gipfelpunkt seiner Rache. Und über die wogende Volksmasse erhebt er stolz sein Haupt und ruft mit donnernder Stimme: Ich bin ein Verbrecher und doch der Sohn eines Fürsten, und die schöne, die jungfräuliche Prinzessin Louise war meine Geliebte! Dieses Haupt, welches jetzt dem Henker verfallen, hat einst in ihrem Schooße geruht, dieser Nacken, der jetzt dem Henker gehört, ist oft umrankt von ihrem Arm gewesen! Ja, Prinzessin Louise war eines Verbrechers Weib!

Wie er jetzt drohend den Arm empor hob, das Antlitz strahlend von einem wilden Enthusiasmus, die Augen glühend von einem düstern, unheimlichen Feuer, glich er in der That einem Dämon der Rache, welcher die Geister beschwört, ihm zu dienen.

Eine Pause trat ein, Prinzessin Louise lag mit verhülltem Haupte noch immer auf ihren Knieen, und Bernthal stand noch immer vor ihr, wie in einer Verzückung, mit empor gerichteten Armen, das strahlende Angesicht nach oben gewandt, während Louisens Begleiterin noch immer verschleiert und stumm in der Fensternische lehnte.

Plötzlich brach Bernthal in ein wildes, spöttisches Gelächter aus.

O, sagte er, ich werde dieses Ziel erreichen! Das Verbrechen ist da, und auch derjenige, der bereit ist, es

zu vollführen! Ja, ich will diesen Weg gehen, welcher zum Blutgerüste führt, ich will ihn gehen, um in meiner letzten Stunde Dich als mein Weib an meine Seite zu rufen! O, daß diese Zeit erst da wäre, daß ich diese meine Rache erst vollführt hätte!

Diese Zeit wird niemals kommen! sagte eine Stimme hinter ihm, und als Bernthal sich umwandte, schaute er in das edle, schöne Angesicht Lucindens.

Sie hatte den Hut mit dem Schleier von ihrem Haupte gerissen und die Lampe beleuchtete ihr Gesicht, das von Zorn und Verachtung glühte. Ihre großen durchbohrenden Augen schossen funkelnde Zornesblitze. Wie eine zürnende Göttin stand sie da, und Bernthal schaute sie an, wie geblendet.

Stehen Sie auf, Prinzessin Louise, sagte Lucinde, indem sie dieselbe mit sanfter Gewalt empor richtete, stehen Sie auf, demüthigen Sie sich nicht vor einem Barbaren, einem hirnlosen Ungeheuer. Kommen Sie und lassen Sie uns nach einem Arzte senden, für diesen wahnsinnigen Mann, und wäre seine Krankheit nicht so fürchterlicher Art, so wäre man versucht, über seine tollen Phantasien zu lachen. Sagen Sie, Louise, ist es nicht zum Lachen, einen Menschen zu sehen, welcher sich einbildet, eine Hyäne zu sein und welcher uns glauben machen will, daß er ein Vampyr ist, der alte Gräber aufwühlt, um das Fleisch verwester Leichen zu essen?

Und die Baronin Lucinde brach in ein allerliebstes Lachen aus, welches die Perlenreihe ihrer Zähne und die Grübchen in ihren Wangen sichtbar machte. Dann wandte

lter und stolzer Verachtung an
gleichsam geblendet von dieser
hweigend dastand.
gte sie, wenn es Sie so sehr
ngt, so säumen Sie nicht, sich
entsagen Sie zuvor der phan=
schmachvollen Gang zu einem
zu machen. Sie werden sterben
brecher. Schreien Sie immer=
bin ein Fürstensohn und Prin=
Geliebte!" man wird Sie für
Hohngelächter des Volkes wird
solche alberne Behauptungen
, muß man Beweise haben.
k, daß es mir an diesen Be=
rnthal. Die Briefe der Prin=
ahrheit meiner Worte bezeugen!
ln und ein verächtliches Lächeln

sagte sie, indem sie den Arm
legte, kommen Sie. Ich that
re an, indem ich ihn für einen
während er doch nur ein ganz
r Feigling ist!
hrei der Wuth aus und stürzte
Hand faßte. Hüten Sie sich,
sagte er mit bebender Stimme,

indem sie seinen zornblitzenden

Augen mit lächelndem Blicke begegnete. Vor Ihrem Zorne? Sie sehen, den fürchte ich nicht. Und was die Briefe anbetrifft, so gebe ich, die Baronin Lucinde von Winter, Ihnen hiermit mein Wort, daß ich sie Ihren Händen entreißen will. Ja, hier vor Ihrem eigenen Angesichte schwöre ich es Ihnen, ich will diese Briefe besitzen, mit denen Sie so feige sind, einem armen Weibe zu drohen, ich, ja ich allein, will Sie und Ihre elende Rache besiegen und unter meine Füße treten. Gott ist mächtig, und er wird aus mir das Werkzeug machen, durch welches Sie gestraft werden sollen!

Sie werden diese Briefe nicht haben, sagte Bernthal entschlossen.

Ich werde sie haben, erwiderte sie, indem sie die Prinzessin fortführte. An der Thür wandte sie sich noch einmal um.

Herr Baron von Bernthal, sagte sie mit ihrem bezaubernden und verlockenden Lächeln, von heute an bin ich Ihre geschworene Feindin, und in jeder Stunde bereit, den Kampf mit Ihnen zu beginnen. Hüten Sie diese Briefe dem Geizhals gleich, der über seinen Schätzen mit Argusaugen wacht, ich werde sie doch entdecken, und wenn Sie sie in dem innersten Schrein Ihrer Brust verbergen, ich werde sie Ihnen doch entreißen. Diese Briefe sind mein. Und von nun an hüten Sie Ihren Schlaf, daß nicht ein Traum Sie verräth; hüten Sie jedes Zittern Ihres Augenlides, daß es mir nicht Kunde giebt, wo Sie Ihre Schätze begraben; ich werde sie doch finden und sie Ihnen dennoch entreißen. Und jetzt leben Sie wohl, ich erwarte

Sie morgen in meinem Hôtel, um von Ihnen die feierliche Betheuerung zu hören, daß ich Ihre Briefe nicht entdecken und nicht besitzen soll, und um Ihnen zu sagen, daß wenn die Baronin Lucinde einmal in ihrem Kopfe eine Sache beschlossen hat, sie Himmel und Erde in Bewegung setzt, um ihren Willen zu vollführen!

Sie war schon lange fort, und Bernthal schaute noch immer nach der Thür, durch welche sie verschwunden. Dann sagte er, wie aus schweren Träumen erwachend: sie ist zauberhaft schön, aber sie soll mich nicht besiegen, ich werde morgen zu ihr gehen, und sie soll in mir ihren Meister finden.

VI.

Weiberkünste.

Lucinde hatte eine schlaflose Nacht hingebracht; zu viel wechselnde Gedanken hatten ihre Seele bestürmt, um sie schlummern zu lassen. Eine seltsame, erwartungsvolle Unruhe war in ihr, und zum ersten Male sah sie mit herzklopfender Ungeduld dem kommenden Tage entgegen. Sie, welche noch immer gesiegt, sie zweifelte jetzt, sie wußte selbst nicht, ob an ihrer Schönheit, oder an ihrem Willen, diese zu gebrauchen.

Als Prinzessin Louise im Laufe des Vormittags zu ihr kam, fand sie Lucinde in ihrem Toilettenzimmer, und ihr Gesicht zeigte einen Ernst, als sei sie eben mit den wichtigsten Dingen beschäftigt gewesen.

Die Prinzessin war unangemeldet zu ihr eingetreten, sie hatte daher Lucinden mitten in ihrer Toiletten-Beschäftigung überrascht.

O, sagte sie lächelnd, ich sehe heute zum ersten Male, daß eine Fee auch zuweilen sich herablassen kann, zu denken und zu sein wie wir übrigen Sterblichen, und

sich mit ihrem Putz zu beschäftigen, wie jedes andere staubgeborene Weib.

Sprechen Sie ernsthaft von diesen Dingen, Hoheit! sagte Lucinde mit komischem Pathos, es ist sehr nöthig, was ich hier thue.

Und was thun Sie?

Ich putze meine Waffen, wie ein Soldat, der auf die Parade geht. Oder, ich überschlage, wie ein Feldherr, meine Streitkräfte, und entwerfe meinen Schlachtplan!

Sie glauben also, daß Bernthal kommen wird? fragte die Prinzessin erbleichend.

Ich bin es fest überzeugt, sagte Lucinde. Er ist zu stolz, um schweigend die Demüthigung hinzunehmen, von einem Weibe verhöhnt zu sein! Er wird kommen, um meine spöttischen Worte, meine Sarkasmen und mein Hohnlachen an mir zu vergelten, um mich zu verhöhnen mit meinen prahlerischen Siegesverheißungen, und mir zu beweisen, daß ich nur ein schwaches Weib bin, und daß er ein Heros jenes Geschlechtes ist, welches sich das allmächtige zu nennen beliebt!

Und Sie glauben in der That, Lucinde, daß es möglich wäre, ihn dieser Briefe zu berauben? Sie glauben, daß es Ihnen gelingen könnte, ihn zu besiegen?

Wenn er ein Mann ist, wie alle Männer, — ja! —

Ah, Sie verachten die Männer!

Und weshalb sollte ich sie achten? fragte Lucinde. Ich habe sie Alle schwach und jammervoll gefunden, abhängig von jedem Eindruck ihrer Sinne, und zu bestechen mit jedem Lächeln und jedem Händedruck. Ich habe gesehen,

daß ein durchsichtiges Florkleid, oder ein goldgesticktes Sammetgewand mehr Macht über sie hat, als die schlagendsten Vernunftgründe, und daß ein paar glänzende Augen mehr über sie vermögen, als alle Weisheit, welche einer menschlichen Lippe entströmen kann. Oh, wenn Sie wüßten, Hoheit, welche trübe und demüthigende Erfahrungen ich in dieser Weise gemacht habe! Einmal, zum Beispiel, war ich während eines ganzen Winters in der Residenz eines kleinen deutschen Fürsten. Er hatte einen Minister, dem das ganze Land fluchte, weil er das Land aussog, um sich zu bereichern, weil er, ein zweiter Mazarin, Millionen für sich zusammenscharrte, während das Volk hungernd nach Brod schrie. Er war eben so tyrannisch und grausam, als heuchlerisch und verschlagen. Er beleidigte Jedermann, selbst die Gemahlin des Fürsten, und Jedermann mußte seine Beleidigungen ruhig ertragen, denn er war der allmächtige und unbezwingliche Günstling des Fürsten, und seine Gemahlin selbst vermochte nichts gegen den stolzen und verhaßten Minister! Sie war ein edles und hochsinniges Weib. Ich verehrte sie eben so sehr, als ich sie liebte, und ich schwur, daß ihre Leiden enden sollten! — Ich ertrug einige Wochen die Schmach, den allmächtigen Günstling in meinem Salon zu sehen, und während er zu meinen Füßen lag, und vor mir, Gott weiß es, wie vergeblich, alle Engel und Dämonen als Zeugen seiner Liebe anrief, nannte mich die Welt seine allmächtige Geliebte! Nun ja, ich übte einige Macht über ihn, ich verleitete ihn zu immer neuen Thorheiten, ich trieb ihn immer weiter vorwärts auf seinem Pfade, ich spornte

ihn an zu den schreiendsten Ungerechtigkeiten, zu den empörendsten Gewaltthaten, aber ich trug zugleich Sorge, von all' diesen Dingen mir die Beweise und die von seiner eigenen Hand geschriebenen unwiderleglichen Zeugnisse zu verschaffen. Endlich beredete ich ihn zu einem Komplott gegen die Fürstin. Ich sagte ihm, daß er diese entfernen müsse, um ganz unbeschränkt über den Fürsten zu herrschen. Ich bat ihn darüber nachzudenken, und mir am nächsten Morgen schon seinen Plan schriftlich mitzutheilen. Er war unbesonnen genug, dies zu thun. Er hatte sich eine eben so freche, als hinterlistige Intrigue ausgesonnen, welche wohl geeignet war, die Fürstin zu verderben und der Schande zu überliefern, und diese Intrigue theilte er mir in einem langen ausführlichen Schreiben mit. — An dem Abend dieses Tages war ein glänzender Hofball. Der ganze Adel und die höhern Beamten des Fürsten waren daselbst versammelt. Ich hörte, wie man zu einander flüsterte und zischelte, als ich an der Hand des Ministers durch die Säle schritt, und wie sich mitten in die Bewunderung meiner Schönheit Verwünschungen einmischten über den unheilvollen Gebrauch, welchen ich von derselben machte! Aber dies schmerzte mich nicht, denn ich wußte, daß die nächste Stunde mir eine glänzende und vollständige Rechtfertigung bringen würde.

An der Hand des allmächtigen Premiers näherte ich mich dem Fürsten, welcher in der Mitte des Saals unter einem Baldachin saß. Ihm zur Seite saß seine Gemahlin, und sie wandte die Augen seitwärts, als sie mich kommen sah; ich las in ihren Blicken, daß sie mich verachtete, und um

mich trauerte. Ich hatte den Muth zu scherzen und die vorwurfsvollen Blicke der Fürstin ruhig zu ertragen. Dann bat ich den Fürsten, ihm eine Geschichte erzählen zu dürfen; und als er es mir erlaubte, mußte er mir sein Ehrenwort geben, mich nicht zu unterbrechen, sondern mich bis zum Schlusse ruhig anzuhören. Ich nahm ein Tabourett und setzte mich zu den Füßen der Fürstin nieder. Oh, ich werde diese Scene nie vergessen. Das fürstliche Paar, neben welchem ich saß, der Minister, welcher lächelnd hinter meinem Sessel stand, diese ganze geschmückte und glänzende Hofgesellschaft, welche sich auf einen Wink des Fürsten näher heran gedrängt hatte, und uns in schweigenden Gruppen umstand, dazu die strahlende Helle der Kronleuchter, die tiefe erwartungsvolle Stille, die vielen Augen, welche auf mich gerichtet waren, — Alles dieses hat sich meiner Seele mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt. Ich erzählte meine Geschichte! Ich war es mir bewußt, daß es eine Stunde war, welche nicht allein meine Rechtfertigung vor der Welt zu erfüllen, sondern auch einem armen geknechteten Volke endlich Freiheit und Glück zu bringen hatte. Dieses Bewußtsein gab meinen Worten Kraft und Bedeutung. Meine Seele flammte auf in einem einzigen Gedanken, in einem Gedanken der Rache und der Versöhnung zugleich! Ich wollte einen grausamen und tyrannischen Heuchler unerbittlich strafen, und ein edles Weib mit ihrem Gatten versöhnen. Ich hatte alle Beweise von der Schuld dieses Günstlings mitgebracht, alle diese Beweise, welche er mir geschrieben, und in welchen er mir immer seine Plane und Hoffnungen mitgetheilt.

Ich erzählte die Geschichte jedes einzelnen dieser Briefe, und ich sah, wie er erblaßte und zitterte, und wie die Gesichter um mich her sich zu erhellen begannen. Er neigte sich zu mir nieder, und bat mich um Erbarmen, um Gnade. Aber ich dachte an dieses Volk da draußen, welches um Brod gewimmert hatte, während er in vergoldeten Sälen von dem ihrer Armuth erpreßten Nothpfennig geschwelgt, und ich war unerbittlich! Und als ich meine ganze Geschichte erzählt, als ich diesen boshaften Plan gegen die Fürstin, geschrieben von der Hand des Ministers, vorgelesen, als ich dann mit flammenden Worten dem Fürsten erklärt, weshalb ich so gehandelt hatte, und was mich getrieben, für eine kurze Zeit die Schmach der Welt zu erdulden, und als ich ihm sprach von einem Volke, welches ihn liebte, und an ihn glaubte, und welches inmitten seiner Leiden niemals die Flüche für den tyrannischen Günstling mit den Gebeten für den geliebten Landesherrn vermischte: da sah ich Thränen in den Augen aller Zuhörer, da sank der Mann, welcher so lange die Geißel geschwungen über dem Haupte seiner Brüder, vernichtet und bewußtlos zusammen; da schloß mich die Fürstin in ihre Arme, und nannte mich laut und freudig ihre geliebte Freundin! Ich war gerechtfertigt, und mein Zweck war erreicht. Der Minister ward auf seine Güter verwiesen, und ein eben so weiser als beim Volke beliebter Mann trat an seine Stelle. Das Volk war glücklich, und Niemand stand mehr hindernd zwischen dem Fürsten und seiner Gemahlin!

Sie sind ein wunderbares, ein herrliches Weib! rief

Prinzessin Louise, indem sie Lucinde zärtlich in ihre Arme schloß. Ja, Sie verdienen ganz die Bewunderung, welche die Welt Ihnen zollt. Oh, ich entsinne mich jetzt, von dieser Geschichte gehört zu haben. Aber Sie haben mir nicht Alles erzählt, Lucinde, Sie haben mir nichts gesagt von der Verehrung, welche das ganze Land für Sie hegte, nichts von diesen Triumphen, welche man Ihnen bereitet, von diesen Deputationen, welche aus Stadt und Land kamen, Ihnen ihren Dank zu bringen! Oh, Sie müssen mir auch diesen silbernen Myrthenkranz zeigen, welchen die Fürstin Ihnen als Andenken jener Stunde gegeben und das Diplom, durch welches die Residenzstadt des Fürsten Ihnen das Ehrenbürgerrecht verliehen!

Oh, das Alles ist unwichtig, und gehört gar nicht hieher! sagte Lucinde. Ich erzählte Ihnen diese Geschichte nur, Prinzessin, um Ihnen einen Beweis zu geben, wie mächtig ein geschmackvolles Florkleid und ein paar glühende Augen über das Hirn der Männer sind. Dieser Minister war ein sehr kluger Mann, und er ließ sich doch überlisten!

Weil er Sie liebte!

Oh, meine Prinzessin, entweihen Sie nicht dieses edle Wort, indem Sie es mit diesem Unmenschen in Verbindung bringen! Er liebte mich nicht, denn er kannte mich nicht. Meine Seele lag vor ihm so verborgen und unsichtbar, wie der Leib der Schildkröte in ihrer undurchdringlichen Schale. Er wußte nichts von meinem innersten Sein und Wesen! Ich hatte ihn gefangen in dem Netz meiner Blicke, und ein leidlich hübsches Gesicht, ein verheißendes Lächeln

und ein paar Schultern, welche er niemals anders als verhüllt gesehen, das waren die Dämonen gewesen, welche ihn verleitet!

Zweierlei Dinge waren es, welche ich aus jener kleinen Begebenheit gelernt. Ich hatte die Macht erkennen gelernt, welche eine schöne Frau über jeden Mann ausüben kann, wenn sie will, und ich hatte gelernt das Urtheil der Welt zu verachten! Man hatte mich verdammt, ohne mich geprüft zu haben, und die Welt, welche nur immer nach dem Schein richtet, hatte mich verurtheilt, weil der Schein gegen mich war! Seitdem ist mir das Urtheil der Welt gleichgültig gewesen, und wenn ich für Jemand Interesse fassen soll, so muß ich erst hören, daß die Welt ihn schmäht. Die Welt verurtheilt niemals das Unbedeutende und Gemeine, sondern nur das Ungewöhnliche, das Strahlende, das Seltene, welches den tollen Muth hat, anders sein zu wollen, als sie alle es sind, diese thörichten und kleinlichen Menschen!

Sie urtheilen hart über die Menschen! sagte die Prinzessin.

Aber gerecht! rief Lucinde. Gehen Sie, Louise, vertheidigen Sie nicht diese Menschen, von denen man sagen muß: sie wissen nicht, was sie thun, aber sie kreuzigen uns, weil wir besser sind als sie! — Ach, wie viel Liebhaber hat sie mir angedichtet, diese hämische und kleinliche Welt, wie viel Anekdoten hat man nicht erzählt von meiner Leichtfertigkeit und meinem Flattersinn! Oh! es giebt kaum einen schönen und bemerkenswerthen jungen Mann, den man nicht meinen Geliebten genannt hätte, während

ich doch in der Einsamkeit und Oede meines Herzens immer noch vergeblich auf den Messias warte, welcher mir das Geheimniß meines Daseins enthüllen und mich aus dieser kalten und jammervollen Welt zu dem Reiche der Liebe emportragen soll! Oh, wo ist er nur, wo finde ich ihn nur, meinen Erlöser und Herrn, mit welchem Namen soll ich ihn nennen, und ....

Major von Bernthal! meldete in diesem Augenblick der eintretende Diener.

Die Prinzessin erhob sich. Ich kann ihn nicht sehen, flüsterte sie leise, und doch dürfen Sie ihn nicht abweisen! Gehen Sie in den Salon, während ich Sie hier erwarte! Oder giebt es Mittel von hier fortzugehen, ohne ihm zu begegnen?

Ein ganz einfaches, Hoheit. Sie haben die Gnade, durch mein Wohnzimmer zu gehen, während Bernthal im Salon ist.

Sie befahl dem Diener, den Major von Bernthal in den Salon zu führen, und dann geleitete sie die Prinzessin durch die Reihe der Zimmer bis zur Ausgangsthür.

Und nun gehen Sie, meine holde Fee, sagte die Prinzessin Abschied nehmend, gehen Sie und machen Sie aus einer Hyäne einen fühlenden Menschen!

VII.

Ein neues Leben.

Lucindens Herz klopfte hörbar in ihrer Brust, als sie durch die Zimmer zurückging, um sich in den Salon zu begeben. Eine seltsame Befangenheit hielt ihr ganzes Wesen wie gefesselt, und machte sie beben, sie wußte selbst nicht weshalb.

Sie warf ihr Haupt stolz zurück, als wolle sie diese Wolke abschütteln, die sie befangen machte, und als sie dann in den Salon trat, ward ihr Blick wieder klar und hell, und um ihre Lippen spielte wieder jenes anmuthige Lächeln, welches schon so Viele bezaubert hatte.

Bernthal lehnte in einer Nische des Fensters und blickte hinunter auf die Straße. Er schien ihr Kommen gar nicht bemerkt zu haben, sie mußte sich ihm hörbar machen, indem sie leise seinen Namen nannte.

Jetzt wandte er sich um, nicht schnell, als ob er überrascht von ihrer Gegenwart sei, sondern ganz langsam und gleichgültig, als ob sie ihn aus lieben Träumen aufstöre. Als er mit einer leisen Verbeugung sie ansah, er=

schrak sie fast. Sie war niemals einem so eisig kalten, ruhig indifferenten Blicke begegnet.

Er haßt mich nicht einmal! dachte sie. Oh, ich will nicht, daß er mich so anblicken soll!

Und sie warf auf ihn einen Blick, in welchem er jedenfalls den tiefen Haß zu lesen vermochte, den sie in diesem Moment wirklich für ihn empfand.

Jetzt begegneten sich ihre Augen, und hafteten eine Sekunde fast durchbohrend aufeinander. Sie waren zwei Feinde, welche, indem sie im Begriff sind, einen Zweikampf auf Tod und Leben mit einander zu kämpfen, einander prüfen und mit kalter Grausamkeit beobachten, um die am leichtesten verwundbare Stelle, den sicher tödtenden Punkt an dem Gegner zu erspähen.

Oh, er soll mich wenigstens hassen! dachte sie.

Sie soll es nicht wieder wagen, mich zu höhnen, dachte er, sie soll es lernen, mich zu fürchten!

Und wie viel glatte und gleichgültige Worte sprachen ihre Lippen, während sie das dachten, und wer hätte in den tändelnden Gesellschaftsphrasen, mit denen sie sich unterhielten, die glühenden Gedanken ihrer Seele errathen mögen!

Allmälig aber begann ihre Unterhaltung lebhafter zu werden. Es gab so viele Punkte, in denen sich ihre Anschauungsweise berührte, so viele Uebereinstimmung in ihren Ansichten und Ansprüchen! Sie fühlten Beide eine so tiefe Verachtung für die Sphäre, welche sich vorzugsweise „die Gesellschaft" zu nennen pflegt, Beide einen so glühenden Durst nach Freiheit und Unbeschränktheit.

Sie theilten Beide die enthusiastische Begeisterung für die Kunst, deren Blüthe und Vollendung sie in Italien an Raphael's und Michel Angelo's, an Titian's und Paul Veronese's Meisterwerken gesehen. Sie hatten Beide alle Länder Europas durchreist, um unter allen Himmelsstrichen und bei allen Völkern zu suchen nach Dem, was sie in ihrem Vaterland nicht zu finden vermocht, nach wahrer Menschengröße, nach Freiheit, Liebe oder Glück. Sie hatten überall nur das Elend und die Erbärmlichkeit, die Kleinlichkeit und die Misère gefunden!

Nur daß diese Ueberzeugung auf Beide eine verschiedene Wirkung ausgeübt hatte, nur daß Lucinde aus dieser Erkenntniß der nichtigen und kleinlichen Welt sich einen Schild gemacht hatte, mit dem sie sich gegen alle Verlockungen und Versuchungen verpanzerte, während Bernthal darin untergegangen war. Sie hatte sich über diese Welt erhoben in der Freiheit ihres edlen Selbstbewußtseins, er war ein Sklave dieser Welt geworden, und trug an seiner eigenen Seele die Fesseln ihrer Erbärmlichkeit!

Erst als Bernthal sie verlassen hatte, erinnerte sich Lucinde daran, daß zwischen ihnen von der Prinzessin gar nicht die Rede gewesen.

Aber er hatte gebeten, wiederkommen zu dürfen, und er kam wieder. Gleich am nächsten Morgen, — aber obwohl er noch länger wieder blieb, als das erste Mal, hatten sie Beide doch wieder keine Zeit gehabt, von der Prinzessin und von diesen unheilvollen Briefen zu sprechen.

Doch dazu war ja noch immer Zeit, denn sie hatte ihm abermals erlaubt wieder zu kommen, um ihr ein sel-

tenes Musikstück von Pergolese zu bringen, das er in Rom von einem Antiquar gekauft hatte, und zwar als ungedrucktes Manuskript, von des Meisters eigener Hand geschrieben.

Diesmal verhinderte die Musik sie daran, von anderen Dingen zu sprechen, und Beide waren sie vielleicht dessen froh, Beide schienen sie es zu scheuen, die Vergangenheit zu berühren.

Beide gewohnt, von dem Moment nur den Moment zu fordern, und dankbar zu sein, wenn dieser inhaltsreich und genußvoll, gingen die Gedanken nicht über diesen hinaus, verlangten sie von der Gegenwart nicht, daß sie ihnen die Zukunft zu dauerndem Glücke begründe.

Sie strebten Beide nicht nach Glück, sie, weil sie es nicht kannte, er, weil er nicht mehr daran glaubte.

Aber sie waren sich Beide bewußt, daß sie fähig waren, einander zu verstehen, und daß in ihren kühnsten Phantasien und ihren begeistertsten Träumen Einer dem Blicke des Andern zu folgen vermochte.

Sie hatten Beide das Leben in seiner Vielseitigkeit kennen gelernt, sie hatten Beide die Menschen so klein und niedrig, die Natur so groß und so erhaben gesehen, sie liebten Beide die Welt, sie waren sie Beide durchwandert, um ihre Schönheiten zu sehen, nur daß Lucinde sie von den Höhen und Berggipfeln herab betrachtet hatte, und daß Bernthal in den Abgründen und in der Tiefe ihr nachgejagt war.

Aber immer doch hatten sie dasselbe gewollt, dasselbe erstrebt, immer doch waren sie jetzt auf demselben Punkte

angelangt, um sich die Hände zu reichen, wie ein Paar müde Wanderer es thun, und zu einander zu sagen: suche das Glück nicht in der Ferne, denn dort ist es nicht; hoffe nicht, es in der Nähe zu finden, denn auch dort ist es nicht. Das Glück ist immer dort drüben, aber wir können nicht hinüber, denn ein Abgrund liegt zwischen uns und dem Glück. Deshalb laß uns hier ausruhen am Rande des Abgrundes, und hinüberschauen nach dem Glück. Vielleicht, daß es zu uns herüberschwebt, oder daß es uns mindestens einige phantastische Träume und einige berauschende Täuschungen sendet.

VIII.

Leben und Tod.

Und die Tage rauschten dahin, so schnell, so pfeilgeschwind, wie es Lucinden nie geschehen, denn zum ersten Male hatten ihre Tage für sie einen Inhalt, eine Bedeutung; sie waren immer der Vorgänger eines andern Tages, eines inhaltreichen Morgen. Sie segnete die Sonne, wenn sie sich senkte, und die Nacht, wenn sie kam, dem ruhelosen Treiben des Tages ein Ende zu machen; sie dankte Gott für den Schlummer, der sie die Länge der Nacht nicht empfinden ließ, und wenn sie am späten Morgen erwachte, suchte ihr erster Blick die Uhr, und dann sagte sie freudig: „nur noch wenige Stunden, und er wird kommen!"

Und bei alle dem wußte sie nicht, daß sie ihn liebte.

Gleich jenen Nachtwandlern, welche am Rande des Daches sicher ihren Weg verfolgen, bis man sie mit lautem Ruf erwecket, und in die Tiefe sie hinabstürzen macht, gleich Jenen ging sie träumend umher, würde das Erwachen und die Erkenntniß sie in einen Abgrund geschleudert und sie elend gemacht haben! Sie würde nicht an die

Möglichkeit einer solchen Liebe geglaubt, sie würde sie für einen Verrath an sich selber gehalten haben.

Sie überredete sich, daß es nur sein feuriger Geist, seine anregende Unterhaltung sei, welche sie fesselte, und daß sie nur ihn an sich fesseln wolle, um endlich eines Tages ihr großes Ziel zu erreichen, und ihn zu der Herausgabe der Briefe zu vermögen. Zudem hatte er ihr niemals ein zärtliches Wort gesagt, oder nur eine leise Andeutung gemacht, daß er sie liebe, und wie würde die schöne, die gefeierte und siegreiche Baronin Lucinde von Winter einen Mann lieben können, der sie nicht lange zuvor angebetet, der nicht mit Thränen und Liebesschwüren, mit Verzweiflung und Entzücken um sie geworben hatte.

Er stand vor ihr, kalt, ehern und fest, wie ein Fels.

Wußte sie denn nicht, daß die Liane sich am zuversichtlichsten und inbrünstigsten um den Fuß des Felsens rankt, und daß der Epheu es liebt, die stolze, himmelanstrebende Eiche zu umarmen?

Er hatte sie so eben verlassen. Sie stand am Fenster und blickte ihm nach.

Sie sah ihn hinaustreten auf die Straße, und als er sich auf sein Pferd schwang, bewunderte sie die Leichtigkeit und Grazie seiner Gestalt, die noble Eleganz seiner ganzen Erscheinung.

Er wandte sich nicht um, nicht Einen Blick richtete er zu ihrem Fenster empor. Sein Antlitz war gleichgültig und ernst, sein Auge blickte gedankenvoll in die Ferne. Sie war es sich bewußt, daß er sie vergessen habe, sobald er die Schwelle ihres Hauses hinter sich gelassen,

daß er nur so lange bei ihr sei mit seinen Gedanken, als er neben ihr sei mit seinem Körper.

Dennoch lächelte sie, und als sie ihn die Straße hinuntersprengen, und hier und da die Leute still stehen sah, um den tollkühnen und gewandten Reiter und sein edles muthiges Roß zu betrachten, sagte sie mit einem köstlichen Erröthen laut und freudig die Worte, welche Hamlet von seinem Vater sagt: „er ist ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, ich werde niemals seines Gleichen sehen!“

Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, und ihre Wange erbleichte. Sie starrte hinunter auf die Straße, auf jenes blasse Weib, welches dadrüben an der Mauer des Hauses lehnte. Sie hatte gesehen, wie dieses blasse Weib, gleich ihr selber, dem davon jagenden Bernthal nachgesehen, wie sie dann drohend den Arm erhoben und ihre Lippen bewegt hatte, wie zu einer Verwünschung.

Sie konnte die Worte nicht vernehmen, welche dieses bleiche Weib gesprochen, aber sie las die Bedeutung derselben in dem Hohnlächeln ihrer schmalen farblosen Lippen, in dem Leuchten ihrer dunkeln flammenden Augen.

Lucinde kannte dieses bleiche Weib, und zum ersten Mal seit vielen Tagen erinnerte sie sich jetzt, daß Bernthal noch eine andere Feindin habe, als die Prinzessin Louise. Zum ersten Mal entsann sie sich wieder des verhängnißvollen Bundes, welchen sie mit Marien geschlossen.

Es war Marie, welche da unten stand, und als sie jetzt, nachdem Bernthal verschwunden, langsam sich umwandte, und die Straße überschreitend, gerade auf Lucindens Wohnung zuschritt, hatte diese ein Gefühl, als ob

der Tod plötzlich mit eisernem Fußtritte alle ihre Wünsche und Hoffnungen zertrete, und die Blüthen und Knospen ihres Herzens vernichte.

Sie stieß einen Schrei aus, und stürzte nach der Thür hin, mit dem unbestimmten Verlangen, diese zu verschließen, damit Marie diese Schwelle nicht überschreite, welche sein Fuß so eben berührt. Aber dann hatte sie ein Gefühl der Beschämung über ihre eigene Feigheit, und sie sagte entschlossen: ich will sie sprechen!

Als daher der Diener kam, Marie Welmers anzumelden, befahl sie ihm, dieselbe hereinzuführen, und wenige Minuten später trat Marie in das Gemach der Baronin.

Lucinde ging ihr lächelnd entgegen, und reichte Marien die Hand, welche diese leise mit ihren eiskalten Fingerspitzen berührte und sich dann langsam auf den Sessel gleiten ließ, den ihr Lucinde dicht neben dem Divan, auf welchem sie selber saß, angewiesen hatte.

Wir haben uns lange nicht gesehen, sagte die Baronin nach einer Pause.

Nein, aber wir waren Beide unseres Schwurs eingedenk, ich weiß es! erwiderte Marie in ihrer kurzen, tonlosen Weise. Wir haben Beide an seinem Verderben gearbeitet! Er ist täglich bei Ihnen! Liebt er Sie schon? Oh, er muß Sie lieben, denn Sie sind schön wie ein Engel, und Sie lächeln ihn so verführerisch an. Er kann Ihnen nicht widerstehen! Sagen Sie mir, lassen Sie ihn leiden, quälen Sie ihn, und lachen Sie höhnisch zu seinen Klagen und seinem Jammergeschrei?

Sie sah Lucinden mit so forschenden, durchdringenden

Blicken an, daß diese verwirrt den Blick zu Boden senkte. Er hat mir noch niemals gesagt, daß er mich liebe! flüsterte sie kaum hörbar. Marie brach in ein kurzes, gellendes Lachen aus, dann ließ sie ihr Haupt an die Lehne des Sessels zurückfallen, und starrte, wie sie es zu thun pflegte, in das Leere hin.

Lucinde wagte es nicht, sie anzureden, oder in ihren Gedanken zu stören. Sie hatte eine furchtsame Scheu vor diesem bleichen Weibe mit den zusammengezogenen Augenbrauen und den fest aufeinander gepreßten Lippen. Sie erschien Lucinden wie eine jener bleichen Schicksalsnornen, deren Berührung Unglück und deren Athem Tod und Verderben bringt.

Plötzlich, und ohne ihre Stellung zu verändern, immer noch hinstarrend in das Nichts, begann Marie zu sprechen, und Lucinde hörte ihr zu mit herzklopfender Brust, in athemloser Spannung.

Als ich zurückkehrte aus dem Zuchthaus, sagte sie, da bat mich meine Mutter, ihr zum Willkommen einen Kuß zu geben. Ich verweigerte ihr diesen Kuß, und sagte zu ihr, daß ich einen Schwur gethan, Niemand als der Tod oder der Henker solle jemals meine Lippen wieder küssen! Ich werde meinen Schwur halten! Als Karl neulich mit grausamem Hohn mich beschuldigte, daß ich dieses Ungeheuer noch liebte, erwiderte ich ihm, daß ich ihm beweisen wolle, wie sehr ich diesen Menschen hasse, und daß die ganze Welt ihm meinen Haß bezeugen solle. Ich werde es Karl beweisen, und vielleicht wird er dann einst auf mein Grab kommen, und den Fluch von mir nehmen.

Ich verlange nicht, daß er alsdann mir verzeihe und mich segne, denn ich bin ein schmachbeladenes Geschöpf, und an meinen Händen klebt verbrecherisches Blut! Ich verdiene seinen Segen nicht, aber er wird vielleicht aufhören mir zu fluchen, und das ist genug, und darum werde ich thun, was ich beschlossen habe zu thun!

Und was hast Du beschlossen? fragte Lucinde bebend.

Marie schwieg einen Augenblick. Ich werde ihn tödten! sagte sie dann langsam und tonlos.

Lucinde stieß einen Schrei aus, und verhüllte ihr Gesicht. Marie fuhr fort: Ich habe alle diese Nächte auf meinem Strohlager gesessen, und den Stimmen zugehört, welche um mich her flüsterten und zischelten, ich habe alle diese bösen Geister, welche immer um mein Bett stehen, und mich nicht schlafen lassen, ich habe sie Alle angehört, und sie haben Alle gesagt: „Er muß sterben! Er hat den Tod verdient! Tödte ihn!" Nein, nicht eine einzige Stimme hat für ihn gesprochen, keines Engels Stimme hat für ihn um Erbarmen gefleht, denn sein guter Engel wacht nicht mehr, und dem Teufel gehört seine Seele!

Aber ich flehe für ihn um Erbarmen! rief Lucinde, ich, welche alle seine Verbrechen kennt, und seine Schuld verabscheut, ich sage dennoch zu Dir: habe Mitleid mit ihm! Gieb ihm Zeit, daß er bereue und sich bessere! Nein, nein, tödte ihn nicht! Gieb seinem edlen Selbst Zeit sich wieder emporzuringen aus dieser Verderbniß, gieb ihm Frist, daß er sich wieder erhebe aus seiner Erniedrigung, und wieder so edel, so groß und so schön werde, wie die Natur ihn bestimmt hat, zu sein!

Marie lachte wieder. Es war ein Lachen, welches Lucinde schaudern machte. So mögen die Dämonen der Unterwelt gelacht haben zu den Qualen der Verdammten, welche sich Erbarmen erflehend zu ihren Füßen wanden.

Kein Erbarmen, rief Marie, indem sie sich emporrichtete, und die Arme vor sich hinstreckte, als wolle sie jede Bitte um Gnade von sich zurückwehren. Ich habe geschworen, ihn zu tödten, und er muß heute noch sterben!

Heute noch? rief Lucinde mit einem Aufschrei des Entsetzens. Nein, nein, dies kann nicht sein! Du wirst Dich erweichen lassen von meiner Angst, von meinen Thränen!

Marie schüttelte langsam das Haupt. Ich habe früher auch viel geweint, sagte sie, ich habe mich an der Erde gewunden, wie ein Wurm, und Niemand, selbst Gott nicht, hat Erbarmen mit mir gehabt. Jetzt sind meine Thränen längst vertrocknet, und ich will keines Menschen Mitleid gewinnen! Mein Leben ist fertig und der Henker wird meine Lippen küssen, denn ich werde den Mann tödten, der aus mir eine Verbrecherin und eine Mörderin gemacht hat!

Das wirst Du nicht thun! rief Lucinde, indem sie in leidenschaftlicher Erregung von ihrem Sitze emporflog. Nein, Marie, zum letzten Male, habe Erbarmen!

Marie stampfte wild mit dem Fuße, und ihre ruhigen marmornen Züge nahmen plötzlich einen leidenschaftlichen wilden Ausdruck an.

Jammern Sie nicht mehr, sagte sie, und lassen Sie es endlich genug sein mit dieser Litanei. Es ist doch Alles umsonst, und was geschehen muß, das wird ge-

schehen! Ich bin nicht gekommen, um von Ihnen einen Rath zu erbitten, oder Sie um Erlaubniß zu fragen zu meinem Werk, sondern ich bin gekommen, um Ihnen einen Rath zu ertheilen, und Sie zu erinnern an den Schwur, welchen Sie geleistet: Sie wollen kein Mittel unversucht lassen, ihm diese Briefe zu entreißen, mit welchen er Ihre Freundin bedroht. Haben Sie diese Briefe schon? — Antworten Sie mir! wiederholte sie heftig, als Lucinde schwieg. Haben Sie diese Briefe schon?

Ich habe sie nicht! flüsterte Lucinde.

Marie lachte wieder. Ihre wilde dämonische Lustigkeit hatte etwas Grauenhaftes.

Hören Sie mich! sagte sie dann. Ich stand vorhin drüben auf der Straße, und sah, wie er davon ritt, und wie Sie hier am Fenster standen und ihm nachblickten. Er wandte sich nicht nach Ihnen um, nein, nicht ein einziges Mal! Wissen Sie, weshalb er es nicht that? Weil er ein anderes Liebchen hat, weil er nicht an Sie dachte, sondern an dieses junge, wunderschöne Engelsangesicht seiner Geliebten, welche er hütet, daß kein Mensch sie sieht, und welche er in einem einsamen Hause, wie in einem Käfig verschlossen hält.

Lucinde sah ihr mit stolzen flammenden Blicken in's Angesicht. Ah, Du willst mich gegen ihn aufreizen, sagte sie. Aber dies soll Dir nicht gelingen! Ich glaube Dir nicht! Er hat keine Geliebte!

Marie zuckte verächtlich die Achseln. Ich habe sie selber gesehen, sagte sie.

Und wovon weißt Du, daß sie seine Geliebte ist?

Weil ich sein Angesicht sah, als er sie in seine Arme schloß und sie küßte, weil ich ihn vor ihr knieen sah und den Blick beobachtete, mit welchem er zu ihr empor schaute. Ich kenne diesen Schlangenblick, mit welchem er ein unschuldiges Vögelein bezaubert, und ich sage Ihnen, dieses arme junge Engelskind ist seine Geliebte.

Lucinde stieß einen wilden Schrei aus und sank halb bewußtlos auf den Divan zurück.

Das war es, was ich Ihnen sagen wollte, fuhr Marie fort. Wenn Sie wissen wollen, wo die Briefe sind, welche Sie suchen, so gehen Sie zu diesem Mädchen hin, denn ich glaube, daß sie mehr davon weiß, als wir Beide! — Und nun noch Eins! Ich sagte Ihnen, daß ich ihn tödten will, und zwar noch heute! So wie es gethan ist, gehe ich hin, und überliefere mich den Gerichten. Sie können mich nicht zum zweiten Male zum Leben verdammen, welches sie „begnadigen" nennen, nein, dieses Mal werden sie mich tödten müssen, denn es wird eine unleugbare und richtige Mordthat sein, und ich werde sie ihnen mit dem Blute beweisen, welches an meinen Händen klebt.

Sie sagte das so ruhig und kalt, als ob sie von den allergewöhnlichsten und gleichgültigsten Dingen spreche. Lucinde ließ ihre Hände von ihrem Angesicht gleiten, und starrte sie an. Sie war ungewiß, ob Marie im Ernste so gesprochen, oder ob es nur die Phantasien des Fiebers oder des Wahnsinns gewesen, welche aus ihr geredet.

Plötzlich veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes, und es flog wie ein Lichtstrahl über ihre marmornen Züge.

Als sie dann sprach, klang ihre Stimme selbst verändert, nicht mehr abstoßend und hart, sondern weich und milde, und wie in Seufzern erzitternd.

Und jetzt habe ich noch eine Bitte an Sie, sagte sie. Morgen, wenn es gethan sein, und die ganze Stadt es wissen wird, dann schicken Sie zu dem Manne, dessen Name hier auf diesem Zettel steht. Hier nehmen Sie diesen Zettel und dieses kleine Paket und bewahren Sie Beides wohl bis morgen. Und dann schicken Sie zu ihm, und sagen Sie ihm, er solle zu Ihnen kommen! Er wird kommen, denn er weiß ja nicht, daß es eine Botschaft ist von mir. Er wird kommen, und Sie werden ihn sehen, und das ist das Einzige, um welches ich Sie beneide. Er heißt Karl. Nicht wahr, das ist ein schöner und gottgesegneter Name? Sein Sie freundlich zu ihm, sagen Sie ihm, daß ich heute bei Ihnen war, geben Sie ihm dieses Paket, und wenn er es fortwerfen will, weil es von mir kommt, so sagen Sie ihm, daß es nichts enthält, als einen vertrockneten Blumenstrauß, den er mir einst gegeben, eine Schleife und ein kleines Gedicht, das er zu meinem Geburtstag für mich gemacht. Sagen Sie ihm, daß dies meine größten und heiligsten Schätze gewesen, und wenn ich sie jetzt fortgäbe, so geschähe es nur, weil ich nicht wollte, daß der Henker sie auf meiner Brust finden und berühren sollte. Und dann zuletzt, wenn Sie dies Alles zu ihm gesagt, dann fügen Sie noch diese meine letzten Worte hinzu: Ein einziges Mal in meinem Leben ist er hart und grausam gegen mich gewesen, und das war neulich, als ich wie ein zertretener Wurm zu ihm kam,

und nichts weiter wollte, als seine Verzeihung erflehen! Ja, da war er grausam und ungerecht, denn er sagte, er sei arm und könne mir nichts geben, ich solle zu Bernthal gehen, zu meinem reichen Geliebten! Und dann, als ich sagte, daß ich dieses Ungeheuer nicht liebte, daß ich ihn haßte, wie die Sünde, wie mich selber, da lachte Karl. Dieses Lachen zerschnitt mir die Seele, und ich ging fort, und schwur, ihm zu beweisen, daß ich diesen Bernthal verabscheue und hasse, wie nur das geschlachtete Lamm seinen Schlächter hassen kann! Das sagen Sie ihm, und daß ich diesen Menschen nur ermordet habe, damit Karl ihn nicht mehr meinen Geliebten nennen solle!

So, fuhr sie hoch aufathmend fort, nun ist es zu Ende! Ich habe nichts mehr zu sagen. Leben Sie wohl!

Lucinde hielt sie mit zitternden Händen zurück. Dies kann, dies darf nicht sein, sagte sie. Du darfst ihn nicht tödten, nicht bevor wir die Briefe haben! Erinnere Dich unseres Uebereinkommens, Du wolltest mir helfen, ihm diese Briefe zu entreißen!

Und Sie wollten machen, daß er Sie liebe, und verzweifle in der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe! Haben Sie Ihr Wort erfüllt? Ich sah Sie am Fenster stehen, um ihm nachzuschauen, aber er schaute nicht nach Ihnen um! Wir können Beide unsern Schwur nicht erfüllen!

Hilf mir, diese Briefe zu bekommen, und bis dahin schone ihn! flehte Lucinde, indem sie sich an Mariens Arm hing.

Marie zog die Augenbrauen finster zusammen, und stieß die Baronin unsanft zurück. Ihre Geduld war

erschöpft, dieser Widerstand machte ihr Blut fieberisch glühen.

Was kümmern mich Ihre albernen Briefe! sagte sie rauh. Sehen Sie zu, wie Sie sie bekommen. Er muß sterben! Das ist mein letztes Wort!

Sie näherte sich wieder der Thür. Aber jetzt flog Lucinde, welche einen Moment wie zerbrochen zusammen gesunken war, empor; jetzt war sie es, welche Marien zurückstieß, und mit glühenden Wangen und zornflammenden Augen, die Arme fest in einander gepreßt, stand sie jetzt vor der Thür, welche Marie eben hatte öffnen wollen.

Nun wohl denn, rief Lucinde mit lauter kräftiger Stimme, wenn kein Bitten und kein Flehen mehr hilft, so werde ich Gewalt gebrauchen! Ich sage Dir, ich will nicht, daß Du ihn tödtest, er soll leben, und ich dulde es nicht, daß Du seine Mörderin wirst! Mag auch kommen, was da wolle, ich lasse Dich diese Schwelle nicht überschreiten! Ich klammere mich an Dich und zwinge Dich zu bleiben! Du wirst dieses Zimmer nicht verlassen, Du bist meine Gefangene, und nun wollen wir sehen, wer von uns Sieger bleibt!

Marie hatte Anfangs nur mit dem Ausdruck ruhigen Erstaunens da gestanden. Aber plötzlich hatten ihre Züge sich verändert. Ihre bleichen Wangen glühten, ihre Augen schossen Blitze, und ein so wilder Ausdruck der Wuth war in ihrem Gesicht, daß Lucinde unwillkürlich schauderte.

Das war nicht mehr das Antlitz eines Weibes, es war der Kopf einer Tigerin, welche mit sprühenden

Feueraugen und mörderischem Wuthgeschrei sich auf ihren Feind stürzt.

Lucinde sah dieses entsetzliche Gesicht näher auf sich heran schreiten; wie ein Medusengesicht machte es ihr Herz stille stehen, und das Blut in ihren Adern erstarren. Sie schloß die Augen, sie fühlte sich von zwei Armen empor getragen, und von der Thür fortgeschleudert. Sie wollte schreien, aber die Hand, welche sich schwer und eisern auf ihren Hals, ihren Mund legte, brachte sie dem Ersticken nahe, und eine leise, aber zornige Stimme zischelte in ihr Ohr: einen Laut, einen Schrei, und ich erwürge Sie!

Es dunkelte vor ihren Blicken — sie ward ohnmächtig.

Eine geraume Zeit mochte vergangen sein, als Lucinde wieder erwachte.

Sie schlug die Augen auf, und ihr noch trüber und irrender Blick schien etwas in dem Zimmer zu suchen.

Aber dieses Zimmer war leer, sie war allein!

Lucinde legte die Hand an ihre Stirn, und suchte ihr trübes Gedächtniß, ihr schlummerndes Denkvermögen zurück zu rufen. Und jetzt erinnerte sie sich, jetzt flog sie empor, und das Blut, welches so eben noch zu Eis erstarrt gewesen, schoß jetzt wie ein glühender Feuerstrom durch ihre Adern:

Ja, sie war allein, Marie hatte sie verlassen, und sie war hingegangen, um Bernthal zu tödten!

Ihn zu tödten!

Lucinde stürzte wie eine Rasende zur Thür, und zog

die Klingel so heftig, daß alle ihre Leute entsetzt herbei eilten. Sie fragte mit zitternder Hast, wie lange es her sei, daß Marie Welmer sie verlassen, und ob es noch möglich sei, sie einzuholen.

Aber die Antwort war, daß Marie schon vor einer Stunde fortgegangen sei, nachdem sie dem Diener im Vorzimmer den Befehl seiner Herrin gebracht, sie ungestört zu lassen, bis sie nach ihm klingen würde.

Erst eine Stunde war verflossen! Es mochte noch Zeit sein, Lucinde konnte vielleicht noch Mariens mörderische Plane vereiteln!

Kein Zaudern und Schwanken war in ihr. Sie befahl sogleich den Wagen vorfahren zu lassen, warf mit zitternden Händen einen Mantel um, und indem sie sich in den Wagen schwang, befahl sie dem Kutscher, ohne im Mindesten zu erröthen oder zu zaudern, so rasch die Pferde jagen könnten, nach British Hôtel unter den Linden zu fahren.

Als der Wagen hielt, und der Kellner an den Schlag trat, ihn zu öffnen, fragte sie ohne Scheu nach dem Baron von Bernthal, und bat, ihn sogleich zu benachrichtigen, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche.

Aber der Baron von Bernthal war nicht zugegen. Er hatte vor einigen Stunden schon das Hôtel verlassen, und die Weisung zurückgelassen, daß er nicht im Hôtel speisen, sondern erst zur Nacht zurückkehren würde.

Und wissen Sie nicht, ob er heute schon Briefe oder Besuche empfing? fragte Lucinde, wenig Acht habend auf das spöttische Lächeln, mit welchem der Kellner sie be-

trachtete, sie vielleicht für eine Donna Elvira haltend, welche verzweiflungsvoll ihrem treulosen Don Juan nachjagte.

Ja, er hatte in der Frühe schon einen Brief empfangen, und eine alte Frau war eine Zeit lang bei ihm gewesen.

Der Kellner legte einen besondern Nachdruck auf das „alte Frau," als wolle er der angstvollen Dame versichern, daß sie von diesem Besuch nichts zu fürchten gehabt.

Und er sagte, daß er nicht zum Diner heimkehre?

Ja, gnädigste Frau, er sagte, daß sein Diener ihn erst spät am Abend zu erwarten habe.

Lucinde sank ächzend in den Wagen zurück. Der Kellner lächelte, der Bediente fragte, wohin die gnädige Frau jetzt zu fahren befehle?

Fort! sagte sie wild, und der Wagen brauste dahin. Sie war ganz betäubt, ganz bewußtlos, und erst dann erwachte sie aus ihrem Sinnen, als der Wagen hielt, und der Diener den Schlag öffnete.

Wo sind wir? fragte sie aufschreckend.

Ew. Gnaden befahlen nach Hause zu fahren!

Nach Hause! Was sollte sie da? Würde sie ihn da finden können? Wußte sie nicht, daß er heute nicht mehr zu ihr kommen werde?

Aber der Zufall konnte ihr günstig sein, irgend ein mitleidiger Stern konnte ihn in ihren Weg führen, damit sie ihn warnen, ihn beschwören könnte, auf seiner Huth zu sein.

Ich will spazieren fahren, sagte Lucinde. Nicht in's Freie, nicht in den Thiergarten, sondern durch die Straßen; aber laßt die Pferde langsam, im Schritt fahren, mein Kopf schmerzt mich!

Und sie fuhr durch die belebtesten Straßen Berlins, endlich durch Gassen und Gäßchen, sie spähete durch die geschlossenen Glasfenster nach jedem Vorübergehenden. — Es war Alles umsonst, und nachdem sie Stunden lang sich vergeblich bemüht, befahl sie endlich, in ihr Hôtel zurück zu fahren.

In ihrem Zimmer angelangt, überfiel sie eine trostlose Bangigkeit, eine rathlose Angst. So lange sie im Wagen gewesen, und nach ihm auf die Straße hinaus gespäht, hatte sie mindestens noch eine Hoffnung gehabt, einen schwachen Schimmer der Möglichkeit, ihn zu entdecken. Jetzt war auch dieser verschwunden, sie hatte nichts zu thun, als die Hände zu Gott empor zu ringen, und ihn um Gnade, um Erbarmen zu flehen!

Aber wie sie jetzt, inmitten ihrer Angst, ihrer Rathlosigkeit an ihn dachte, und sich Bernthals bleiches und edles Gesicht vergegenwärtigte, was war es, was sie da plötzlich wie mit einem süßen Schauer durchrieselte? Was war es, das sie erbleichen und erröthen, und ihre Augen höher glühen machte?

Es war, weil ein Strahl der Erkenntniß durch ihre Seele gefahren, weil sie in dieser Stunde sich selber hatte verstehen gelernt!

Sie sank auf ihre Knie nieder, und indem sie ihre Arme und ihr strahlend schönes Antlitz zum Himmel er-

hob, rief sie aus tief bewegter Seele: ich danke Dir, Gott, ich danke Dir! Ich bin nicht mehr allein, nicht mehr einsam. Du hast die Oede meines Herzens ausgefüllt, Du hast den Felsen meiner Brust berührt und gemacht, daß ihm ein Quell des Glückes entströme! Du hast mich gelehrt zu empfinden, zu lieben! Ja, ich liebe, liebe mit der ganzen Kraft meiner Seele! Segen und Glück über ihn, den ich liebe!

IX.

Ein Mordversuch.

In dem „Salon" der Frau Welmers, das heißt in diesem in eine Menschenwohnung umgewandelten Pferdestall, ging es heute lustig zu. Man hörte da drinnen singen und lachen und lustiges Gläserklingen.

Frau Welmers hatte ein paar gute Freunde zu sich eingeladen, ein paar liebe, vertraute Freunde, und alte Bekannte zugleich von Marie, denn sie hatte mit ihnen zusammen zwei Jahre im Zuchthause gelebt.

Es waren ein paar wild blickende, wüste Gesellen, welche da neben dem Tische der Frau Welmers saßen. Etwas Tückisch-Lauerndes und Entschlossenes lag auf ihren rohen, verwilderten Gesichtern ausgeprägt. Man sah es ihnen an, daß sie vor keinem Verbrechen zurückbeben und kein „Geschäft," welcher Art es immer sei, zurückweisen würden, vorausgesetzt, „daß etwas damit zu machen," nämlich Geld zu verdienen sei. — Für sie gab es keine Schande und kein Verbrechen mehr, und sie würden Den

verlacht haben, welcher ihnen von einem Gewissen oder von einem Gott gesprochen hätte.

Sie waren Beide noch jung, aber doch hatten sie schon den größten Theil ihres Lebens im Zuchthause zugebracht, und sie nannten sich selbst, nicht ohne Stolz, „ausgelernte Meister der Diebeskunst.“

Und das waren die Freunde, welche Frau Welmers zu sich eingeladen.

Sie saß neben ihnen an dem wackelnden Tisch, auf welchem die gefüllte Branntweinflasche neben einem großen Brod und ein paar Messern und Gläsern lag. Sie schwatzte und sang mit diesen wüsten Gesellen, aber Marie nahm keinen Theil an ihrer Lustigkeit.

Sie saß auf dem binsengeflochtenen Stuhl vor dem kleinen eisernen Ofen, dessen Thür sie geöffnet hatte, um sich an dem Feuer zu erwärmen. Die ineinander geschlossenen Hände über die Kniee gelegt, saß sie unbeweglich da, und starrte in die Kohlengluth, welche ihr bleiches Gesicht mit röthlichem Glanze beleuchtete.

Sie schien die Gespräche der Andern gar nicht zu hören oder sie nicht der Beachtung werth zu halten. Aber wie sie in die Gluth starrte, bewegten sich zuweilen ihre Lippen, und sie flüsterte leise Worte, welche Niemand verstand.

Frau Welmers beobachtete sie nicht. Sie hatte ihr ganzes Augenmerk auf die beiden Männer neben ihr gerichtet, und sie sah jetzt an deren glühenden Blicken und gerötheten Gesichtern, daß der Branntwein seine Wirkung

gethan und daß sie jetzt ein paar entschlossene und kühne Männer vor sich habe.

Sie schob daher die Branntweinflasche bei Seite, und nickte ihren Freunden lächelnd zu, indem sie jedem ein Stück Brod darreichte.

Jetzt hört auf zu trinken, sagte sie, und laßt uns von ernsthaften Dingen sprechen. Ihr wißt, was wir heute vorhaben und weshalb Ihr hier seid. Ich habe Euch heute früh schon Alles erzählt. Habt Ihr's Euch überlegt? Seid Ihr bereit, zu thun, was ich von Euch fordere? Was sagst Du, Eduard?

Wir sind bereit! sagte der Angeredete mit grinsendem Lachen. Und weshalb sollten wir nicht, da Geld dabei zu verdienen ist?

Und was sagst Du, Wilhelm? fragte Frau Welmers den Zweiten.

Ich sage, daß ich für hundert Thaler meine Schwester selbst ermorden würde! erwiderte Wilhelm. Denn ich brauche Geld, und mir ist's gleich, ob ich dafür ein Lamm oder einen Menschen abschlachte! 'S'ist nicht das erste Mal.

Aber wir müssen vorsichtig sein, daß nichts herauskommt, sagte Frau Welmers. Man muß uns nichts beweisen können.

Pah, beweisen! brummte Eduard. Das ist eine verdammte neue Geschichte. Die beste Zeit ist für uns vorüber und Alles ist jetzt Hinterlist und Betrug! Seit sie diese neue Mode, was sie Geschwornengericht nennen, eingeführt haben, kann ein noch so geschickter Dieb nicht

mehr mit Ehren bestehen. Ich habe neulich einen Kameraden verurtheilen sehen. Er hatte seine Sache sehr schlau angefangen und er war nur wegen Verdacht arretirt, sie konnten ihm nichts beweisen und er hatte ein prächtiges Alibi vorgebracht. Aber die Geschworenen verurtheilten ihn doch, weil sie sagten, sie wären überzeugt von seiner Schuld.

Ja, ja, es ist eine verfluchte Sache mit diesen Geschwornen, sagte Wilhelm. Marie kann von Glück sagen, daß sie vor zwei Jahren und nicht jetzt daran war. Diese Kerls hätten sich nicht damit begnügt, sie wegen mangelnder Beweise zwei Jahre auf's Zuchthaus zu schicken. Sie würden sie zum Tode verurtheilt haben.

Trotz ihrer anscheinenden Gleichgültigkeit mußte Marie dem Gespräche doch zugehört haben, denn sie flüsterte: Diesmal werden sie mich verurtheilen!

Ah, meine Marie zum Tode verurtheilt! kreischte die Alte. Gott sei Dank, daß es damals die Geschwornen nicht gab! Und jetzt braucht Ihr sie auch nicht zu fürchten. Wir haben Alles so fein überlegt und angeordnet, daß wir wohl gewiß sein dürfen, ohne Strafe davon zu kommen.

Und es trägt Geld ein, murmelte Eduard.

Viel Geld, mein Junge! Denn erstens bringt er hundert Thaler mit, weil ich ihm sagte, daß Marie für das große Geheimniß, welches sie ihm anvertrauen wollte, hundert Thaler haben will; das macht also auf jeden von uns fünfundzwanzig.

Für solch' Lumpengeld thue ich es nicht, schrie Wil-

helm, mit der Hand auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten.

Still, still, mein Junge, schmeichelte die Alte, das ist ja nur der Anfang! Die Sache ist, daß dieser Herr sehr wichtige Papiere hat, an welchen einer sehr hohen Herrschaft sehr viel gelegen ist. Wenn er nun hier ist und ich das verabredete Zeichen gebe, so stürzt Ihr vor und packt ihn von hinten. Aber Ihr müßt gut zugreifen, sage ich Euch, denn er ist sehr kräftig, und ich weiß, daß er niemals unbewaffnet ausgeht. Ihr müßt seine Arme zuerst fassen, sonst seid Ihr verloren!

Weiter, weiter! rief Eduard ungeduldig. Macht keine Redensarten! Wir wollen ihn schon fassen.

Dann werft Ihr ihn zur Erde und schnürt ihm die Arme auf den Rücken, und wir schwören ihn zu ermorden, wenn er uns die Briefe nicht gleich herausgiebt, und nicht sagt, wo wir sie finden können. Er wird's sagen, denn wenn er Marie ansieht, wird er wissen, daß die Sache ernsthaft ist. Er wird also sagen, wo die Briefe sind, und dann gehe ich hin und hole sie, während Ihr mit Marien bei ihm Wache haltet.

Aber warum Wache halten? fragte Wilhelm. Wär's nicht besser, ihm das Garaus zu machen, sobald er gesagt hat, wo die Papiere liegen, und dann zusammen hinzugehen und sie zu holen?

Und wenn er uns nun einen falschen Ort angäbe, mein Schätzchen? Nein, er muß leben, bis ich mit den Papieren wiederkomme, und bis Marie gesagt hat, daß es die richtigen sind. Aber wenn wir sie haben, dann, meine Jun-

gens, dann mögt Ihr ihm die Kehle zuschnüren so fest Ihr wollt, und ihn hintragen, wo die Spree am tiefsten ist, und dann gehen wir zusammen zu der vornehmen Dame und bringen ihr die Briefe. O, sie soll sie uns gut bezahlen, das verspreche ich Euch.

Marie war, während die Alte so sprach, aufgestanden und hatte sich langsam der Gruppe genähert.

So soll es nicht sein, sprach sie mit ihrem ruhigen, milden Ton. Ihr mögt mit ihm machen, was Ihr wollt, aber Niemand von Euch darf ihn tödten. Das ist meine Arbeit.

Nein, das leide ich nicht! schrie die Alte. Eben deswegen habe ich diese beiden Freunde hier eingeladen und ihnen unser Geheimniß mitgetheilt. Nein, nein, liebe, schöne Tochter, nein, Du sollst ihn nicht ermorden. Du bist so gut und so mitleidig, Du würdest nachher zu viel leiden, Dir zu viel Vorwürfe machen.

Still, Mutter, still, ich befehle Dir zu schweigen! rief Marie. Du hast gegen meinen Willen diese beiden Männer eingeladen und das ist schon schlimm genug. Willst Du mich jetzt noch böser machen oder willst Du schweigen?

Ich will schweigen, sagte die Alte, nur sieh mich nicht so böse an, mein liebes Kind, gieb mir einmal die Hand und nenne mich Deine liebe Mutter.

Marie stieß die dargestreckte Hand der Alten heftig zurück.

Keine Narrheiten jetzt, sagte sie, die Zeit ist kostbar. Hört mich also! Ihr mögt ihn martern und quälen, so viel Ihr wollt, Ihr mögt ihn zu Boden werfen und ihn

binden wie einen wilden Stier. Das ist gut, denn es wird seinen Stolz demüthigen und ihn wüthend machen. Aber keiner von Euch darf einen Tropfen seines Blutes vergießen oder ihn erwürgen. Er darf nur von meinen Händen getödtet werden.

Und wenn wir Dir nicht gehorchen? fragte Wilhelm, von Mariens gebieterischem Ton beleidigt.

So gehe ich sofort hin und zeige Euch beim Kriminalgericht an, sagte sie ganz gelassen.

Die beiden Männer traten entsetzt einen Schritt zurück, während die Alte mit einem kreischenden Lachen rief: Ihr werdet doch nicht so dumm sein, ihr zu glauben? Sie treibt ja nur Spaß mit Euch!

Es sind viele Jahre her, daß ich keinen Spaß getrieben, sagte Marie, und Du weißt, Mutter, daß ich jetzt auch im Ernst gesprochen. Aber wenn Ihr meinen Willen thut, habt Ihr nichts zu fürchten, und was auch immer kommen möge, ich schwöre Euch hiermit feierlich, daß Niemand Euch verrathen soll. Sie mögen mich foltern und martern, so viel sie wollen, ich werde keinen Namen nennen. Ich allein will seine Mörderin sein und heißen.

Aber wer wird denn Dich verrathen? fragte die Alte. Wer wird es denn sagen, daß er hier ermordet ist? Niemand wird's wissen, Niemand wird's erfahren.

Ueber Mariens Antlitz flog ein mattes Lächeln, welches ihre Mutter schaudern machte.

Wer weiß, ob man's nicht erfährt, sagte Marie. Das Blut hat eine so laute Stimme, es schreit über die ganze Welt hin.

In diesem Augenblicke hörte man draußen eine Stimme rufen: Frau Welmers! Frau Welmers!

Sie standen Alle und lauschten in athemloser Spannung.

Er ist es, sagte die Alte mit einem grinsenden Lächeln. Versteckt Euch!

Schnell und geräuschlos huschten die beiden Männer in den Verschlag, der Frau Welmers sogenanntes Schlafzimmer.

Marie hatte sich wieder auf den Stuhl vor dem Ofen hingesetzt, nur daß sie diesmal nicht in die Kohlen starrte, sondern mit dem Messer spielte, welches sie vom Tische genommen hatte.

Wieder hörte man draußen Frau Welmers rufen.

Oeffne ihm! befahl Marie.

Die Alte stieß die Thür auf und ging hinaus.

Eine tiefe Stille herrschte für einen Moment in diesem wüsten Raum. Jetzt hörte man draußen Schritte, welche sich näherten.

Er geht in sein offenes Grab, sagte Marie feierlich, indem sie das Messer in ihrem Busen verbarg.

Gleich darauf überschritt eine hohe männliche Gestalt die Schwelle.

Der Major von Bernthal! rief die Alte, indem sie die Thür hinter ihm in's Schloß fallen ließ.

X.

Eine Mutter.

Bernthal warf den Mantel ab und reichte ihn der Alten hin, indem er einen verwunderten und staunenden Blick durch den wüsten, elenden Raum warf, welcher die Wohnung seiner frühern Geliebten war. Aber dieses unbehagliche und beklommene Gefühl war schnell überwunden, als er jetzt auf dieses marmorbleiche Mädchen blickte, welches er einst so schön, so reizend gesehen und welches jetzt wie ein steinernes Bild, wie ein Monument seiner Vergangenheit sich vor ihm aufrichtete.

Nicht einen Blick hatte sie ihm zugewandt, nicht ein Wort der Begrüßung hatte sie an ihn gerichtet. Sie saß starr und unbeweglich und schaute mit stierem Blick in die verglimmenden Kohlen.

Als Bernthal sie jetzt anschaute, hatte er zum ersten Male das volle Bewußtsein der Schuld, welche diesem Mädchen gegenüber auf ihm haftete. Er hatte bis jetzt ihrer kaum noch gedacht, sie war für ihn eine Blume gewesen, welche er pflückte, weil er sie an seinem Wege fand,

und welche er zertrat, als sie für ihn keinen Reiz mehr hatte. Tausend Männer hatten vor ihm so gehandelt, und würden es nach ihm thun. Ein reicher Mann hatte ein armes Mädchen verführt, ein vornehmer Herr hatte eine Magd sich für einige kurze Tage zu seinem Liebchen erkauft. Das war eine so gewöhnliche und alltägliche Geschichte, daß Bernthal sie fast vergessen hatte. Aber doch freilich war Etwas gewesen, was dieser Geschichte einen weniger gewöhnlichen Schluß gegeben, und welches, nachdem die Katastrophe längst vorüber, ihn noch oft genöthigt hatte, an sie zu denken.

Sie war eines Verbrechens beschuldigt worden, man hatte sie des Mordes angeklagt. — Hätte sie nur das gewöhnliche Schicksal solcher Mädchen gehabt, so würde er sie niemals wieder gesehen haben, so würde er ihre Einladung, zu ihr zu kommen, abgelehnt, und ihr vielleicht einige Thaler gesandt haben. Aber ihr Schicksal war nicht ein gewöhnliches gewesen, und es war ein stärkeres Band, als eine Verführungsgeschichte, welches ihn an sie fesselte.

Als er jetzt auf sie blickte, und in diesen erstarrten Zügen, auf diesen blassen, von dem schwarzen Haar wie von einem Trauerflor umhüllten Gesicht nach dem jungen, schönen Mädchen suchte, welches er einst geliebt, fühlte er zum ersten Male, daß er hier mehr gethan, als nur eine Rose zertreten, — ward er sich bewußt, daß es eine Seele gewesen, welche er zerbrochen hatte.

Wie haben uns lange nicht gesehen, Marie! sagte

er, indem er sich ihr näherte und ihr die Hand entgegen streckte.

Nein, lange nicht, sagte sie, ohne aufzublicken.

Gieb mir Deine Hand zum Wiedersehen! Laß uns Freunde sein!

Jetzt blickte sie auf, und zwar mit einem so wilden, so zornigen Strahl in ihren Augen, daß Bernthal unwillkürlich schauderte.

Wir Freunde! sagte sie.

Und weshalb nicht? fragte Bernthal, findest Du mich so sehr verändert in den Jahren, welche wir uns nicht sahen?

O, Sie sind immer noch sehr schön und sehr stolz und stattlich anzuschauen, sagte die Alte mit einem grinsenden Lachen, indem sie einen Stuhl aus einem Winkel herbeischleppte und ihn dicht neben Marien hinstellte.

Darf ich mich zu Dir setzen, Marie? fragte Bernthal.

Warum nicht, sagte sie, es haben im Zuchthaus viele Verbrecher neben mir gesessen!

Im Zuchthaus. Armes Kind, es ist wahr, Du warst im Zuchthaus! Arme Marie!

Laß das Jammern und Seufzen, es ist vorbei, ich bin wieder da!

Und sie haben ihr nichts beweisen können, kreischte die Alte, Sie wissen ja, Herr Baron, daß das unmöglich war. O, es war ein guter Einfall von mir, daß ich Ihnen das Kind brachte. Sie haben nur die Blutspuren, aber keine Leiche gesehen. Ja, ja, es war sehr gut, daß ich

die Leiche zu Ihnen brachte! Sie konnten sie unbemerkt bei Seite schaffen!

Und das habe ich gethan, sagte Bernthal. Niemand außer mir kennt sein Grab.

Sein Grab? Sie haben ihm also ein ordentliches Grab gegeben? fragte die Alte.

Bernthal antwortete nicht. Er hatte seine scharfen und durchbohrenden Blicke auf Marie geheftet.

Sie saß wieder unbeweglich da, und schien gar keinen Antheil an dem Gespräch zu nehmen. Aber ihre Lippen zitterten, und Bernthal sah, wie ihre in ihrem Schooß gefaltenen Hände krampfhaft zuckten.

Wenn der kleine Knabe lebte, wäre er jetzt schon zwei Jahre alt, sagte er, die Blicke immer noch auf Marie geheftet, oh, es müßte ein allerliebstes Kind sein. Er hatte so schöne Augen.

Marie stieß einen dumpfen Schrei aus, und preßte ihre Hände konvulsivisch gegen ihre wogende Brust.

Haben Sie denn seine Augen gesehen? fragte die Alte. Sie waren ja geschlossen, und mit Blut verklebt.

Bernthal schwieg einen Augenblick, und als er dann sprach, war seine Stimme feierlich und ernst. Das Kind war noch nicht ganz todt, als Ihr es mir brachtet, sagte er. Ohne Zweifel hatte die Mutterliebe Mariens Arm schwach gemacht, und ihre Kraft gelähmt, daß sie sein Köpfchen nicht ganz hatte zerschmettern können; als ich ihm das Blut von seinem Gesichtchen wusch, schlug der Knabe die Augen auf.

Marie stieß einen Schrei aus, einen so wilden, jubeln-

den Freudenschrei, daß er selbst Bernthal Thränen in die Augen trieb, und er sich abwenden mußte, um seine Rührung zu verbergen.

Und dann weiter? fragte die Alte, während Marie mit gefaltenen Händen und flehenden Blicken, keines Wortes, keiner Frage mächtig, auf Bernthal hinsah.

Und dann weiter, Herr Baron? Das Kind lebte?

Ja, eine Stunde noch, eine ganze Stunde der Qual und des Todeskampfes, dann war's vorüber.

Marie schlug die Hände vor ihr Gesicht und ächzte laut. Die Alte näherte sich ihr, und indem sie leise ihren Arm um Mariens Nacken legte, flüsterte sie ihr Worte des Trostes oder der Rache in's Ohr. —

Bernthal war aufgestanden und ging sinnend auf und ab. Dieser stille, verzweiflungsvolle und verschlossene Kummer des armen Mädchens rührte ihn, und wie er jetzt auf sie hinblickte und daran dachte, daß Er es zunächst gewesen, welcher sie in Unglück und Verderben gestürzt, flüsterte er leise: Sie hat viel gelitten und ich bin ihr einen Ersatz schuldig. Sie soll ihr Kind wieder haben.

Mit raschen, entschlossenen Schritten auf sie zugehend, legte er seine Hand auf ihre Schulter. Bereuest Du Deine That, Marie? Würdest Du Dein Kind, wenn es jetzt zu Dir käme, zum zweiten Male morden?

Sie blickte zu ihm auf und ein Schauer durchrieselte ihre ganze Gestalt. Ihre Augen begegneten sich — sie fühlte wieder den Zauber dieses Blickes, welchem sie einst erlegen war. Aber jetzt machte dieses Gefühl ihr Herz

höher schlagen, nicht in Liebe, sondern in Haß, nicht in Freude, sondern in Zorn.

Sie schüttelte das Haupt und sagte wild: Ihre Augen betrügen mich nicht mehr, es ist Alles vorbei, Sie sind grausam und erbärmlich. Sie sprechen von diesem Kinde, weil Sie denken, ich würde Sie weniger hassen, wenn Sie mir davon erzählen. Und weil Sie sehen, daß ich Sie hasse, und weil Sie sich fürchten, so wollen Sie mir ein Märchen erzählen und mir einbilden, das Kind hätte noch gelebt, und Sie hätten's gepflegt! Alberne Geschichte! Sie wollen mir Mitleid einflößen, weil Sie Furcht haben.

Bernthal lächelte stolz. Und weshalb sollte ich Furcht haben?

Weil Sie wissen, daß Sie jene Thür dort nicht lebendig wieder überschreiten!

Der Ton, mit welchem Marie so sprach, hatte etwas so Ernstes und Feierliches, daß Bernthal unwillkürlich erbebte, und nach der Pistole in seiner Busentasche griff. Dann aber, gleichsam erröthend über sich selber, schob er die Pistole wieder zurück, und sagte geringschätzend: Bah, ich sollte Furcht haben vor zwei Weibern!

Marie sah ihn mit flammenden Blicken an. Sie schüttelte das Haar, welches ihr in einzelnen Streifen über das Gesicht hing, zurück, wie eine Löwin, welcher die Mähne das Auge beschattet, daß sie ihren Feind nicht sehen kann.

Ich bin kein Weib, sagte sie, also habe Furcht vor mir! Du hast aus mir ein Ungeheuer gemacht, ein Scheusal, welches sein eigenes Junges erwürgt. Ein Tiger ist

nicht so blutdürstig, eine Hyäne nicht so grausam, als eine Mutter, welche ihr Kind getödtet hat! Du hast aus mir ein wildes Thier gemacht, vor dem die Menschen scheu bei Seite treten, und das Jeden schändet, der es berührt! Habe Furcht vor mir, denn ich sage Dir, ich bin ein wildes Thier und mich dürstet nach Deinem Blute!

Immer noch dieses leidenschaftliche, exaltirte Wesen, murmelte Bernthal. Sie hat Recht, mit diesen flammenden Augen gleicht sie wahrhaftig mehr einer Tigerin, als einem Weibe.

Du bist allzusehr aufgeregt, sagte er sanft. Die Erinnerung an Dein Kind hat Dich zu tief bewegt, und Du wirst kaum zu einem ruhigen Gespräch fähig sein. Es ist daher besser, ich verlasse Dich heute und komme morgen wieder!

Und Bernthal schritt auf die Thür zu und suchte sie zu öffnen.

Die Alte brach in ein lautes, höhnisches Gelächter aus.

Was bedeutet dies? rief Bernthal wüthend. Weshalb habt Ihr diese Thür verschlossen? Weshalb steckt der Schlüssel nicht im Schloß? Gebt her den Schlüssel!

Hier ist er, Herr! sagte die Alte.

Bernthal streckte ihr die Hand entgegen. Aber jetzt packte die Alte diese Hand und hielt sie wie mit eisernen Banden umschlossen.

Her zu mir! schrie sie, und in demselben Moment stürzten die beiden Männer aus ihrem Versteck hervor und auf Bernthal hin.

Dies Alles war so blitzschnell und überraschend ge-

schehen, daß Bernthal sich völlig überwältigt und machtlos gemacht sah, noch bevor er Zeit gehabt, überhaupt an einen ernsthaften Widerstand zu denken.

So, so, sagte die Alte, das ist recht, haltet ihm die Arme fest, meine Jungens, bindet sie ihm auf den Rücken. Hier ist sein seidenes Taschentuch, damit bindet ihn! Aber hütet Euch es zu zerreißen. Es wäre schade um das Tuch, und wenn es mit ihm zu Ende ist, können wir noch Staat damit machen!

Und während die beiden Männer ihm die Arme auf den Rücken banden, sprang die Alte an ihm empor und zog das Pistol aus seinem Busen.

So, sagte sie, ich habe diese Schlange unschädlich gemacht, ich habe ihr den Stachel ausgerissen! Jetzt wird sie uns nicht mehr stechen können!

Bernthal, wie gesagt, war so schnell und unvorbereitet überwältigt worden, daß an einen Widerstand nicht zu denken gewesen. Seine Arme waren schon gebunden, ehe er Zeit gehabt, sie gebrauchen zu können.

Er sah ein, daß jedes Sträuben und jeder Widerstand nur nutzlos und nur dazu dienen könnte, seine Lage zu verschlimmern. Er ließ daher ruhig es geschehen, daß man ihn auf einen Stuhl niederdrückte, und seine gebundenen Arme an der Lehne desselben befestigte. Er wandte seine Blicke nur fragend und forschend auf Marie hin, um in ihren Zügen das Schicksal, welches ihn erwartete, zu lesen.

Sie stand, mit ineinander geschlagenen Armen, ruhig und unbeweglich vor ihm. Keine Muskel ihres Angesich-

tes zuckte, kein Zug desselben verrieth auch nur die leiseste Regung des Mitleids oder des Erbarmens.

Bernthal ließ sein Haupt auf seine Brust sinken. Sie hat die Wahrheit gesagt, murmelte er, sie will mich ermorden!

Und glaubtest Du wirklich, mein Schätzchen, höhnte die Alte, daß Marie nur aus übergroßer Zärtlichkeit Dich bitten ließ, zu ihr zu kommen?

Ich glaubte, sie wollte mich sprechen, sagte er, damit ich ihr von ihrem Kinde erzähle.

Marie zuckte zusammen, und ein Schauder durchflog ihre Gestalt. Sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden und schrie wild: Sprich nicht mehr davon, oder ich erwürge Dich sogleich!

Und warum nicht? Wenn Du mich tödten willst, nun wohl, warum zögerst Du?

Weil Du erst allerlei Dinge bekennen mußt, mein Schätzchen! grinsete die Alte, während sie mit den beiden Männern damit beschäftigt war, Bernthals Taschen zu durchsuchen und auszuleeren. Weil Du uns erst sagen mußt, wo Du die Briefe verborgen hast, welche diese schöne und prächtige Baronin von Dir haben will!

Lucinde! rief Bernthal.

Marie lächelte. Das schmerzt ihn! sagte sie mit grausamer Freude, und sich an Bernthal wendend, fuhr sie fort: ja, die Baronin Lucinde bereitet Dir diese Ueberraschung hier! Sie ist es, welche uns gekauft hat! Wir haben ihr geschworen, Dich zu tödten, aber erst ihr die Briefe von Dir zu verschaffen! Ah, Du seufzest? Ha,

eitler Thor, Du glaubtest wohl, die schöne Baronin liebte Dich, weil sie so freundlich war, und Dich alle Morgen zu sich kommen ließ? Eitler Narr, Du merktest also nicht, daß sie es that, um Dich in Dein Verderben zu stürzen, daß sie, wie die Delila, Dir schmeichelte, um Dir Dein Geheimniß zu entlocken?

Bernthal stieß einen leisen Schrei aus, und ließ, wie der geblendete Simson, sein Haupt kraftlos auf seine Brust sinken.

Und jetzt schnell, mein schöner, verliebter Knabe, schrie die Alte, wo sind die Briefe! Wo hast Du sie verborgen? Sage es schnell, damit ich sie holen kann!

Bernthal richtete sein Haupt empor.

Diese Briefe, sagte er. Ihr werdet sie nicht haben. Ihr könnt mich tödten, aber diese Briefe bekommt Ihr nicht! Mein Leben aber will ich Euch theuer verkaufen!

Und mit einem gewaltigen Ruck, wie Simson sich von seinen Fesseln befreiend, und das Tuch zerreißend, welches seine Arme gebunden hielt, richtete er sich empor, wie ein kampfgerüsteter Löwe.

Nun, komme, wer ein Leben zu verlieren wünscht! rief er frohlockend, indem er den hölzernen Schemel als Waffe in seiner Hand empor schwang.

Auf ihn, meine Jungens, packt ihn! schrie die Alte.

Mit lautem Wuthgebrüll stürzten die Männer auf ihn zu.

Ein fürchterlicher Kampf begann. Man hörte nichts als das laute Athmen und Ringen der Kämpfenden, von Zeit zu Zeit einen wilden Fluch der beiden Mordgesellen, einen Ausruf verächtlichen Zornes von den Lippen Bernthals.

Plötzlich brach die Alte in ein gellendes Freudengeschrei aus.

Der Sieg war errungen. Bernthal war zu Boden geschleudert, und die beiden Männer knieten laut ächzend und athemlos auf seiner Brust.

Laßt ihn sagen, wo die Briefe zu finden sind und dann tödtet ihn! sagte die Alte.

Die Briefe! Wo sind die Briefe! keuchte Wilhelm.

Bernthal, obwohl überwältigt und seines nahen Todes gewärtig, hatte doch nichts von seiner Entschlossenheit und seinem Stolz verloren.

Seine Augen schossen Blitze und ein höhnisches Lächeln stand auf seinen Lippen.

Ihr werdet die Briefe nicht haben! sagte er.

So stirb! schrieen die beiden Kerle, rasend vor Wuth. Und sie stürzten sich über ihn, und ihre Hände legten sich wie eiserne Klammern um seinen Hals.

Er fühlte, daß seine letzte Stunde gekommen sei. Es flammte und blitzte vor seinen Blicken, es brauste vor seinen Ohren, seine Brust röchelte, — er schloß die Augen.

Aber dieses Röcheln war es, welches Marie aus ihrer Erstarrung zu erwecken schien. Sie sprang zu Bernthal hin, und mit einer wilden Hast schleuderte sie Wilhelms Hand zurück, welche sich um Bernthals Hals gekrallt hatte.

Habe ich Euch nicht verboten, ihn zu tödten? schrie sie wild. Ich will ihn tödten, ich allein! Ueber mich komme sein Blut!

Und sie zog das Messer aus ihrem Busen, und schwang es mit einem wilden Lachen empor.

Bernthal schlug die Augen wieder auf. Die eisernen Klammern, welche ihn fast getödtet hatten, waren nicht mehr an seinem Halse, er erwachte wieder zum Bewußtsein seiner Lage.

Er sah dieses bleiche Weib mit dem blinkenden Messer in ihrer Hand, er sah in ihren flammenden Blicken und dem erstarrenden Medusenlächeln ihrer farblosen Lippen, daß sie seine Mörderin sein wolle.

Mit einer letzten, einer übermenschlichen Anstrengung richtete er sein Haupt ein wenig empor, zwang er seine Lippen, welche fast schon im Todeskampf geschlossen gewesen, zu sprechen.

Marie, sagte er, Du willst mich tödten?

Ja, rief sie laut und freudig, das will ich!

Und sie neigte sich über ihn; er sah das Messer einen blinkenden Kreis in der Luft beschreiben und dann sich hernieder senken auf seine Brust.

Dein Kind lebt, Marie! schrie er mit letzter Kraft. Wenn Du mich tödtest, wirst Du Dein Kind niemals sehen!

Glaube ihm nicht! Er lügt! kreischte die Alte. Macht zu Ende, meine Jungens, blast sein Licht aus! —

Ich schwöre Dir, Dein Kind lebt! rief Bernthal.

Die beiden Männer stürzten sich auf ihn.

Aber plötzlich fühlten sie sich zurückgeschleudert, plötzlich sahen sie Marie sich über den gefesselten, am Boden liegenden Bernthal hinwerfen, um ihn mit ihrem eigenen Leibe zu vertheidigen und zu schützen.

Sie hielt das Pistol, welches man Bernthal zuvor abgenommen hatte, in ihrer Hand, und indem sie es auf

die beiden Männer richtete, rief sie entschlossen: wer von Euch es wagt, ihn wieder anzurühren, den schieße ich wie einen tollen Hund zu Boden, und wenn es meine eigene Mutter wäre!

Die beiden Männer wichen scheu zurück. Sie hatten in Mariens Blicken gelesen, daß sie thun würde, was sie gesagt.

Komm' her, Mutter, befahl Marie, binde den Strick von seinen Füßen, löse das Tuch von seinen Armen, und hilf ihm aufzustehen.

Die Alte fühlte sich von Mariens Entschlossenheit wie von einem Zauber beherrscht. Demüthig wie eine Sklavin kam sie herbei, und that, wie Marie ihr befohlen.

Bernthal richtete sich auf, seine Brust hob sich zu einem schweren Seufzer, er breitete die Arme aus, als wolle er ihre Muskelkraft prüfen, als wolle er sich überzeugen, daß er noch die Kraft habe, das Leben zu umfangen, und an seine Brust zu drücken.

Die Alte stand murrend und scheue Blicke auf ihre Tochter werfend, neben ihm, während die Männer, in die andere Ecke des Raumes zurückgezogen, lebhaft mit einander flüsterten und sprachen.

Marie stand da, bebend, betäubt. Wie aus einem Traume erwachend, legte sie ihre Hand an ihre Stirn, dann richtete sie ihre irrenden schwimmenden Blicke auf Bernthal. Ihr bleiches Gesicht war jetzt von einem matten Schimmer geröthet, der energische und stolze Ausdruck ihres Gesichtes hatte zu einem milden, fast demüthigen Wesen sich umgewandelt, und als sie jetzt sprach, war ihre

Stimme selbst verändert, so weich und sanft, und wie in Thränen zitternd.

Mein Kind lebt? sagte sie. O sei barmherzig. Sag' die Wahrheit! Mein Kind lebt?

So wahr ein Gott über uns ist, es lebt! sagte Bernthal. Noch gestern habe ich den Knaben in meinen Armen gehalten, und seine Lippen haben mich geküßt!

Welch ein wunderbarer, herzzerreißender und doch so freudenvoller Schrei war dies, der jetzt von Mariens Lippen sprang, wie der erste Ton der vom Sonnenstrahl berührten Memnonssäule.

Sie breitete ihre Arme aus, und flog zu diesem Manne hin, welchen sie kurz vorher noch so glühend gehaßt, so tief verwünscht hatte. Sie schloß ihn an ihr Herz, und preßte ihre zitternden Lippen auf diesen Mund, welcher von den Küssen ihres Kindes geheiligt worden.

Mein Kind hat seine Lippen geküßt! jauchzte sie. Mein Sohn lebt! Ich bin keine Mörderin!

Und jetzt, wie von einem himmlischen Blitzstrahl berührt, brachen ihre Kniee zusammen, und am Boden liegend richtete sie ihre ausgebreiteten Arme und ihr vor Wonne strahlendes Angesicht zum Himmel empor, und rief mit einer Stimme, welche jedes Herz erzittern macht: O Gott, ich danke Dir, Du hast Erbarmen gehabt mit einer Sünderin!

Und Ihr, welche die Menschen verdammt, weil sie gesündigt haben, Ihr, welche kein Mitleid habt mit dem Verbrecher, kommt her, und seht in dieses elende, wüste Gemach. Les't es in dem Antlitz dieses Weibes, welches

da auf ihren Knieen liegt, lest es in dem zuckenden Gesichte dieser in Sünden ergrauten Frau, in den feuchten Blicken dieser Söhne des Zuchthauses dort, und endlich in dem stolzen und kühnen Angesicht Bernthals, dessen Augen jetzt von Thränen umdüstert sind; lest es auf allen den Gesichtern dieser Menschen, daß Gott ihnen eine Seele gegeben und sie geschaffen hat nach seinem Bilde! Ein Engel schlummert in jedes Menschen Brust, und selbst der verhärtete Verbrecher fühlt noch zuweilen an seinen feuchten Blicken und seinem zitternden Herzen das Erwachen seines Engels.

Marie richtete sich empor, ihre ganze Seele lag in den Blicken, welche sie auf Bernthal heftete; ihr Herz dürstete, von ihrem Sohne zu hören.

Sage es noch einmal! flehte sie. Mein Kind lebt? Mein Sohn?

Ja, er lebt, und bald vielleicht sollst Du ihn sehen!

Ihn sehen! Meinen Sohn! Wie heißt er, wie? — Plötzlich unterbrach sie sich, und blickte angstvoll und wie beschämt in diesem öden, wüsten Raum umher. — Nein, der Name ihres Kindes sollte nicht entweiht werden, indem er in dieser Höhle des Verbrechens ausgesprochen ward. Nicht hier wollte sie den Namen ihres Sohnes zum ersten Male vernehmen, nicht hier sollte von ihm gesprochen werden!

Sie, welche noch kurz zuvor nicht gebebt hatte vor einem Morde, sie scheute es jetzt, den Namen ihres Kindes zu entweihen.

Du sollst mir von meinem Sohne erzählen! sagte sie.

Aber nicht hier. Ich würde mich hier zu sehr schämen, wenn Du seinen Namen nennst. Nein, nicht hier; ich gehe mit Dir!

Und wir? schrieen die beiden Kerle. Was soll aus uns werden? Wird er nicht hingehen, und uns verrathen? Wird er uns nicht als Raubmörder verklagen?

Ich kenne Euch nicht! sagte Bernthal, und ich würde Euch niemals wieder erkennen. Wenn Ihr aber einst in Noth seid, und einer Zuflucht oder Unterstützung bedürft, dann kommt zu mir. Wenn Ihr einen Mord begangen habt, werde ich Euch verbergen; wenn Ihr des Geldes bedürft, werde ich es Euch geben! Erinnert mich an diese Stunde, und ich werde handeln, als ob ich Euer Bruder wäre!

Und unser Geld? unser Lohn für heute? fragten die Kerle. Wir wollen nicht umsonst gearbeitet haben!

Hier ist Alles, hier! kreischte die Alte, indem sie ihre dürren Arme über die auf dem Tische liegenden Gelder und Papiere ausbreitete.

Laßt uns theilen, theilen! schrieen und brüllten die beiden Männer, indem sie zu dem Tische hinstürzten.

Komm, sagte Marie mit einem köstlichen Lächeln. Sie zählen ihr Geld! Komm und sprich mir von meinem Sohn!

Sie lehnte sich an Bernthals Arm und verließ mit ihm diese Höhle des Mordes und Verbrechens.

XI.

Mutter und Sohn.

Die Glücklichen leben wie auf einer Insel! Ein weites Meer trennt sie von der übrigen Welt, und wehe ihnen, wenn sie es versuchen, eine Brücke aufzubauen über diesem Meer, und in Gemeinschaft zu leben mit den Menschen, den Söhnen des Kummers und der Sorgen, des Eigennutzes und der Schuld. — Das Glück blüht nur in der Einsamkeit und der Stille, und gleich der Sensitive schließt es seine Blätter und welkt dahin vor der rauhen Berührung der Welt.

Vielleicht waren es diese Gedanken gewesen, welche Bernthal bestimmt hatten, Anna, dieses junge Mädchen mit den blauen Augen und dem unschuldvollen Kinderlächeln, in Einsamkeit und Stille zu beschützen vor dem Unglück. Vielleicht fand er ihre Wange zu zart, um sie berühren zu lassen von dem Athem der Menschen, ihr Herz zu weich, um deren rauhe Hand darüber hinfahren zu lassen! Vielleicht war es deshalb gewesen, daß er ihr streng geboten, die Menschen zu vermeiden und allein zu

bleiben in der Einsamkeit und dem Unschuldsfrieden ihres Zimmers. —

Er hatte es wohl vermeiden können, daß Anna die Welt nicht aufsuchte, aber er hatte es doch nicht verhindern können, daß die Welt sich zu ihr herandrängte, um mit Schmerzen und Thränen, mit bitteren Erfahrungen und herber Qual dieses unschuldige Kind zu taufen, daß es ein Weib werde, ein leidender, liebender, ringender und irrender Mensch wie wir Alle!

Anna hatte ihre Wohnung nicht verlassen; getreu dem Gebote ihres Vaters hatte sie den Fuß nicht über die Schwelle dieses Hauses gesetzt.

Sie war in ihrem Zimmer, welches sie so lange ihr Paradies, ihre Welt genannt hatte. Sie nannte es noch so. Aber dies Paradies war nicht mehr einsam. Ihr Lachen hatte nicht mehr blos den leeren Raum zu seinem Echo. Nebst ihrer alten Gesellschaftsdame Madame Wallberg war sie sonst die einzige Bewohnerin dieser Gemächer gewesen, aber jetzt war noch ein Anderer gekommen, ihre Einsamkeit und ihren Frieden mit ihnen zu theilen, oder vielleicht zu verscheuchen. Es war ein junger Mann von kräftigem, edlem Aeußeren, von imponirender Gestalt, und jenem entschlossenen und glücklichen Ausdruck in seinen Zügen, welcher eine kräftige und lebensfrische Seele verräth. Seine Wangen waren ein wenig bleich; dies mochte von Krankheit oder Schmerzen herrühren, denn er trug den Arm in einer Binde, und an der einen Seite seiner Stirn bemerkte man eine kaum verharschte Narbe. Jedenfalls also war er ein Tapferer, der dem Feinde seine

Stirn und seine Brust dargeboten und den man vielleicht besiegt aber nicht zu einem Feigling gemacht hatte. — Indessen auch der tapferste Mann hat Stunden, in welchen seine Seele von banger Furcht heimgesucht wird, und dies nicht, wenn ihn materielle Gefahren bedrohen, sondern wenn er sich einem Schreckniß gegenüber sieht, das er weder durch die Tapferkeit seines Armes, noch durch die Schärfe seiner Waffen überwinden kann, sondern das mit dem Geiste und dem Herzen will bekämpft sein, weil es nur diese bedroht. — Eine solche, rein geistige Gefahr war es vielleicht, welche die Seele dieses jungen Mannes erbeben machte, und seine sonst so heitere und offene Stirn heute mit düstern Schatten bewölkte.

Er hatte den Damen vorgelesen, aber selbst seine Stimme war minder kräftig und frisch gewesen, sondern hatte zuweilen wie vor innerer Hast und Bewegung gezittert. Anna hatte an den schmerzlichen Seufzern ihrer älteren Freundin verstanden, daß sie so gut, wie Anna selber, diese Veränderung bemerkt hatte, welche mit dem jungen Manne vorgegangen war.

Sie legte den Bleistift bei Seite und blickte zu dem jungen Manne hinüber, welcher, obwohl seine Augen auf das Buch geheftet waren, aus welchem er vorlas, dennoch ihr Anblicken zu empfinden schien, denn er zuckte leicht zusammen, und seine bleichen Wangen färbten sich ein wenig. Als er endlich aufschaute, begegneten sich ihre Blicke. Anna lächelte, die Stirn des jungen Mannes bewölkte sich noch mehr.

Ich bitte Sie, sagte Anna mit ihrer klaren Stimme,

ich bitte Sie, lesen Sie nicht mehr. Sie wissen kaum, was Sie lesen, und wir sind Beide heute schlechte Zuhörerinnen, glaube ich! Habe ich nicht Recht, meine liebe, mütterliche Freundin?

Es ist wahr, seufzte die Angeredete, meine Gedanken waren mit andern Dingen beschäftigt!

Mit den Wolken da auf der Stirn Ihres Sohnes! sagte Anna, indem sie voll reizender Anmuth mit dem Finger nach dem jungen Manne hindeutete.

Nicht doch, Fräulein Anna, sagte er verwirrt und befangen, Sie täuschen sich. Meine Stimmung ist unverändert. Ich bin so heiter und glücklich, wie ich es immer war, wenigstens es war, seit ich dieses Haus betreten durfte.

Sie schüttelte ihr liebliches Köpfchen und blickte ihn fast wehmüthig an. Haben Sie denn so wenig Vertrauen zu mir, daß Sie mir nicht die Wahrheit sagen, und mich nicht wollen Theil nehmen lassen an diesem Kummer?

Wenn mich irgend etwas beunruhigt und betrübt, so ist es, — er zögerte, weiter zu sprechen.

Anna war aufgestanden und hatte sich ihm genähert. Sie stand jetzt dicht vor ihm, und blickte ihm fest und lächelnd in die Augen.

So ist es? fragte sie. Was ist es?

So ist es die Furcht, Sie nicht mehr sehen zu dürfen! rief er entschlossen. Ja, Fräulein Anna, das ist es! O, ich wußte, ich fühlte es lange schon, daß dieses himmlische Glück nicht dauern könne, daß diese beseeligende Ruhe bald von irgend einem Blitzstrahl, einem Donnerrollen

müßte unterbrochen werden, daß dieser himmlische Friede nicht dauernd sein könnte.

Und weshalb nicht? fragte sie. Habe ich dieses Glück und diesen Frieden nicht immer genossen? Nun wohl, und doch fürchte ich niemals, daß sich das ändern könnte!

O! Sie haben das nicht zu fürchten, rief er leidenschaftlich. Sie sind nicht mit uns armen Menschenkindern in eine Reihe zu stellen; Sie können niemals aus dem Paradiese vertrieben werden, denn das Paradies liegt in Ihnen, und Alles, was wir Menschen vom Schicksal oder den Stürmen dieser Welt zu fürchten haben, das muß machtlos abgleiten an diesem Engelslächeln und dieser sonnenklaren Stirn!

Anna blickte mit einem köstlichen Erröthen auf ihre Begleiterin. Hören Sie einmal, Mutter, wie er schwärmt, und was für Märchen er da erzählt!

Die Matrone schüttelte seufzend ihr Haupt. Er hat Recht, Anna, sagte sie, Wenigen ist es vergönnt, in so heiterem glücklichem Frieden durch die Welt zu gehen wie Sie, und ich fürchte —

Was fürchten Sie?

Daß er allerdings bald uns verlassen muß!

Uns verlassen! Damit er wieder neuen Gefahren, neuen Kämpfen entgegen gehe, damit die bösen Menschen ihn wieder wie ein edles Wild herumhetzen, damit er wieder verwundet und erschöpft, unter wogenden Kornfeldern und bei den Thieren des Waldes Schutz suchen muß gegen die Menschen? Nein, meine Mutter, das kann Ihr Ernst nicht sein, Sie können Ihren Sohn doch nicht verstoßen wollen.

Ich nicht! Aber Ihr Vater —

Ah, das ist es! da habe ich Sie endlich gefangen! rief Anna lebhaft. Sie fürchten meinen Vater! Sie kennen also meinen Vater nicht? Sie wissen nicht, wie edel seine Seele, wie großmüthig sein Herz ist?

Ich bin ein Geächteter! sagte der junge Mann dumpf.

Um so mehr werden Sie ihm willkommen sein! Oh, er ist so erhaben und so groß, daß das, was Ihnen vielleicht in den Augen der übrigen Menschen schaden könnte, bei ihm nur eine Empfehlung ist, die Sie ihm theuer macht! Ich, welche die Welt nicht kennt, und die Menschen nur aus den Warnungen meines Vaters und meiner Freundin, ich sage Ihnen, daß mein Vater großmüthig ist, wo die Welt erbarmungslos sein würde, daß er erhaben ist, wo die Menschen sich klein und mitleidslos zeigen würden!

Aber er hat mir die strenge Weisung gegeben, Niemand, unter welchem Vorwand es immer sei, diese Zimmer betreten zu lassen, und ich habe ihm mein feierliches Versprechen gegeben, seinen Befehl zu erfüllen!

Dann thatest Du sehr Unrecht, Mutter, mich aufzunehmen! rief der junge Mann erglühend. Es wäre Deine Pflicht gewesen, mich fortzuweisen von dieser Thür!

Die alte Dame sah ihn zärtlich an, und lächelte fast mitleidig. Du weißt nicht, mein Sohn, was Du sprichst, sagte sie. Eine Mutter kann ihr Kind nicht leiden sehen, und müßte sie deshalb auch ein Unrecht oder eine Sünde begehen!

Anna warf sich mit einem Freudenschrei an ihre Brust.

Jetzt haben Sie gesprochen, meine Mutter, wie es recht ist, rief sie, das ehrwürdige Antlitz der Matrone mit Küssen bedeckend.

Hättest Du mir mindestens nur gesagt, was Du Herrn Alexander versprochen hast, murmelte ihr Sohn. Es würde Deiner Aufforderung nicht bedurft haben, ich würde alsdann von selber gegangen sein! Aber als ich bei Deiner Schwester in Köln erfuhr, wo ich Dich finden könnte, war es da nicht natürlich, daß ich zu Dir eilte?

Und war's da nicht natürlich, Sohn, daß ich Dich aufnahm? daß ich es mir vorbehielt, Herrn Alexander um seine Einwilligung zu bitten? Konnte ich es wissen, daß er nicht, wie er sonst täglich zu thun pflegte, zu uns kommen, sondern fast vierzehn Tage von uns fern bleiben würde? Nein, nein, ich weiß, Gott wird es mir verzeihen, daß ich nicht den grausamen Muth hatte, mein Kind von mir zu stoßen!

Weinen Sie nicht, Mutter, weinen Sie nicht! rief Anna, das Haupt der Matrone an ihren Busen drückend. Er ist ein undankbarer, schlechter Sohn, welcher gar nicht verdient, daß wir ihn lieben, und uns um ihn betrüben. Ich habe ihn geliebt, wie eine Schwester, aber jetzt ist das vorbei, und ich bin ernstlich böse auf ihn, weil er meiner sanften lieben Mutter Thränen erpreßt.

O, Anna, Sie sind grausam! murmelte er. Sie wissen nicht, was ich leide, wie tief ich mich beschämt und gedemüthigt fühle von meinem Unglück, von diesem Mißgeschick, welches mich krank, unfähig zur Arbeit, und zu einer Last für diejenigen gemacht hat, welche ich liebe!

O, mein Gott, es ist sehr hart, von Wohlthaten leben zu müssen, und erröthend und schamvoll über sich selber um Schutz für ein müdes Haupt, um Brod für den hungernden Leib betteln zu müssen!

Und der junge Mann verbarg sein Antlitz in seiner Hand, damit Anna die Thränen nicht sehen sollte, welche der Stolz und die Scham seinen Augen erpreßten.

Seine Mutter, überwältigt von ihrem Schmerz und ihrer Bewegung, stand auf, und verließ laut schluchzend das Gemach.

Anna blieb allein mit dem jungen Mann. Aber dieses Alleinsein machte sie weder befangen, noch ängstlich. Unschuldigen und reinen Herzens, wie sie war, und unbekannt mit den Formen und Sitten der Gesellschaft, sah sie in diesem Alleinsein weder eine Ungehörigkeit, noch eine Gefahr.

Sie legte leise ihre Hand auf ihres jungen Freundes Schulter. Er zuckte zusammen vor ihrer Berührung und blickte mit von Thränen umdüsterten Augen zu ihr empor.

Sie beklagen sich, weil Sie Ihren Freunden gestattet haben, Ihnen ihre Freundschaft beweisen zu können, sagte sie leise. Das ist sehr hart und ungroßmüthig von Ihnen!

Ich ungroßmüthig, ich hart gegen Sie! Mein Gott, Sie ahnen also nicht, was ich empfinde, Sie haben keinen Begriff von diesen Stürmen, welche mich verzehren!

Sagen Sie es mir! Lassen Sie mich Theil nehmen an Ihren Schmerzen!

Und sie lehnte sich mit der Unschuld und der Unbefangenheit eines Engels an seine Schulter.

Mein Gott, mein Gott, murmelte der junge Mann, gieb mir Kraft dies zu ertragen!

Was zu ertragen? Fühlen Sie sich gelangweilt von der Einsamkeit und Stille unseres Lebens? Ja, das wird es sein! Sie, welcher gewohnt ist, mit der Welt und den Menschen zu verkehren, und Theil zu nehmen an ihren Schmerzen und ihren Freuden, Sie fühlen sich beängstigt und bedrückt von unserm abgeschlossenen Dasein, und das, was wir Friede nennen, scheint Ihnen nur eine Oede!

Er faßte lebhaft ihre Hand. Glauben Sie, daß es so ist? O, Anna, Sie, welche über die Welt dahin schweben mit dem Lächeln und der Unschuld eines Engels, Sie wissen nicht, daß wir armen Kinder dieser Welt zu Ihnen aufblicken, wie zu einer Heiligen, einer Gottdurchleuchteten, deren Nähe uns über uns selber erhebt, und deren Anschauen unsere eigenen Gedanken heiligt! Sie ahnen nicht —

Das heftige und wiederholte Anschlagen der Hausklingel unterbrach ihn hier, und weckte Anna aus diesem süßen und ahnungsvollen Erstaunen, mit welchem sie des Jünglings leidenschaftlichen Worten, die ihr wie eine ganz neue nie vernommene Sprache erklangen, zugehört hatte.

Mein Vater kommt! sagte sie aufathmend, und selber nicht wissend, ob diese Unterbrechung sie erfreute oder betrübte.

Ihr Vater! rief der junge Mann erblassend. So wird denn jetzt die Entscheidung nahen.

Anna war zur Thür geeilt und hatte lauschend ihr Ohr an dieselbe gelegt.

Ja, es ist mein Vater! Ich höre ihn mit Ihrer Mutter sprechen. Jetzt kommt er die Treppe herauf. O, mein Vater!

Und das junge Mädchen, jetzt keines andern Gedankens fähig, und nur der Freude des Wiedersehens sich bewußt, stieß die Thür auf und eilte ihrem Vater entgegen. —

Seit vierzehn Tagen hatte Anna ihren Vater nicht gesehen.

Es war daher sehr natürlich, daß sie, als sie jetzt an seinem Arm wieder das Zimmer betrat, es nicht gewahrte, daß der Sohn ihrer Pflegemutter es verlassen hatte.

In diesen ersten Momenten dachte und fühlte sie nichts, als daß sie nach so langem Entbehren endlich ihren Vater wieder habe. Sie hing an seinen Blicken, sie trank mit durstigem Ohr jedes seiner Worte.

Und wie viel Zärtlichkeit, wie viel Glück lag nicht in seinen Augen, die wie in einer Art seliger Trunkenheit auf dieses junge Mädchen, seine Tochter, gebannt waren. Er fand sie schöner, reizender, ihr Lächeln schien ihm an Zauber, ihr ganzes holdes Antlitz an Ausdruck gewonnen zu haben. Wie sie ihm jetzt gegenüber stand, und er sie prüfend betrachtete, und mit zärtlicher Sorge nach ihrem Wohlergehen während seiner Abwesenheit fragte, schlug sie die Augen nieder und erröthete bei ihrer Antwort.

Dies Erröthen machte ihn stutzig. Er las auf ihrem Angesichte, daß ihre Seele nicht so offen und unverhüllt vor ihm daliege, als er es sonst gewohnt gewesen.

Seine Stirn verfinsterte sich, und als sie jetzt scheu und befangen den Blick zu ihm erhob, schien selbst der

Ausdruck ihres Auges ihm ein anderer, fremder! Er faßte ihre Hand, und zog das junge Mädchen fast ängstlich an seine Brust.

Anna, Du liebst mich doch, Du hast Deinen Vater nicht vergessen?

Ich Dich vergessen! O, es ist nicht eine Stunde vergangen, in welcher wir Deiner nicht gedacht hätten, in der ich nicht die schöne und lohnende Aufgabe gehabt hätte, den ängstlichen Befürchtungen und ungerechten Muthmaßungen gegenüber von Deinem Edelmuth und Deiner Größe zu sprechen, und Dich zu preisen als den edelsten, den gütigsten aller Väter, den hülfreichsten und erbarmungsvollsten aller Menschen.

Und bei wem bedurfte es solcher Anpreisungen? Zweifelte Madame Walberg an mir?

Anna antwortete nicht. Sie blickte im Zimmer umher. Sie bemerkte erst jetzt, daß außer ihr und Bernthal Niemand mehr da war.

Er ist fortgegangen, flüsterte sie.

Er? Wer? rief ihr Vater mit einer Stimme, deren zorniger Klang Anna erbeben machte. Wer hat es gewagt, hier einzudringen? Von wem sprichst Du?

Von dem Sohn meiner Pflegemutter!

Bernthal stieß einen dumpfen Schrei aus, und stürzte, dem ersten Impuls seines Zornes nachgebend, nach der Thür, um diese Frau zu rufen, welche es gewagt hatte, seinem strengen Befehl zuwider zu handeln.

Anna errieth seine Absicht. Sie eilte ihm nach und hielt seine Hand zurück, welche eben die Thür öffnen wollte.

Nein, Vater, rufe Niemand, laß Niemand zwischen uns treten! sagte sie zärtlich. Deine Tochter allein soll das Recht haben, Deine edle Stirn so verfinstert und Dein Gesicht so düster zu sehen! Zudem, mein Vater, — es ist für mich ein Ehrenpunkt, daß sie Beide nicht ahnen, daß Du in der That unzufrieden gewesen. Ich hatte mein Wort darauf verpfändet, daß Du gerade das Gegentheil von dem thun würdest, was meine gute alte Walberg glaubte!

Und was glaubte sie?

Anna drückte ihren Vater auf den Divan nieder, und setzte sich, einen Arm um seinen Nacken schlingend, auf seinen Schooß.

Sie glaubte, Du würdest ihr zürnen, weil sie ihren Sohn bei sich aufgenommen, weil sie einem Verfolgten, Verwundeten, einem Geächteten, Obdachlosen, eine Zuflucht gewährte. Sie glaubte, Du würdest von einer Mutter verlangt haben, daß sie den grausamen Muth habe, ihren Sohn zu verstoßen, welcher verfolgt von Unglück und Jammer hierher kam, um sich an die Brust derjenigen zu flüchten, welche allein auf Erden das Recht hat, ihn zu beschützen, ohne ihn zu kränken, um ihn zu weinen, ohne ihn zu demüthigen! Er ist stolz, mein Vater, es nagt an seiner Seele, daß er für den Augenblick nicht die Kraft besitzt, sich auf sich selber zu stützen, daß er gezwungen ist, Andere, und wäre es auch selbst eine Mutter, für sich sorgen zu lassen!

Von wem sprichst Du? fragte Bernthal, mühsam eine äußere Fassung erzwingend.

Ich spreche von ihm, sagte sie, dem Verstoßenen, dem Tapfern, der lieber mit dem Tode kämpfen mochte, als eine schmachvolle Gefangenschaft zu ertragen. O, mein Vater, selbst eine Spartanerin würde sich dieses Sohnes nicht zu schämen haben, denn er trägt alle seine Wunden auf der Brust und auf der Stirn. Ja, eine Spartanerin selbst würde stolz sein auf diesen Sohn, der nicht buhlen mag um Fürstengunst und Ehrenstellen, sondern der das Schwert in die Hand nahm, um zu kämpfen gegen Ungerechtigkeit und Bedrückung, und das Volk erretten zu helfen von der Tyrannei der Fürsten!

Bernthal blickte wie betäubt auf Anna's in edlem Feuer glühendes Angesicht; ein neuer Geist sprach aus ihren Worten, ihren Blicken.

Sie war nicht mehr blos ein lächelndes, tändelndes, unschuldiges junges Mädchen, sie war jetzt ein denkendes, empfindendes, glühendes Weib. Ihr Herz war ein öder Fels gewesen, und der Moses war gekommen, um durch sein Zauberwort diesem Felsen eine Quelle des Glückes entströmen zu machen.

Eine dumpfe Wuth bemächtigte sich Bernthals Seele.

Er wehrte Anna fast unsanft zurück, und stand auf, um mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, und wenigstens in leise gemurmelten Worten, in Ausrufungen seiner inneren Qual Luft zu machen.

Alle seine Sorgen, seine Mühen waren also umsonst gewesen.

Er hatte die Welt um seine Tochter betrügen wollen, aber die Welt kam jetzt, um ihren Antheil zu fordern,

und der Vater fühlte, daß er im Begriff sei, dieses Kind zu verlieren, welches er geliebt hatte, als die einzige edle Blüthe seines Daseins, als den einzig hellen Stern auf seinem umnachteten düstern Lebenspfade.

Er blickte auf seine Tochter hin, welche jetzt, in seinen arbeitenden, kämpfenden Zügen seine innere Bewegung lesend, es nicht wagte, ihn zu stören, oder mit zärtlichem Wort ihn in seinem Sinnen zu unterbrechen, und dann murmelte er leise: Ich habe sie verloren! Sie ist nicht mehr mein!

Plötzlich ward die Thür hastig geöffnet, und Madame Walberg trat ein. Ihre Züge waren weder ängstlich noch befangen, sondern zeugten von einer freudigen Zuversicht und Sicherheit, welche Anna in Erstaunen setzte. Sie erwiderte Anna's fragenden Blick mit einem ruhigen Lächeln, und indem sie gerade auf Bernthal zuschritt, reichte sie ihm ein kleines zusammengefaltetes Papier dar.

Herr Alexander, sagte sie, ich bin beauftragt, Ihnen dieses Papier zu überreichen. Der, welcher es mir gegeben, bittet Sie dringend um Ihren Beistand und Schutz.

Bernthal hatte das Papier langsam entfaltet. Plötzlich färbten sich seine Wangen, und ein Ausruf freudigen Erstaunens entfuhr seinen Lippen.

Das Zeichen! Ja, es ist das Zeichen, an welchem wir uns erkennen wollten, und welches uns verpflichten sollte, einander zn dienen, rief er. Wer hat es gebracht? O, was frage ich noch? Es ist ja gleichgültig, wie er heißt. Ich will selber gehen und ihn holen!

Die alte Frau hielt ihn zurück. Nein, sagte sie, ich

werde ihn herführen. Aber Sie müssen mir zuvor sagen, ob Sie ihm beistehen und ihm helfen wollen?

Ich will es nicht blos, sondern es ist meine heilige Pflicht, dies zu thun! Er hat mir ein Zeichen gebracht, welches mich zu seinem Bruder, seinem Freunde in Noth und Tod macht! Eilen Sie, eilen Sie, führen Sie ihn her, und sagen Sie ihm, daß er mir ein lieber und willkommener Gast sein wird. —

Dann, sagte Frau Walberg, indem sie die Thür öffnete, dann tritt herein, mein Sohn, Herr Alexander heißt Dich willkommen!

Omar! rief Bernthal, den Eintretenden erblickend, und ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen eilend. Das Schicksal sei gepriesen, daß es mir vergönnt, doch mindestens Einen meiner Leidensgenossen und Befreier an mein Herz zu drücken!

Und jetzt, mein Vater, nicht wahr, jetzt wirst Du meiner guten Walberg verzeihen, daß sie ihren Sohn bei sich aufnahm? fragte Anna, sich zärtlich an seine Seite schmiegend.

Sie waren also der große Volkstribun, der würdige Spartanersohn, von welchem meine Anna mir mit solchem Entzücken erzählte? Aber wie konnten Sie fürchten, Omar, daß ich Sie nicht von ganzem Herzen willkommen heißen würde? Zweifeln Sie an der Freundschaft, die wir einander in so feierlicher Stunde beschworen, deren Wahrzeichen Sie mir nur darzureichen hatten, um mich sogleich zu jedem Dienst und jeder Hülfe bereit zu finden?

Ich ahnte nicht, daß Herr Alexander und mein Freund

aus den Kasematten dieselbe Person sei, sagte Omar. Erst als ich Sie vorher bei Ihrem Eintreten in dieses Zimmer erblickte, wußte ich, wer Herr Alexander sei.

Still, mein Freund, nennen Sie meinen Namen nicht, flüsterte Bernthal. Dann sagte er laut, indem er sich an Madame Walberg wandte: Von heute an bin ich Ihnen doppelt verpflichtet. Sie sind meiner Anna nicht allein eine zweite Mutter gewesen, sondern Sie haben mir auch das Glück verschafft, dankbar zn sein. Es ist sehr viel, was ich Ihrem Sohne verdanke. Er hat mir geholfen, mich aus drückender Gefangenschaft und drohender Todesnoth zu erretten.

O, Segen über Sie, Omar! rief Anna mit freudestrahlendem Angesicht. Segen über Sie, den Erretter meines Vaters.

Und indem sie mit einem unaussprechlichen Lächeln dem jungen Manne ihre beiden Hände darreichte, sagte sie zu seiner Mutter mit dem Ausdrucke freudigen Triumphes: Nun, meine Mutter, sagte ich es Ihnen nicht, daß mein Vater ihn willkommen heißen und ihn lieben würde?

Bernthal seufzte und wandte sich mit verfinstertem Gesichte ab. Besser als Anna selber verstand er es, in ihrem Herzen zu lesen, und er wußte, daß ihr Schicksal sie gerufen, damit sie ihre Bestimmung erfülle, damit sie lebe, liebe, leide und kämpfe.

XII.

Ein Geständniß.

Prinzessin Louise war allein in ihrem Boudoir, allein, ein seltenes Glück für eine Prinzessin, deren trauriges Loos es ist, immer von der Etiquette, von Hofdamen und Kammerfrauen bewacht zu werden.

Jetzt weinte sie nicht mehr, sie hatte ihre Thränen getrocknet, und ihr Herz überwunden — sie hatte einen Entschluß gefaßt, einen bittern und wehevollen Entschluß, aber immer doch war dies besser, als zu ringen in Qual, und zu vergehen in unbestimmten Schrecknissen.

Liebe Comtesse, sagte sie zu der Eintretenden, Prinz Adrian wird heute, wie jeden Morgen um diese Stunde, kommen.

Aber Ew. Hoheit wissen, daß —

Daß die Frau Fürstin, meine Mutter, befohlen hat, den Prinzen nicht vorzulassen? Ich weiß es, aber ich fordere von Ihnen den Liebesdienst, daß Sie dem Befehl meiner Mutter zuwider handeln, und ihn dennoch zu mir führen.

Ihre Hoheit, die Frau Fürstin, werden sehr erzürnt sein.

Und Sie werden schweigend und unterwürfig ihre Zornesausbrüche hinnehmen, wie ich verurtheilt bin, es täglich zu thun. Sie lieben mich, Ernesta, nicht wahr, Sie lieben mich und werden mir dies kleine Opfer bringen?

O mit Freuden! sagte die Hofdame. Ich bin bereit zu jedem Opfer, vorausgesetzt, daß man mich nicht damit straft, mich von Ihnen zu entfernen, Hoheit!

Und das, wissen Sie wohl, wird meine erlauchte Mutter nicht wagen! Sie fürchtet Sie, weil sie sehr gut weiß, daß ich Ihnen unbedingt vertraue. Sie fürchtet Sie, weil Sie mit uns in Neapel waren, und daher nicht blos meine Geheimnisse kennen, sondern auch die meiner fürstlichen Mutter selber. Nein, Ernesta, seien Sie unbesorgt, man wird uns nicht trennen. Sie können es darauf hin wagen, wollen Sie es?

Ja, Hoheit, ich will es! Die Frau Fürstin hat befohlen, den Prinzen nicht bei Ihnen vorzulassen, aber sie hat es nicht verboten, daß ich ihn in meinem Zimmer empfange, und das werde ich thun. Vielleicht haben Ew. Hoheit die Güte, mich um dieselbe Zeit mit Ihrem Besuche zu beehren!

Die Prinzessin lächelte schwermuthsvoll. Ich muß allein mit ihm sein — allein, wie es ein reuiger Sünder mit seinem Beichtvater ist.

Wie, Sie wollten —

Ihm meine Vergangenheit beichten, das will ich, Ernesta, ich bin es müde, das Schwert immer über mir in

der Luft schweben zu sehen. Mag es hernieder fallen, um mich zu zerschmettern, oder mag es von eines Engels Hand hinweg genommen werden. Ich muß eine Entscheidung haben. Horch, Ernesta, da kommt ein Wagen. Es ist sein Wagen. Ich kenne das Rollen dieser Räder, ich habe es schon so oft belauscht. Geh', Ernesta, empfange den Prinzen.

Ernesta verließ sie mit einem stummen, mitleidsvollen Blick, den die Prinzessin wohl zu deuten verstand.

Sie beklagt mich, flüsterte sie leise, sie ist also gewiß, daß das Schwert mich zerschmettern wird.

Sie senkte ihr Haupt auf ihre Brust und stand in tiefe Gedanken verloren.

Mag es sein, sagte sie dann entschlossen. Wenn seine Liebe nicht stark genug ist, dies zu überwinden, dann habe ich genug gelebt.

Und mit festem Schritt und erhobenen Hauptes durchschritt sie den Salon, um sich in das Zimmer ihrer Hofdame zu begeben.

Der Prinz war schon dort. Er eilte ihr entgegen mit einem Angesichte, aus dessen Zügen ihr seine Liebe und seine Freude, sie zu sehen, entgegen strahlte.

O, sagte er, ich habe also dennoch das Glück, Sie zu sehen, und alle die schlimmen Gerüchte, welche mich heute fast schon zur Verzweiflung getrieben, sind also unwahr?

Welche Gerüchte, Prinz?

Man sagte, König August sei hier, um Ihre Hand zu werben, und Ihre Hoheiten Ihr Bruder und die Frau Fürstin Ihre Mutter hätten die Werbung angenommen.

Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, Prinz!

Die Wahrheit! rief der Prinz, die Wahrheit! —

Und nicht im Stande, seiner stürmischen Erregung sofort Herr zu werden, ging der Prinz mit heftigen Schritten schweigend im Zimmer auf und ab. Die Prinzessin blickte unverwandt zu ihm hin, sie las in seinem schönen offenen Angesicht den tiefen und leidenschaftlichen Kummer seines Herzens, aber dieser Kummer eben versicherte sie seiner Liebe und machte sie glücklich und stolz und zuversichtlich. Sie sah ihn an mit einem Lächeln, welches ihn entzückt haben würde, wenn er es gewahrt hätte, aber er blickte nicht zu ihr hin, er sah nichts, nicht einmal die, welche er liebte; sein Blick war inwärts gekehrt auf die Schmerzen seiner Seele.

Plötzlich fühlte er ihre Hand auf seiner Schulter, und ihr Blick leuchtete in seine Seele hinein, daß er auf einmal aller Schmerzen und alles Zweifels sich entledigt fühlte.

Man hat Ihnen gesagt, daß meine Mutter und mein Bruder die Werbung des Königs angenommen. Was aber hat man Ihnen von mir gesagt?

Von Ihnen, Prinzessin?

O, ich sehe an dieser erstaunten Frage, daß Sie, wie alle Welt, vermeinen, wenn die hohen Häupter der Familie gesprochen, so müsse dieses arme, kleine, unbedeutende Familienglied, genannt Prinzessin, sich schweigend und unterwürfig beugen. Und auch Sie, Adrian, Sie konnten mich so beurtheilen?

Und konnte ich anders? Man spricht von Ihrer Verlobung wie von einer abgemachten Sache, und seit der

König hier ist, sieht man ihn immer an Ihrer Seite. Er folgt Ihnen, wie Ihr Schatten, er ist stets neben Ihnen, und nicht Einmal ist es mir in diesen Tagen gelungen, einen dieser köstlichen und unvergeßlichen Spazierritte mit Ihnen zu theilen, mit denen Sie mich sonst begnadigten.

Wer weiß, ob wir jemals wieder so miteinander sein werden! seufzte die Prinzessin.

Sie wollen mich also verstoßen? Sie wollen mich aus Ihrer Nähe verbannen? Sie wollen eine Königin sein!

Sie verwechseln mich mit meiner Mutter, Adrian! Ich bin nicht ehrgeizig und ich achte mein Glück und meine Liebe höher als eine Königskrone. Ich würde dieses Diadem mit stolzer Freude tragen, wenn es mir die Hand dessen darreichte, welchen ich liebe, aber ich verachte es, wenn es nur der Kaufpreis für ein gebrochenes Herz und eine zerknickte Seele sein soll.

O Louise, rief der Prinz hochathmend, Louise, seien Sie barmherzig, erregen Sie nicht Hoffnungen, wenn Sie nicht auch gewillt sind, sie zu erfüllen. Wie darf ich Ihre Worte deuten? Sie klingen wie Musik vor meinen Ohren, aber was heißen sie?

Sie heißen, Prinz, daß ich mich nicht verkaufen lasse, daß ich meine Jugend, mein Leben und mein Herz nicht wie eine alte Trödlerwaare an diesen kindischen, silberhaarigen, eiskalten Greis hingeben will. Meine Mutter und mein Bruder, sie mögen ihre Einwilligung gegeben haben, und morgen wird der König kommen, mich um die meine zu fragen. Nun wohl, ich gebe meine Einwilligung nicht!

Der Prinz stürzte mit einem Ausruf des Entzückens zu ihren Füßen nieder, und Worte der glühendsten Liebe, der stolzesten Freude, der süßesten Hoffnung, Worte, lange zurückgehalten, lange bekämpft, strömten jetzt in stürmender Eile von seinen Lippen. Sie hörte ihm erröthend, lächelnd und wie von einem süßen Traume umgaukelt, sinnend zu. Aber selbst in diesem Moment war ihre Stirn noch umwölkt und der Ausdruck ihrer Züge schmerzlich beklommen. Sie reichte dem Prinzen die Hand und bat ihn aufzustehen.

Und Sie erwidern mir kein Wort, Louise? Sie sagen mir auch nicht eine Sylbe des Trostes, der Hoffnung?

Erst muß ich überzeugt sein, daß Sie mich wahrhaft lieben.

Sie glauben also nicht an meine Liebe?

Vielleicht glaube ich, aber ich will Beweise haben, sagte sie, indem sie ihn mit einem eigenthümlichen, schmerzvollen und wehmüthigen Ausdruck anblickte, der ihn erschreckte.

Sie setzte sich auf den Divan, und winkte ihm, neben ihr Platz zu nehmen. Dann reichte sie ihm die Hand dar und sah ihm fest in die Augen.

Prinz Adrian, sagte sie, keine Liebe ist ächt, wenn sie nicht die Wahrheit und das Vertrauen in sich schließt. Aber die Wahrheit ist oft ein scharfer Dolch, welcher die Liebe tödtet.

O Sie, Louise, Sie haben solchen Dolch nicht zu fürchten. Sie, so jung, so unschuldig und engelsmild, so erhaben und stolz, was könnten Sie von der Wahrheit zu fürchten haben?

Sie antwortete nicht sogleich, sie hatte das Haupt gesenkt und ihre im Schooß gefaltenen Hände zitterten.

Es muß sein, murmelte sie, und als sie den Blick jetzt erhob, zeigten ihre Züge Entschlossenheit und Muth.

Adrian, sagte sie, hat man Ihnen niemals von meiner Vergangenheit erzählt?

Von Ihrer Vergangenheit, Prinzessin?

Ich meine, hat man Sie nicht zu ergötzen gesucht mit den müßigen, boshaften und romanhaften Anekdoten, mit welchen die Welt sich an den Prinzessinnen für ihre anscheinend so glänzende und erhabene Ausnahmestellung zu rächen vermeint?

Man hat es niemals anders gewagt, als mit Ehrfurcht und Anbetung vor mir Ihren Namen zu nennen.

Dann geschah es, weil man wußte, daß ich Sie zu meinen Freunden zähle. — Nun wohl, Adrian, wenn Niemand Ihnen von meiner Vergangenheit gesprochen hat, so muß ich selbst es thun. Hören Sie mir zu. Es ist eine traurige Geschichte von Täuschungen und Irrungen, von mißleitetem Enthusiasmus und betrogenem Vertrauen, welche ich Ihnen zu erzählen habe; aber auch von bitteren Irrthümern und verzweiflungsvoller Scham.

O mein Gott, mein Gott, murmelte der Prinz, es ist also Alles nur Trug und Schein und selbst ein Engel kann irren und sündigen!

Und er heftete seine Blicke mit einem so schmerzlich betroffenen Ausdrucke auf die Prinzessin, daß sich sofort ihre Augen mit Thränen füllten.

Erinnern Sie Sich noch der Geschichte, welche die

Fürstin Ihnen vor einigen Tagen erzählte, und in welcher wir durch die Baronin Lucinde unterbrochen wurden?

Ich erinnere mich. Es war die Geschichte einer jungen deutschen Prinzessin, welche incognito mit ihrer Mutter in Neapel lebte und sich von einem Lazzaroni entführen ließ. Aber, mein Gott — nein, dies ist nicht möglich, dies kann nicht sein! —

Und der Prinz stand auf und ging heftig bewegt auf und ab. Die Prinzessin sah ihm zu und langsam rannen ein paar Thränen über ihre Wangen hin.

Ich errathe Ihre Gedanken, Adrian, sagte sie dann sanft. Sie dachten, daß diese unerhörte und entsetzliche Geschichte am Ende in irgend einem Zusammenhange stehen möchte mit der Geschichte, welche ich Ihnen erzählen will. — Sie haben Recht, mein Prinz, meine Mutter hat Ihnen meine eigene Geschichte erzählt!

Der Prinz stieß einen dumpfen Schrei aus und schlug seine Hände vor sein Gesicht. Die Prinzessin sank wie zerbrochen in den Divan zurück, vergebens nach Athem ringend.

Eine Pause trat ein; man hörte nur das unterdrückte Aechzen des Prinzen, die lauten Seufzer der Prinzessin.

Plötzlich ließ der Prinz die Hände von seinem Gesicht gleiten; es war erdfahl und geisterhaft anzuschauen. Seine Augen glühten im Zorn und seine Lippen zuckten im verhaltenen Weh.

Prinzessin, sagte er, ich danke Ihnen! Sie haben sich da ein artiges Märchen ersonnen, mit welchem Sie mich vertreiben wollen. Sie wollen den Glanz Ihrer Königs=

krone nicht durch den Schatten meiner Thränen verdunkelt sehen, Sie wollen mir nicht nur die Hoffnung, sondern auch die Liebe rauben. Dazu dieses Märchen!

Sie glauben also nicht an die Erzählung meiner Mutter?

Nein, ich glaube nicht daran, denn ich glaube an Sie, Prinzessin, und ich weiß, daß Sie sich niemals können entwürdigt haben.

Die Prinzessin verhüllte ihr Gesicht und weinte laut. Prinz Adrian sah sie mit ungewissen, irrenden Blicken an.

Wie er sie so zerbrochen und weinend vor sich sah, begann seine stolze Zuversichtlichkeit zu wanken, und ein marternder Zweifel bemächtigte sich seiner Seele. Und wenn sie nun doch die Wahrheit gesprochen? Wenn dieses Weib, welches ich angebetet habe wie eine Heilige, an die ich geglaubt, auf die ich gehofft, wenn sie nun wirklich nichts weiter wäre, als ein grausamer Betrug, eine schmeichlerische Täuschung?

Nein, nein, es ist nicht möglich! rief er laut, und mit einem solchen Ausdrucke der Angst und des Entsetzens, daß die Prinzessin ihre Hände von ihrem Gesicht gleiten ließ und ihn ansah.

Ehe Sie mich verdammen, Prinz, hören Sie mich, sagte sie matt, indem sie wieder auf den Sessel neben sich deutete.

Er folgte ganz mechanisch ihrem Winke und setzte sich zu ihr. Sprechen Sie, sagte er tonlos.

Und jetzt begann sie ihre Erzählung, jetzt enthüllte sie vor ihm die unheilvolle und traurige Geschichte ihrer Ver-

gangenheit. Klagend und melancholisch fielen die Worte von ihren Lippen, und rührend war der demüthige und ergebene Ausdruck ihres ganzen Wesens.

Sie erzählte ihm von ihrer einsamen, verödeten Kindheit, von dem freudlosen Dasein eines Fürstenkindes, das, durch seine Stellung getrennt von den Kindern und den Freunden seines Alters, ein abgeschlossenes, strenges Leben voller Zwang und Entbehrung führt. Sie ließ ihn die Sehnsucht ihres jungen, nach Liebe ringenden und zu ewiger Kälte verurtheilten Herzens sehen, das nicht einmal eine zärtliche Mutterbrust hatte finden können, um sich daran zu erwärmen und aufzurichten. Sie sprach zu ihm von dem tiefen und bewältigenden Eindruck, den der Anblick Neapels auf sie ausgeübt, von dem Zauber dieses plötzlich ganz veränderten, freien, unbehinderten, glücklichen Lebens, das sie mit jener Entzückung, jenem Delirium hingenommen, mit welchem ein Gefangener nach langer Kerkerhaft die Freiheit begrüßt.

Und dann, mit stockender Stimme, mit versagendem Athem sprach sie ihm von diesem Manne, der sich ihr in romantischer Weise genähert, der sich in das niedrige Gewand eines Gondoliers gehüllt hatte, um ihr nahen, um täglich neben ihr sein zu können, wenn sie ihre abendlichen Spazierfahrten im Golf von Neapel gemacht.

Es war für ein junges, argloses Herz, wie das ihre, so bezaubernd gewesen, diesen so stolzen, so feurigen und edlen Mann zu sehen, der sich um ihretwillen zu niederm Dienste herabgelassen hatte. Seine glühenden Worte, seine leidenschaftlichen Betheuerungen, das Romantische

ihres ganzen Verhältnisses zu ihm und endlich die Sorglosigkeit ihrer Mutter, diese so plötzlich über sie gekommene Freiheit, dieses Zerreißen aller Bande der Etikette, welche sie sonst wie mit eisernem Zwange gefesselt gehalten — dieses Alles hatte ihr Herz bestochen, ihre Seele wie mit einem Zauber umgeben.

Sie hatte ihrer Liebe und seinen glänzenden Betheuerungen, seinem leidenschaftlichen Flehen nicht zu widerstehen vermocht; sie war ihm gefolgt und hatte sich von ihm entführen lassen in seine Villa, weil er ihr gesagt hatte, daß dies das einzige Mittel sei, um ihre Mutter zur Einwilligung einer Vermählung mit ihrem Geliebten zu zwingen.

Aber die Fürstin, welche sie schon am Tage nach ihrer Flucht von ihrem Aufenthalt benachrichtigt und um die Einwilligung zu ihrer Ehe angefleht, hatte diese mit strengen und verachtungsvollen Worten verweigert und ihre Tochter gewaltsam ihrem Geliebten und ihrem Glücke entrissen. —

Sie war nun Wochen lang eine Gefangene gewesen im Hause ihrer Mutter, man hatte sie mit grausamem Hohn, mit verachtungsvollen Vorwürfen gemartert, aber immer doch hatte sie einen Trost gehabt, denn sie hatte den Glauben an ihren Geliebten nicht verloren. Er hatte Mittel gefunden, ihr zu schreiben und ihre Briefe zu empfangen, und dieses Schreiben an ihn war das einzige, traurig-süße Glück ihres verödeten Daseins gewesen.

Als die Prinzessin so weit gelangt war in ihrer Er-

zählung, stockte sie, und heftete ihre Blicke mit einem schüchternen, angstvollen Ausdruck auf den Prinzen.

Er saß unbeweglich, ganz erstarrt, ganz betäubt da. Zuweilen drang ein mattes Aechzen aus seiner Brust hervor und seine Hände ballten sich krampfhaft in einander. Dieser dumpfe, stumme Schmerz hatte etwas Unheimliches, Entsetzliches. In seinen kalten, unbeweglichen Zügen las sie sein Urtheil — er verachtete sie.

Aber sie hatte jetzt den Muth der Verzweiflung, sie fürchtete jetzt nichts mehr, sie hatte nichts mehr zu verlieren, diese Beichte mußte vollendet, ihr Urtheil mußte gesprochen werden.

Sie fuhr fort in ihrer Erzählung. Mit stockender Stimme, mit versagendem Athem sprach sie weiter. Sie erzählte ihm, wie es ihr gelungen, den Kammerdiener, welcher sie in ihrer Gefangenschaft bediente, zu bestechen, wie sie mit seiner Hülfe abermals entflohen, und zu ihrem Geliebten zurückgekehrt sei, wie sie zu seinen Füßen sich niedergesetzt und gesagt habe: Alexander, ich bin Dein! Ich will hinfort nichts sein, als Dein Weib! Hole einen Priester, damit er uns segne, und unser Geschick auf ewig aneinander binde. Aber er hatte sie mit höhnischem Lachen von sich gestoßen, und es verweigert, sie zu seiner Gemahlin zu machen, indem er ihr mit kaltem Spott, mit schonungsloser Härte erklärt, daß er sie nicht liebe, daß er sie niemals geliebt habe, daß sie nichts weiter gewesen, als das Werkzeug, mit welchem er Rache geübt an ihrer Familie, welche ihn einst verstoßen und geschändet habe. Nichts weiter als das jammervolle Mittel, um ihre Mutter,

um ihren Bruder, um sie selbst in ewiger Abhängigkeit und Furcht vor ihm zu erhalten, indem er sie mit öffentlicher Schande und Entehrung und mit der Veröffentlichung ihrer Briefe bedrohte. Mit grausamer Berechnung, mit diabolischer Geschicklichkeit hatte er ihr Herz und ihre Seele umgarnt, nur um sie zu vernichten, nur um sie unter seine Füße zu treten.

Sie erzählte nichts von ihren Leiden, von ihrer Qual, nichts von ihrer grenzenlosen Demüthigung und ihrer vernichtenden Kränkung. Sie klagte Niemand an, sie vertheidigte sich nicht, und suchte weder ihr Vergehen, noch ihre Schmach zu bemänteln.

Bleich und stockend berichtete sie dann, wie sie von Bernthal selbst ihrer Mutter wieder zugeführt worden, wie Bernthal der Fürstin Alles wiederholt, was er Louisen schon gesagt, wie er geschworen ihre Briefe zu veröffentlichen, wenn sie in der Zukunft ihn reizen oder verfolgen wolle. Dann war er gegangen, mit kaltem Spott, mit lautem Lachen, und sie war zusammengesunken vor unaussprechlicher Qual. Ein Nervenfieber hatte sie Monate lang ihres Bewußtseins beraubt, und als sie von demselben genaß, war sie zugleich die Sclavin ihrer Mutter und jenes Mannes gewesen, der sie so furchtbar verrathen. Beide hatten sie ihr immer gedroht mit der Veröffentlichung ihrer Vergangenheit, welche wie ein drohendes Gespenst immer neben ihr gestanden, sie gemartert habe bis zu dieser Stunde.

Prinz Adrian saß noch immer wie erstarrt da. Keine Muskel seines Gesichtes bewegte sich, seine Züge waren

wie gelähmt, nur sein Blick war mit einem so flammenden, zornigen Ausdruck auf sie geheftet, daß sie fast angstvoll zusammenschauerte.

Ich bin zu Ende, sagte sie matt. Ich habe Ihnen mein ganzes Elend, meinen endlosen Jammer geschildert, aber ich habe Ihnen nichts gesagt von meiner Reue, von meiner Zerknirschung, nichts davon, wie sich meine zertretene Seele langsam aus ihrer Erniedrigung wieder aufrichtete, wie ich endlich dahin gelangte, in meiner Schmach eine gerechte Strafe zu erkennen für mein Vergehen und mich schweigend zu unterwerfen. Ich habe Ihnen gesagt, wie ich gesündigt, aber nicht, wie ich gebüßt habe. Und jetzt, Adrian, sprechen Sie, brechen Sie endlich dieses fürchterliche Schweigen, verdammen Sie mich, fluchen Sie mir, nur sprechen Sie, lassen Sie mich ein Wort, ein einziges Wort, und sei es selbst ein vernichtendes, von Ihnen vernehmen. Nur nicht, o ich beschwöre Sie, nur nicht diese schweigende, tödtliche Verachtung. —

Sie lauschte auf seinen Athem, auf die leiseste Bewegung seiner Lippen. Aber sie blieben stumm, er hatte für sie kein Wort, nicht einmal einen Vorwurf.

Dieses fürchterliche Schweigen brachte sie zur Verzweiflung, zerschmetterte sie und machte sie endlich rasend vor Qual und Entsetzen. Sie stürzte vor ihm nieder auf ihre Knie, sie rang ihre Hände und flehte ihn an, nicht mehr um seine Vergebung, aber um seinen Fluch.

Dann sank sie ganz ermattet, vernichtet zusammen, und bedeckte sich das Gesicht mit ihren Händen.

Ein leichtes Geräusch weckte sie aus ihrer Betäubung,

sie blickte empor, sie sah ihn, immer noch mit diesem kalten, unbeweglichen Gesicht das Zimmer durchschreiten und die Thür öffnen.

Adrian! kreischte sie, von ihren Knien aufspringend. — Aber die Thür hatte sich schon hinter ihm geschlossen — sie war allein, er hatte sie verlassen, er hatte sie verurtheilt.

Plötzlich vernahm sie aus dem Vorzimmer einen dumpfen Fall, dann Ausrufe des Entsetzens, dann verworrenes Durcheinander mehrerer Stimmen.

Sie war wie gelähmt, wie an den Boden gefesselt. Jetzt stürzte die vertraute Hofdame mit bleichem, erschrockenem Gesichte herein.

Was giebt's, Ernesta? fragte die Prinzessin, anscheinend ganz ruhig, ganz gelassen.

Prinz Adrian ist ohnmächtig im Vorsaal niedergefallen, nachdem er Eure Hoheit verlassen hatte. Man hat ihn besinnungslos in seinen Wagen getragen.

Ueber ihr Antlitz flog es wie Sonnenglanz, und indem sie die Arme gen Himmel erhob, rief sie: O mein Gott, ich danke Dir! Er liebt mich also, denn er leidet um mich, und bevor ich sterbe, wird er mir verzeihen!

Und nun entstürzten Ströme von Thränen ihren Augen und sie warf sich laut schluchzend in die Arme ihrer Freundin.

XIII.

Eine Mutter.

Spät am Abend erst war Marie an jenem Tage, wo sie mit Bernthal ihre Wohnung verließ, dahin zurückgekehrt. Ihre Mutter hatte sie in banger Sorge erwartet, und war ihr mit lautem Freudengeheul entgegen geeilt. Zum ersten Male hatte Marie sie nicht zurückgestoßen, sondern ihr mit einem freundlichen Lächeln die Hand gereicht. Zum ersten Male hatte sie der Alten gestattet, sie zu küssen und an ihr Herz zu drücken. Dann aber hatte sie sich schweigend und verschlossen, wie immer, auf den Stuhl vor dem Ofen hingesetzt und in die Kohlen gestarrt. Vergebens hatte die Alte versucht, durch ihr Geschwätz Marie aus ihrem Sinnen aufzuschrecken; ihre Tochter schien ihre Worte, ihre Fragen und Ausrufungen gar nicht zu hören; als aber die Alte endlich mit schüchterner Stimme nach ihrem Sohne fragte, fuhr Marie empor und sah sie mit dem gewohnten trotzigen und gebieterischen Blicke an.

Sprich nicht von ihm! sagte sie rauh. Er hat nichts zu schaffen mit Dir, und Gott möge ihm gnädig sein, damit er niemals erfahre, wer seine Mutter und seiner Mutter Mutter ist!

Dann war sie aufgestanden und hatte sich auf ihr dürftiges Nachtlager gelegt, um zu schlafen oder von ihrem Sohne zu träumen, denn spät in der Nacht hörte die Alte sie flüstern: gute Nacht, mein Kind! —

Am andern Tage zeigte sie wieder ihre gewohnte tonlose Ruhe, saß sie wieder träumend, wie sie es liebte, vor dem kleinen, eisernen Ofen und starrte in die Gluthen.

Ihre Mutter hatte sie lange beobachtet in ihrem unweglichen Hinstarren, welches für sie etwas Beängstigendes und Peinigendes hatte.

Heute wirst Du wohl nicht wieder auf die Lauer gehen? fragte sie endlich mit einem widerlichen Grinsen.

Nein, Mutter.

Du hast die Sache aufgegeben, nicht wahr?

Ja, Mutter.

Du willst Dich also nicht mehr an ihm rächen? Du hast ihm all' den Jammer und die Noth vergeben, welche er über Dich und über mich gebracht hat? Du hast es ihm vergeben, daß er Dich in's Zuchthaus und mich in Verzweiflung und Elend gebracht hat, weil ich mein Kind, mein liebes, schönes Kind nicht mehr sehen konnte? Das Alles willst Du vergessen, und keine Rache mehr üben? Du warst eine Tigerin, und willst ein Lamm werden, Du — ach Gott, ach Gott, wie sie mich wieder ansieht! Was hebst Du die Faust auf, und drohst mir, Marie?

Ja, ja, Du bist noch eine Tigerin, aber nur gegen Deine arme, unglückliche Mutter!

Komm hieher, Mutter, sagte Marie gebieterisch. Stelle Dich dicht vor mich hin, und höre, was ich Dir sagen will! Es ist Alles vorbei, Mutter, Alles anders geworden! Ich habe ihm nichts mehr zu vergeben, sondern ihm zu danken, und ich werde daher suchen, diesen Haß zu überwinden, und mit andern Gedanken, als mit Flüchen und Verwünschungen an ihn zu denken. Du wirst das auch thun, Mutter, ich befehle es Dir! Wenn er kommt, uns einen Auftrag zu geben, so werden wir ihn vollführen, wenn er befiehlt, so werden wir gehorchen. Nicht aus Liebe und Freude, Gott weiß es, aber wir werden gehorchen, wie der Tiger seinem Wärter, von dem er so lange geschlagen ist, bis er demüthig und still geworden, und ihn zu seinem Herrn angenommen hat. Er hat mein Kind gerettet, und er ist der Vater meines Kindes!

Die Alte brach in ein höhnisches Gelächter aus. Du glaubst also an diese Geschichte, welche er erfunden hat, um sich vom Tode zu retten?

Ich glaube an sie, weil ich gesehen habe, daß sie wahr ist!

Was hast Du gesehen?

Alle Papiere und Zeugnisse, daß er lebt, daß er damals genesen und vom Tode gerettet ist!

Papiere lassen sich verfälschen, Zeugnisse lassen sich nachmachen!

Aber ich habe hier in meinem Herzen ein Zeugniß, welches sich nicht nachmachen läßt, sagte Marie mit dem

unbewußten Pathos einer heiligen Ueberzeugung. Ich fühle, daß mein Kind lebt, ich weiß es! Gott hat nicht gewollt, daß ich eine Mörderin werde.

Gott! kreischte die Alte, Gott kümmert sich nicht um arme Leute. Wenn der Teufel uns nicht hilft, oder unsere eigene Klugheit, sind wir verloren. Und was soll jetzt aus uns werden, Marie? Wenn wir die Briefe vom Baron Bernthal bekommen hätten, so würden wir jetzt reich sein und glücklich, denn die vornehme Dame würde uns viel Geld gegeben und wir würden niemals mehr nöthig gehabt haben, zu hungern und zu dursten. Ach wir würden uns eine kleine Wohnung gemiethet und ganz ruhig und still von unserm Gelde gelebt haben. Aber was soll jetzt aus uns werden?

Und indem die Alte näher herantrat zu ihrer Tochter, welche jetzt wieder mit kaltem, theilnahmlosem Gesicht da saß, fuhr sie schmeichelnd fort: aber ich weiß, meine liebe schöne Marie wird jetzt vernünftig sein, sie wird ihre alte arme Mutter nicht in Elend und Noth umkommen lassen, sie wird selber nicht mehr in Lumpen gehen, wenn sie doch seidene Kleider tragen und sich putzen und schmücken, und aller Welt zeigen kann, wie schön sie ist. Ja, meine Marie wird vernünftig sein und nicht mehr wie damals, all' die schönen Kleider und das prächtige Geld zurückweisen, was ihr der reiche Baron Bernthal anbot.

Marie preßte ihre Hand so fest um den Arm ihrer Mutter, daß diese laut aufschrie.

Höre Mutter, sagte sie mit knirschenden Zähnen und aufflammenden Augen, nimm Dich in Acht, oder Du

machst uns doch noch Beide unglücklich, und ich vergesse, daß es meine Mutter ist, welche solche niederträchtige und schamlose Worte gesprochen.

Laß meinen Arm los, Marie! Du willst mich doch nicht morden?

Nimm Dich in Acht, Mutter, und sage niemals wieder, daß ich von ihm etwas annehmen sollte. Ich werd's niemals thun. Und wenn ich in drei Tagen nichts gegessen hätte, und er käme, mir ein Stück Brod anzubieten, ich würd's nicht nehmen; und wenn meine Hand sich wider meinen Willen darnach ausstreckte, so würde ich sie mit meinen Zähnen festhalten, und wenn sich meine Augen darauf richteten, so würde ich sie mir blutig schlagen, damit ich es nicht sehen könnte. Ich würde mit einem Hunde kämpfen um das Stück Brod, das er in seinem Maule trägt, aber ich würde lieber sterben vor Qual, als von Bernthal die kleinste Hülfe annehmen! Das merke Dir, Mutter, und ich rathe Dir, vergiß es niemals wieder!

Die Alte erwiderte nichts, und als Marie, verwundert über dieses Schweigen, sich umwandte, begegnete ihr Blick den dunkeln glühenden Augen Bernthals, welcher unbemerkt von ihr eingetreten war, und ihrer Mutter ein Zeichen gebend, sich ruhig zu verhalten, ihre letzte Rede mitangehört hatte.

Du hast Recht, Marie, sagte er, und ich ehre Deinen Stolz. Ich habe Vieles an Dir verschuldet, und ich begreife sehr wohl, daß Du mich hassest!

Nein, nein, sagte die Alte in ihrer schmeichlerischen, kriechenden Weise. Sie haßt Euer Gnaden nicht. Sie

hat mir eben erst befohlen, allen Haß und allen Zorn gegen Euer Gnaden zu vergessen. Sie sagt, es ist Alles anders geworden, und sie will Ihnen nicht mehr fluchen!

Er schritt zu ihr hin, und reichte ihr die Hand dar. Sie zögerte und schauerte leise in sich zusammen. Bernthal bemerkte es lächelnd und nickte ihr zu. Fürchte Dich nicht, diese Hand zu berühren, Marie, sie hat eben erst die Wange Deines Kindes gestreichelt.

Und jetzt ergriff Marie diese Hand und drückte sie mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit an ihre Lippen.

Du willst keine Hülfe von mir annehmen, fuhr Bernthal fort, Du würdest lieber Hungers sterben, als von mir Dir ein Stück Brod reichen lassen! Und doch bin ich gekommen, Dir einen Liebesdienst zu erzeigen, und ich glaube, Du wirst ihn nicht ausschlagen. Schüttle nicht so wild das Haupt, Marie, ich will Dich nicht demüthigen und Dich nicht zwingen, etwas von mir anzunehmen, ohne mir dafür etwas zu geben. Du sollst mir auch einen Dienst erzeigen!

Was für einen? Sprechen Sie!

Du sagtest gestern, die Baronin Lucinde habe Dich veranlaßt und gedungen, mich zu ermorden. Sie habe Dir eine große Geldsumme gegeben, wenn Du mich tödten und mir vorher gewisse Briefe, die in meinem Besitze sind, entreißen könntest. Ist dies wahr, Marie? Kannst Du mir Beweise dafür geben?

Und was wollen Sie mir für einen Dienst leisten, wenn ich diese Fragen redlich beantworte?

Ich werde Dir Deinen Sohn zeigen!

Marie erwiderte nichts, aber eine dunkle Röthe übergoß für einen Moment ihr blasses Gesicht, und ihre Hände zitterten.

Ich werde die Wahrheit sagen, die reine lautere Wahrheit, sagte sie endlich mit bebender Stimme. Die Baronin von Winter hat nicht gewollt, daß ich Sie ermordete, und als ich zu ihr kam, und ihr sagte, daß ich's thun wollte, da hat sie mich erst mit Bitten, dann mit Drohungen davon zurückzuhalten gesucht, und als das Alles nichts half, und ich doch gehen wollte, da hat sie sich vor die Thür geworfen und geschworen, daß ich Sie nicht ermorden sollte, ich müßte denn sie selber erst getödtet haben. O, sie war sehr schön, als sie so stolz und groß, und doch so bitterlich weinend an der Thür stand, und obwohl ich sie hart behandeln und mit Gewalt von der Thür fortbringen mußte, hat sie mich doch gedauert!

Aber sie hatte mit Dir einen Plan entworfen, mir die Briefe zu entwenden?

Ja, das hatte sie, und sie hatte mir versprochen, zu machen, daß Sie sie liebten, und dann sich mit stolzem Hohn von Ihnen abzuwenden. So war's verabredet, aber das ist schon lange her, und damals kannte die Baronin Sie noch nicht. Jetzt ist das Alles anders gekommen. Ich habe die Baronin seitdem oft am Fenster stehen sehen, um Ihnen nachzusehen und vielleicht einen Gruß von Ihnen zu erhalten. Sie stand am Fenster so lange sie Sie nur sehen konnte, — aber Sie schauten nicht nach ihr um.

Ueber Bernthals Antlitz flog ein Ausdruck stolzen

Triumphes. Er ging mit hastigen Schritten und einzelne unverständliche Worte murmelnd, auf und ab, als aber sein Blick ganz zufällig den Augen Mariens begegnete, welche unverwandt und mit einem seltsamen, fast bittenden Ausdruck auf ihn gerichtet waren, blieb er stehen.

Du hast Recht, sagte er mit einem sanften Lächeln, ja Du hast ganz Recht, mich mit Deinen Blicken an mein Versprechen zu mahnen. Komm, Marie, Du sollst Deinen Sohn sehen. Folge mir.

Sie stand hastig auf und warf ihr Tuch um. Dann nickte sie ihrer Mutter mit einem seltenen Lächeln zu, und verließ mit Bernthal „die Höhle ihrer Schmerzen."

In einer der eleganten Vorstädte hielt der Wagen, und auf Bernthals Arm gestützt stieg Marie aus. Sie standen vor einem kleinen einstöckigen, rings von einem Garten umgebenen Hause, dessen untere Fenster so niedrig waren, daß sie einen bequemen Einblick in dieselben gestatteten. Bernthal öffnete mit einem Schlüssel das Gitter, welches den Garten umschloß, und führte sie an die hintere Seite des Hauses.

Hier an diesem Fenster bleibe stehen, sagte sie, ich werde hinein gehen und Dich Deinen Sohn sehen lassen.

Marie war keiner Antwort fähig. Sie lehnte sich an die Mauer und faltete ihre zitternden Hände über ihre wogende Brust. Ihr Herz schlug so heftig, daß sie seine Schläge auf ihren brennenden Lippen empfand.

Jetzt hörte sie ein Geräusch hinter dem Fenster, sie hörte den Ton einer lieblichen Kinderstimme, — sie hörte es mit ihrem Herzen, mit ihrer Seele, aber sie hatte nicht

den Muth, hinzu blicken, ihre Lippen bewegten sich; vielleicht betete sie, denn sie schlug das Auge mit einem vollen, unaussprechlichen Blicke gen Himmel.

Und jetzt, ja jetzt endlich wandte sie langsam und scheu ihr Auge dem Fenster zu, und ein Schrei, ein einziger Schrei drang von ihren Lippen.

Dort stand er an der Hand Bernthals mitten in diesem Zimmer, — dort dieser kleiner Knabe mit den langen blonden Locken, den großen blauen Angen, den purpurrothen lächelnden Lippen, — es war ihr Sohn!

Nein, nicht ihr Sohn, nicht das Kind dieser Tochter der Schmerzen und Irrungen, sondern ein Engel des Friedens, welcher gekommen war, eine Seele aus ihren Schmerzen zu entlassen, und den Fluch in einen Segen umzuwandeln! Ein Engel, welcher der Reuigen die Vergebung Gottes verkünden sollte!

Und sie vernahm sie, die Stimme des vergebenden Gottes, und sie sank nieder auf ihre Kniee und faltete ihre Hände, und ihre Lippen sprachen Worte, ungewohnte, nie gesprochene Worte des Dankes, des Friedens, der heiligen Reue.

Und was war das, was jetzt wie ein Feuermeer in ihre Augen schoß, und doch ihre brennende Brust mit tröstender Kühlung labte; was war es, was heiß und brennend und doch so erquickend und wohlthuend ihre Wange befeuchtete? Sie faßte sich erstaunt, verwundert in's Gesicht, blutete sie? Nein, ihre Hände waren naß, aber es war kein Blut, — es war das Blut ihrer Seele, es waren Thränen!

Oh mein Gott, mein Gott, ich danke Dir, ich weine! Ich kann wieder weinen!

Aber sie raffte sich zusammen, sie schüttelte die Thränen aus ihren Augen fort. Sie wollte noch einmal ihren Sohn sehen.

Da stand er noch immer, der Engel mit dem lächelnden Munde und den strahlenden Augen. Schön war er, wie ein lichter Traum, und so hold und zierlich, wie sie nie etwas gesehen. Aber was starrte jetzt ihr Blick, und welch ein Ausruf des Entsetzens schrillte von ihren Lippen?

Sie sah einen Engel, aber die Sünde der Menschen hatte ihn schon gezeichnet. Diese reine, klare Kinderstirn war von einem Verbrechen gebrandmarkt worden. Und das arme Weib wandte schaudernd ihren Blick ab. Sie konnte es nicht ertragen, diese breite rothe Narbe an der Schläfe ihres Kindes zu sehen. Ach, dieses Kind, das Kind ihrer Schmerzen und ihrer Verzweiflung, — es war ihr auf immer verloren; es stand vor ihr, wie ein Denkmal ihres Verbrechens.

Ganz zerbrochen und vernichtet sank sie tiefer in sich zusammen, laut weinend in unendlichem Jammer.

Das Kind hatte sich lächelnd und plaudernd dem Fenster genähert. Bernthal öffnete es und hob das Kind in die Höhe.

Des Knaben scharfer Blick gewahrte dieses zu Boden gesunkene, wehklagende Weib. Er streckte seine Händchen aus und deutete auf sie hin, und seine helle Kinderstirne umwölkte sich.

Sieh, Papa, sagte er mit klarer, lallender Stimme. Arme Frau weint! Arme Frau!

Und sie hob ihre gefaltenen Hände empor zu ihrem Kinde, und flüsterte unter Thränen: Beklagst Du mich, mein Engel? Hast Du Mitleid mit mir? Oh, sag's noch einmal: arme Frau!

Und das Kind wiederholte mit einem himmlischen Lächeln: Arme Frau weint!

XIV.

Eine Entdeckung.

Die gewaltige Erschütterung, welche der Anblick ihres Kindes auf Marien ausgeübt, hatte selbst Bernthals Gemüth tief ergriffen und zu weichem Mitgefühl es geöffnet. Es war eine jener Stunden, in denen der gute Genius in ihm die Stimme des Dämons übertäubte, und sein Wesen in seinem angeborenen Adel und seiner ursprünglichen Größe sich entfaltete.

Er reichte Marien mit einem warmen Freundesdrucke die Hand. Marie, sagte er mit seiner weichen, zauberhaften Stimme, ich habe Vieles an Dir verbrochen, und Vieles an Dir wieder gut zu machen! Gott weiß es, daß ich dies will, daß ich suchen will, Dich mit der Welt, mit Deinem eigenen Herzen auszusöhnen! Du darfst nicht zu Deiner Mutter, nicht in diese Höhle gemeinen Lasters zurückkehren; die Mutter meines Kindes darf nicht in entehrender Gemeinschaft mit Verbrechern und Dieben gesehen werden. Du bist es Deinem Sohne schuldig, Deinen

Namen und Deine Existenz zu reinigen, und ich will Dir dazu behülflich sein!

Ich will Dich in ein stilles glückliches Haus, zu einem schönen und unschuldigen jungen Mädchen bringen. Nein, fürchte nicht, daß ich Dich demüthigen und von Dir verlangen will, daß Du dies als eine Wohlthat annehmest! Dieses junge Mädchen bedarf einer Dienerin, und Du sollst es ihr werden! Komm, wir wollen sogleich zu ihr.

Marie schwieg und ließ still den Willen Bernthals walten. Sie bemerkte es gar nicht, daß der Wagen vor demselben Hause hielt, zu welchem sie Bernthal einst in der Nacht nachgeschlichen war; sie folgte ihm ganz mechanisch und theilnahmlos durch dieselbe Thür, welche sie damals mit finstern Rachegedanken umlauert hatte.

Niemand hatte ihr Eintreten bemerkt. Bernthal hatte die Thür mit dem Schlüssel, welchen er stets bei sich trug, leise geöffnet, und indem er Marie in ein Zimmer des untern Stockwerkes führte, hieß er sie daselbst seiner Rückkehr warten, dann ging er leisen, geräuschlosen Schrittes die Stiegen hinan. Er wollte Anna überraschen, er wollte an ihrem freudigen Schreck ihre Liebe erkennen.

Geräuschlos öffnete er die Thür zu dem kleinen Gemach, welches ein Vorzimmer zu dem Salon bildete, den Anna bewohnte. Die Thür, welche von demselben in den Salon führte, war mit Glasfenstern versehen und diese hatten auf der Seite des Vorzimmers seidene Vorhänge, dicht genug, um zu verhindern, daß man im Salon durch dieselben hindurch sehen konnte, und doch wieder durch-

sichtig genug, um aus dem Vorzimmer den Salon beobachten zu können.

Bernthal trat mit lächelndem, freudestrahlendem Gesicht zu diesem Vorhang. Er wollte sich an dem Anblick ihrer jungfräulichen Schönheit erquicken, er wollte Anna's stilles sanftes Lächeln sehen, welches stets wie Sonnenglanz in seine Seele fiel.

Plötzlich nahmen seine Züge einen starren schreckensvollen Ausdruck an, und seine ganze Gestalt erbebte. Er lehnte sich einen Moment ganz überwältigt, schreckensbleich an die Wand. Dann richtete er sich wieder auf und starrte durch den Vorhang. Die Thür war nur angelehnt. Er konnte daher nicht nur Alles sehen, sondern auch Alles hören.

Drinnen im Salon war Anna. Omar war an ihrer Seite, und noch bevor Bernthal ein Wort vernommen von dem was sie sprachen, hatte er in den Augen seiner Tochter gelesen, daß sie diesen jungen Mann liebe, und daß sie bereit sei, um ihn ihres Vaters zu vergessen. Er hatte ein Gefühl, als müsse er hinein stürzen in dieses Zimmer und diesen Räuber seiner Tochter mit seinen Händen erwürgen, um ihn von seinem Kinde zu trennen. Aber der Zorn, das Erstaunen fesselte seine Füße. Er wollte erst Alles hören, Alles wissen. —

Er blieb stehen und lauschte.

O, dies waren nicht blos Worte einer glühenden Liebe, welche er vernahm, nicht blos Schwüre ewiger Treue, wie sie die Liebenden zu wechseln pflegen, sondern Worte der Ueberredung, der warnenden Sorge, der flehenden Angst,

und diese Worte kamen von den Lippen Omars! Er beschwor dieses junge Mädchen, welches ihm lauschte, an seiner Hand das Haus zu verlassen und ihm zu folgen in die Welt als sein Weib, als der Engel seines Daseins. Er flehete zu ihr, Mitleid zu haben, nicht blos mit ihm, sondern mit sich selber, mit ihrer betrogenen, arglosen, das Verbrechen nicht ahnenden Jugend. Ja, fliehen wollten sie, fliehen in ein stilles seliges Thal, wohin die Welt nicht zu dringen vermöchte mit ihrer Sünde und ihrem Verbrechen, fliehen zu einer Hütte, um abgeschieden von allem Trug und allem Schein, das stillbefriedigte Leben genügsamer Landbauer zu führen. Besser wäre ein Leben voll Arbeit und Mühe, als ein Leben des nichtigen Glanzes, des betrüglichen Reichthums. Und sie, so unschuldig und rein, so engelhaft und gut, sie sei das Opfer eines hinterlistigen Betruges, eines verbrecherischen Unternehmens, dessen Urheber er ihr nicht nennen wollte, um ihre junge Seele nicht zu betrüben, dem sie aber entrissen werden müsse um jeden Preis.

Und als Anna staunend und sinnend ihn um die Deutung seiner geheimnißvollen Worte fragte, als sie mit angstzitternder Stimme eine Erklärung forderte, zog er die kleine Stahlplatte hervor, an welcher Anna zuvor gearbeitet, und bei welcher Arbeit er sie überrascht hatte. Er fragte sie in athemloser Angst, ob sie die Bedeutung dieser Arbeit kenne, und als sie in lächelnder Unbefangenheit es verneinte, schien er erleichtert und gleichsam getröstet aufzuathmen.

Bernthal trat von der Thür zurück, — nicht um sie

zu öffnen, sondern weil er einen Entschluß gefaßt hatte, den Entschluß, zu handeln, um mit einer raschen, entscheidenden That sich von der Gefahr, welche ihn bedroht, zu erretten.

Dieser junge Mann kannte also Berthals gefährliches Geheimniß, und er war sein gefährlicher Feind, denn er wollte ihm nicht blos seine Tochter, sondern er wollte ihm auch ihre Liebe und ihre Achtung entreißen.

Ein zorniger Haß flammte in seiner Seele auf und er schwur, sich dieses Feindes zu entledigen um jeden Preis. Mit festem, aber geräuschlosem Tritt verließ er das Zimmer und ging die Stiegen hinab. Kein Schwanken und Zagen war in ihm. Bernthal oder Omar, einer von ihnen Beiden mußte verderben. Warum er? Warum nicht Omar? Ist nicht die Pflicht der Selbsterhaltung die nächste, die heiligste und unabweisbarste? Mußte er nicht Rache nehmen an diesem Feinde, welcher ihn bedrohte?

Leise, wie er gekommen, verließ er das Haus. Sein Wagen hielt in einiger Entfernung. Er warf sich hinein und jagte in gestrecktem Galopp von dannen. —

Omar war noch immer bei Anna, aber sie waren nicht allein, sondern Omars Mutter war zu ihnen gekommen, und ihr Gespräch hatte also eine andere Wendung genommen.

Omar hatte schnell die kleine Kupferplatte in seiner Brusttasche verborgen, und eines jener harmlosen und unbefangenen Gespräche begonnen, mit welchen man so oft in tändelnder Verwegenheit die schweren Leiden des Herzens zu verhüllen trachtet.

Plötzlich ward die Thür heftig aufgerissen, und Bernthals stolze und majestätische Gestalt zeigte sich in derselben, gefolgt von Polizeibeamten und Konstablern. — Er wandte sich an den kleinen wohlbehäbigen, lächelnden Herrn, welcher neben ihm ging und indem er mit der erhobenem Hand auf Omar hindeutete, sagte er mit fester, eiskalter Stimme: Herr Polizeirath, verhaften Sie diesen Herrn. Er ist von den Kasematten in Rastatt entsprungen. Aber wenn Sie ihn untersuchen, werden Sie Beweise eines schlimmern Verbrechens bei ihm entdecken.

Der Polizeirath schritt auf Omar zu, und die Hand auf seine Schulter legend, sagte er: Im Namen des Gesetzes, ich verhafte Sie!

Anna stieß einen Schrei aus, und wandte ihren halb zornigen, halb schmerzlichen Blick auf ihren Vater. Sie fühlte erst jetzt, wie innig und glühend sie Omar liebte, und ihr Vater war es, welcher ihn in's Verderben stieß! — Madame Walberg aber, in der Angst ihrer Mutterliebe, stürzte zu ihrem Sohne hin, um sich laut weinend an seine Brust zu werfen. — Omar allein war ruhig und unerschüttert geblieben. Sein fester prüfender Blick begegnete Bernthals drohendem, gehässigen Angesicht. Einen Moment schien es, als wolle er seine Lippen öffnen, vielleicht nur, um seine eigene Unschuld zu betheuern, vielleicht auch, um den wirklich Schuldigen zu nennen. Als er aber dann den Blick auf das weinende, zitternde junge Mädchen hinwandte, welches er liebte, als er sich erinnerte, daß es ihr Vater sei, welchen er verderben müßte, da hatte seine

ringende Seele einen Entschluß gefaßt, und klar und deutlich wußte er, was er zu thun habe.

Mit ruhigem Ausdruck wandte er sich an den Beamten. Mein Herr, verhaften Sie mich. Es ist so, wie man Ihnen gesagt hat, ich bin ein Flüchtling aus den Kasematten von Rastatt.

Sie sind noch eines andern Verbrechens angeklagt. Bekennen Sie sich auch in diesem Punkte schuldig?

Welches Verbrechens?

Der Falschmünzerei!

Ein herzzerreißender Schrei drang von den Lippen der unglücklichen Mutter. Sie klammerte sich an ihren Sohn an, als wolle sie ihn an ihrem Busen wahren und schützen gegen die Gefahr, welche ihn bedrohete, und sank dann ohnmächtig zusammen.

Anna hatte die Hände von ihrem Gesicht gleiten lassen und blickte verwundert und staunend auf ihren Vater. Sie begriff nicht, was für ein Verbrechen dies sei, dessen man Omar anklagte.

Bernthal verstand diese ihre engelgleiche Unerfahrenheit, und er fühlte, daß es nothwendig sei, sie in derselben zu erhalten. Er trat daher zu ihr heran, und faßte ihre Hand.

Mein Kind, sagte er feierlich, dieser Ort ist jetzt nicht mehr ein Deiner würdiger Aufenthalt, denn er ist von einem Verbrechen entweiht. Man hat mein Vertrauen freventlich gemißbraucht, und dieses Haus zu einer Zufluchtsstätte der Schuld und des Verbrechens gemacht. Ich werde Dir daher eine andere Wohnung und eine treuere Gefährtin wählen müssen! Komm, mein Kind!

Es war eine so überlegene, gebieterische Art in seinem ganzen Wesen, daß Anna keinen Muth zum Widerstande, nicht einmal zur Bitte fand. Still weinend, gesenkten Hauptes durchschritt sie an der Hand ihres Vaters das Gemach. Plötzlich drang eine Stimme, ach, eine nur zu sehr geliebte Stimme an ihr Ohr.

Anna, sagte Omar, Sie wollen mich verlassen, ohne mir ein Lebewohl zu sagen? Halten auch Sie mich für schuldig?

Sie sah ihm mit dem Ausdrucke des vollsten, zärtlichsten Vertrauen in's Gesicht. Nein, Omar, ich werde niemals an Ihnen zweifeln, niemals! Ich weiß, daß Sie keines Verbrechens schuldig sind. Ich glaube an Ihre Unschuld, wie ich an die Güte Gottes glaube! Das ist mein Lebewohl, Omar!

Ein stolzes und glückliches Lächeln stand in dem Antlitz des jungen Mannes, als er jetzt seinen hellen, durchdringenden Blick auf Bernthal heftete. —

Mein Herr, sagte er, und dieses junge Mädchen, welches an meine Unschuld glaubt, ist Ihre Tochter! Das ist mein Lebewohl an Sie, und ich hoffe, Sie werden es verstehen!

Bernthal antwortete ihm nicht. Er führte Anna hinunter und hob sie in seinen bereit stehenden Wagen. Dann kehrte er zurück und öffnete das Zimmer, in welchem Marie seiner harrte.

Marie, sagte er, Deine junge Herrin sitzt in meinem Wagen, und erwartet Dich. Setze Dich zu ihr und fahre mit ihr in mein Hôtel. Ich werde den Bedienten beordern,

Euch Zimmer anweisen zu lassen. Sorge für die junge Dame, aber sprich nur das Nothwendige mit ihr, und beantwortete keine ihrer Fragen anders, als: ich weiß es nicht! —

Marie schritt ohne ein Wort zu erwidern zu dem Wagen hin und schwang sich hinein. Sie sah dort ein junges Mädchen, welches sich laut schluchzend in die Ecke des Wagens zurückgelehnt hatte. Was kümmerte dieses Alles sie? Was gingen die Schmerzen der ganzen Welt sie an, sie, die Glückliche, welche einen Engel gesehen hatte?

Bernthal hatte mit halblauter Stimme dem Bedienten seine Befehle gegeben. Der Wagen rollte davon, und Bernthal kehrte in das Haus zurück.

Der Verbrecher ist überführt! rief ihm der Polizeirath mit triumphirender Miene entgegen. Sehen Sie hier das Zeugniß seiner Schuld! Diese Stahlplatte, welche ich soeben aus seiner Busentasche genommen.

Bernthal nahm die kleine ihm dargereichte Platte und besichtigte sie. Omar sah mit gespannter Aufmerksamkeit zu ihm hin. Aber das Antlitz Bernthals war wie aus Erz geformt, ehern, unbeweglich, unergründlich.

Es ist unleugbar, sagte Bernthal ruhig, dies ist der angefangene Stich zu einem Kassenscheine. Das Verbrechen ist unzweifelhaft. Und jetzt, mein Herr, ersuche ich Sie, dieses ganze Haus genau untersuchen zu lassen, ob sich noch weitere Indizien auffinden.

Ich habe dieses Haus lediglich zur Wohnung meiner Tochter bestimmt, und um sie vor jeder Berührung mit der Welt zu bewahren, habe ich sogar die von ihr nicht

benutzten Zimmer an keine fremden Miether abgelassen. Es steht also nichts Ihren Nachforschungen im Wege, und ich bitte Sie, strenge zu verfahren.

Der Polizeirath gab zweien seiner Leute den Befehl, bei Omar zu bleiben, um ihn zu bewachen, und folgte dann mit seiner übrigen Mannschaft dem Baron Bernthal.

Man untersuchte das ganze Haus, sogar bis in die Keller hinein geleitete sie Bernthal. Nichts Verdächtiges ward entdeckt, und Niemand dachte daran, diesen schweren, mit Kohlen gefüllten eisernen Kasten zurückzuschieben.

Hätte man es gethan, so würde man hinter demselben eine eiserne Thür gefunden haben, und hätte man die Tiefe dieser Keller mit der Tiefe des ganzen Hauses verglichen, so würde man gefunden haben, daß dieser erstere Raum bedeutend enger war, und daß sich hinter dieser Mauer vielleicht noch eine andere, nicht unbedeutende Abtheilung des Kellers befinden dürfte.

Aber wie gesagt, Niemand dachte daran. — Kein weiteres Zeichen des Verbrechens ward entdeckt, als dieser angefangene Stahlstich, den man bei Omar gefunden hatte.

Eine Stunde später war das ganze Haus fast leer; Omar war in das Kriminalgefängniß abgeführt worden, und seine Mutter war ihm weinend gefolgt. Sie wußte kaum, wohin sie sich wenden solle, nur das war ihr klar, daß sie keine Stunde mehr in diesem Hause, und unter dem Dache des Mannes verweilen könne, der ihren Sohn eines Verbrechens angeklagt hatte.

Nur Bernthal war noch in dem einsamen Hause. Er hatte die Magd ausgesandt, um Leute und einen Wagen

zu holen, Anna's Sachen aufzunehmen und in ihre neue Wohnung zu bringen.

Er erwartete ihre Rückkehr, und ging mit ineinandergeschlagenen Armen stolz und fest im Salon auf und ab. Alles war still. Man hörte nichts als den Klang seiner festen, ehernen Tritte. Er hatte das Haupt stolz zurückgeworfen, sein Antlitz war bleich, und um seine Lippen spielte ein spöttisches, triumphirendes Lächeln. So glich er einem bösen Dämon, welcher eines Sieges sich freut, und über die Welt hohnlachend, des Triumphes der bösen That sich rühmt.

XV.

Ein Beschützer.

Und dies ist wirklich Dein ernster, fester Wille? fragte die Fürstin.

Ja, meine gnädigste Mutter! erwiderte die Prinzessin, und dieser Wille ist so fest, daß nichts auf der Welt ihn zu erschüttern vermag.

Du willst es in der That wagen, die Hand des Königs auszuschlagen, trotz des Befehles Deiner Mutter und Deines Bruders?

Und warum nicht? fragte die Prinzessin, indem sie dem zornigen Auge der Fürstin mit muthigem und stolzem Blicke begegnete. Und warum nicht, gnädigste Mutter? Das Wagniß ist nicht gar so groß, denn sprechen Sie selbst, was ist es, das ich durch meinen Ungehorsam verliere? Etwa Ihre Liebe? Sie wissen, Hoheit, daß es mir niemals hat gelingen können, dieselbe zu erwerben! Ohne Zweifel verbietet Ihnen Ihre hohe Stellung, ein mütterliches Herz zu haben! Oh, hätten Sie mir dieses gezeigt, so würde mein Schicksal sich minder traurig und

jammervoll gestaltet haben, denn die Mutterliebe ist wie die Gottheit, sie segnet mit ihrem bloßen Lächeln und beschützt mit ihrem Anschauen! — Aber dies soll kein Vorwurf sein! Es war mein Schicksal, allein und unbehütet an dem Rande eines Abgrundes zu stehen! Niemand war da, mich zu warnen, mich mit liebender Hand zurückzuziehen, und so mußte ich fallen!

Aber bedenke, wie gnädig sich das Schicksal Dir erweist. Du selber nennst Dich eine Gefallene. Nun wohl, das Schicksal will Dich wieder erheben! Es bietet Dir eine Königskrone!

Oh, meine Mutter, rief die Prinzessin heftig, was kümmert mich eine Krone. Kann sie meine Vergangenheit auslöschen, das Geschehene ungeschehen machen?

Es kommt wenig darauf an, wie viel Werth Ihnen eine Krone hat, sondern darauf, wie viel Werth sie Ihrer Familie hat! Kraft meiner mütterlichen Autorität befehle ich Ihnen, die Hand des Königs anzunehmen!

Und kraft meines freien Menschenwillens schwöre ich, daß ich es niemals thun werde!

Sie haben also wirklich den freventlichen Muth, sich meinen Befehlen zu widersetzen?

Es gehört mehr Muth dazu, sein eigenes Kind verkaufen und in's Unglück stürzen zu wollen. Dies wollen Sie thun! Aber weil ich mich nicht als Sclavin fühle, will ich mich auch nicht als solche verkaufen lassen! Und nun wollen wir sehen, ob es in der That Mittel giebt, um ein menschliches Wesen, welches um seine Freiheit kämpft, zu Boden zu treten und willenlos zu machen!

Die Fürstin war blaß geworden, ihre Augen flammten, und sie, welche sonst jede Regung ihres Innern unter einem Lächeln zu verbergen verstand, konnte jetzt den Zorn, der ihre ganze Gestalt zittern machte, nicht bemeistern.

Zornige und heftige Worte strömten wie glühende Lava von ihren Lippen, und einmal sogar hob sie die Hand als wolle sie ihre Tochter mit der Schwere ihres Armes zu Boden schleudern, da sie sich der Schwere ihes Willens nicht beugen wollte. —

Prinzessin Louise aber hielt ihren erhobenen Arm auf und sah sie mit einer Miene so stolzer und edler Ruhe an, daß die Fürstin sich wider ihren Willen davon ergriffen und zur maßhaltenden Besonnenheit erweckt fühlte.

Sie ging heftig einige Male auf und ab, dann blieb sie vor Louisen stehen. Ihre Züge zeigten wieder ihre gewohnte, stolze Ruhe, und als sie sprach, war ihre Stimme wieder fest und kalt.

Sie haben die romanhafte Idee, die Hand des Königs ausschlagen zu wollen, weil Sie den kleinen Prinzen Adrian lieben! Ich habe lange genug gedroht, es ist Zeit, meine Drohung wahr zu machen! Ich werde noch heute dem Prinzen Adrian Ihre Vergangenheit erzählen.

Die Prinzessin schüttelte leise das Haupt. Unnöthig, Hoheit, sagte sie mit einem schwachen Lächeln. Er weiß sie bereits. Ich selber habe ihm Alles erzählt.

Und er? Was that er?

Er that, was er, wie Sie sagen, als Mann von Ehre thun mußte! Er verließ mich, und verachtete mich!

Die Prinzessin senkte ihr Haupt auf ihre Brust, und

zwei Thränen zitterten über ihre Wange hin. Die Fürstin betrachtete sie schweigend und der Ausdruck ihrer Züge milderte sich. — Einmal das größte aller Hindernisse hinweggeräumt, begann sie wieder zu hoffen. Der Prinz hatte Louisen verlassen, der König hatte also keinen Nebenbuhler mehr in dem Herzen ihrer Tochter, und es mochte endlich doch gelingen, sie zu dieser Vermählung, sei es auch nur aus Depit gegen den Prinzen, zu bewegen.

Sie näherte sich ihrer Tochter und nahm fast zärtlich ihre Hand.

Louise, sagte sie, ich begreife, daß Sie in dieser Stunde wohl nicht im Stande sein mögen, mit festem und ungetrübtem Blick in die Zukunft zu schauen, und das Nothwendige als das zugleich Gute und Segensreiche anzuerkennen. Aber Sie werden sich sammeln und wieder aufrichten. Wollen wir also Ihrem Herzen Ruhe geben, seine Wunden zu verbinden, damit sie heilen, und Ihrem Kopfe Zeit, um alte Gedanken zu vergessen, und neue zu fassen. Ich werde Sie heute nicht mehr drängen, und verlasse Sie jetzt. Sie bedürfen der Ruhe. Suchen Sie zu schlafen.

Suchen Sie zu schlafen! wiederholte die Prinzessin, als sie allein war. Zu schlafen, wenn mir ein Dolch im Herzen bohrt, und wenn meine Seele so voll Kummer ist, daß selbst Thränen und Klagen keine Linderung mehr gewähren. Ach, könnte ich schlafen den ewigen, den unerweckbaren Schlaf, dann würde ich wenigstens nicht fühlen, wie langsam und gräßlich diese Tage dahin schleichen! Mein Gott, es sind erst zwei Tage, daß er mich verlassen,

und mir scheint es eine Ewigkeit. Dieses Leben hat keinen Inhalt mehr.

Plötzlich verstummte sie, und ein Ausdruck süßen Erschreckens flog über ihr Gesicht. Sie hatte einen Schritt im Vorzimmer gehört, sie hatte eine, ach nur zu geliebte Stimme vernommen. Sie hielt den Athem an und lauschte. Die Schritte kamen näher. Die Portière ward hastig geöffnet, und Comtesse Ernesta trat ein.

Prinz Adrian! sagte sie, und indem sie rasch durch die Thür zurücktrat, winkte sie dem Prinzen einzutreten.

Louise stand starr, unbeweglich, und blickte nach der Thür hin. Sie fühlte sich wie von einem Zauber befangen, sie fuhr sich mit der Hand an die Stirn, als wolle sie ihre Gedanken, ihre Sinne aus einem entzückenden Traume wecken.

Aber nein, nein, dies war kein Traum! Er war es, er war wieder da! Das waren seine Augen, das seine stolze Gestalt, das sein Lächeln.

Sie war keine Verdammte, keine Verstoßene mehr. Gott hatte sich ihrer erbarmt, er hatte ihr einen Engel gesandt, um sie zu erretten.

Er sprach nichts, kein Wort kam über seine Lippen, aber er sah sie an, er breitete die Arme nach ihr aus. Und sie? Sie stieß einen lauten Freudenschrei aus und stürzte zu ihm hin. Und nun ruhte sie an seinem Herzen, nun fühlte sie sich von seinem schützenden Arm umfangen, und senkte ihr mattes Haupt an seine starke Mannesbrust. O wohl mir, wohl mir, flüsterte sie, unter Thränen lächelnd,

ich bin nicht mehr einsam und verlassen! Ich habe eine Heimath gefunden!

Der Prinz drückte sie fest an sein Herz, und mit einer sanften, fast väterlichen Zärtlichkeit auf sie niedersehend, sagte er: Und diese Heimath, Louise, sollen Sie niemals verlieren können. Sie sind so lange unglücklich gewesen, Sie haben so viel geweint, aber die Thränen haben Ihr Herz entsündigt, und das Unglück hat Ihre Seele geläutert. So sind Sie wieder das reine und jungfräuliche Weib geworden, als welches ich Sie liebe! Was immer auch geschehen sein mag, die höhere Unschuld, welche in der Seele und in den Gedanken wohnt, die haben Sie niemals verloren. Werfen wir also einen Schleier über die Vergangenheit, diese liegt hinter uns, wie die leblose Hülle eines Verstorbenen; sie soll nicht als Gespenst hineinragen in unsere Gegenwart. Die Zukunft ist unser, und meiner Liebe wird es gelingen, daß diese Zukunft Ihnen eine segensvolle und glückliche sei!

Und werden Sie mich niemals verachten, werden Sie noch Glauben an mich haben?

Einen unerschütterlichen, niemals wankenden Glauben, Louise. Man mag zweifeln an der niemals geprüften Unschuld, nicht aber an Denen, welche den Kampf mit dem Schicksal bestanden, und nach Stürmen und Niederlagen dennoch wieder sich zum Siege erhoben haben! Sie, Louise, haben mir ein heiliges Wahrzeichen Ihrer Liebe gegeben, Sie haben mir vertraut; zu stolz und zu erhaben, um es zu dulden, daß ich Sie anbetete als das was Sie nicht waren, haben Sie mir zeigen wollen, daß selbst die

Unschuldigen schuldig und die Engel Sünder sein können. Ich habe Sie nicht geliebt um das, was Sie waren, sondern um das, was Sie sind, und so, Louise, werde ich Sie ewig lieben!

Sie schmiegte sich fester an sein Herz, und rief begeistert: Und so verlobe ich mich Ihnen als Ihre Braut, als Ihr Weib, das in Ihnen seinen Freund, seinen Geliebten und seinen Beschützer sieht! Keine Macht der Welt soll mich von diesem Herzen reißen können, und selbst meiner Mutter Fluch wird doch den Segen unserer Liebe nicht ertödten können.

Und wie sie jetzt neben einander saßen, wie sie einander anschauten, und, Herz an Herz gedrückt, dem holden Geflüster ihrer Liebe lauschten, waren sie da nicht rasch ausgelöscht, diese Tage des Unglücks, waren sie da nicht getrocknet, diese Thränen der Verzweiflung und der Reue?

Das Glück ist ein so mächtiger Zauberer, mit einem einzigen Lächeln streicht es die Furchen hinweg, welche der Kummer langer Jahre durch unser Antlitz gezogen; in einer einzigen Minute macht es die Jahre der Schmerzen vergessen.

Aber jetzt, da Sie mir das heilige Recht gegeben, Sie meine Braut zu nennen, sagte Adrian endlich, jetzt habe ich das Recht, als Ihr Beschützer der ganzen Welt entgegen zu treten. Dieser Mensch, welcher Sie beleidigt und hintergangen hat, lebt, und Ihre Briefe sind in seinem Besitze. Sie werden mir seinen Namen nennen, Louise, und ich werde ihn zwingen, mir diese Briefe zurück zu geben. Es soll nicht gesagt werden, daß ein Mensch

auf Erden lebt, vor dem meine Louise erröthend das Auge niederschlagen, vor dem sie zittern müßte. Nennen Sie mir seinen Namen, Louise, und wo er auch sein möge, ich werde ihn zu finden wissen.

Sie verstand vollkommen die Nothwendigkeit dieses Entschlusses, sie wußte, daß Adrians Ehre diesen entscheidenden Schritt nothwendig mache, und daß jeder Einwand und jedes Abmahnen für ihn nur eine Beleidigung und eine Demüthigung sein könne.

Sie nannte ihm den Namen ihres Feindes, welcher nun auch der seinige geworden; sie bat ihn nicht, seiner zu schonen, sie flehete nicht, einen mildern, versöhnlicheren Ausweg zu versuchen. Sie wußte, daß diese beiden Männer nicht neben einander leben durften, und daß nur der Tod diesen Zwiespalt sühnen könnte.

Sie reichte ihm die Hand hin und sagte, mit einem unaussprechlichen Ausdrucke in ihren von edler Begeisterung strahlenden Zügen: Gehen Sie hin, Adrian! Gott wird gerecht sein!

XVI.

Vater und Tochter.

Sie stand vor ihm mit einem flammenden, in edlem Zorne strahlenden Gesicht, und Bernthal mußte vor diesen verachtenden, zerschmetternden Blicken seines Kindes die Augen zu Boden schlagen. Er konnte ihr nichts mehr verhehlen, nichts mehr beschönigen. Das Unglück war geschehen und konnte nicht mehr zurückgenommen werden.

Anna hatte durch die Zeitungen erfahren, wessen man ihren Geliebten angeklagt, welches Verbrechens er beschuldigt worden. Bernthal, welcher Anna der Einsamkeit ihres abgelegenen Hauses entrissen, hatte nicht bedacht, daß er damit die Schranke durchbrochen, welche sie bis jetzt von der Welt getrennt. Er hatte geglaubt, es genüge, sie wieder auf ein paar Zimmer zu beschränken und mit ihren gewohnten Beschäftigungen zu umgeben, um sie wieder einzufriedigen in die Ruhe und Stille ihres gewohnten Lebens. Aber er hatte nicht auf diese kleinen Zufälligkeiten gerechnet, welche so oft in der Welt die am feinsten

ausgesponnenen Pläne, die sichersten Berechnungen zu Schanden machen.

Er hatte vergessen, dem Kellner zu verbieten, die Zeitungen wie sonst an Bernthals Dienerschaft abzuliefern. Da der Diener nicht zugegen gewesen, hatte Marie sie in Empfang genommen, und arglos, in der Absicht, Anna, welche immer schweigend und theilnahmlos vor sich hinstarrte, zu zerstreuen, an Anna gegeben. — Damit hatte sie über Bernthals Schicksal entschieden.

Mechanisch, und kaum wissend, was sie las, hatten Anna's Augen diese Blätter, welche ihr eine ganz fremde, neue Welt eröffneten, durchlaufen, bis plötzlich ihr Blick auf den Namen ihres Geliebten haftete. Jetzt hatte sie gelesen, ihre Seele war in ihre Augen getreten, und zitternd, oft laut aufschreiend vor innerer Qual, hatte sie diese ganze, so unheilsvolle und trostlose Geschichte erfahren.

Sie, welche die Welt nicht kannte, und von ihren Gesetzen nichts wußte, sie begriff jetzt mit dem, allen reinen Seelen innewohnenden Instinkt, daß es sich hier in der That um ein Verbrechen handle, nicht einmal um ein großes, erhabenes, sondern um ein niedriges und gemeines Verbrechen, um einen Betrug, um eine hinterlistige Bosheit. Plötzlich auf einen Schlag wandte sich die in ihrem Rechtsgefühl verletzte Seele von diesem Manne ab, welchen sie so lange geliebt und angebetet als ihren Vater, und der ihr jetzt nichts weiter war, als der wissentliche Verderber ihres Geliebten.

So schritt sie ihrem Vater entgegen, als er mit arglosem Lächeln zu ihr kam, mit flammenden Augen und

zornstrahlendem Gesicht, so stand sie vor ihm, als die Rachegöttin seiner Thaten, als die Vergeltung seiner Verbrechen. Das sanfte Kind hatte sich in ein glühendes, flammendes Weib umgewandelt, und Worte strömten von ihren Lippen, so flammend und vernichtend, daß sie ihn zu Boden schleuderten. Sie fand in der Tiefe ihrer Entrüstung und ihrer zornstrahlenden Unschuld eine von ihm nie gehörte Sprache, sie saß über ihm zu Gericht mit dem unbestechlichen Scharfblick einer reinen Seele, und eines fleckenlosen Bewußtseins.

Er versuchte es, sein Vergehen zu umhüllen, seine Arglist zu bemänteln, aber sie ließ sich nicht mehr beirren und täuschen. Sie trieb ihn mit klarem Blick und Alles durchschauender Seele aus seinen Sophismen heraus und machte alle seine Entschuldigungen zu nichte.

Sie war so jung, so unerfahren, so rein, und deshalb hatte ihre Seele noch diese erste starke Gluth der Tugend und des Rechtsbewußtseins; die Berührung mit der Welt hatte sie noch nicht abgeschliffen, und ihre Tugend das Schroffe, ihr Rechtsbewußtsein die Duldsamkeit gelehrt. Sie hatte die Sünde noch nicht kennen gelernt, und deshalb verabscheute sie dieselbe; für sie gab es nur die Tugend und das Laster; das Eine war für sie die Höhe, das Andere die Tiefe, und von diesem bequemen Mittelweg zwischen Beiden, den die duldsame Welt und die strauchelnde Menschheit sich aufgeworfen, wußte sie noch nichts.

Sie hatte Bernthal geliebt als einen vollkommenen Menschen. Sie verabscheute ihn jetzt als einen Verbrecher.

Aber nichts destoweniger möchte ihre angeborne Sanftmuth und das kindliche Gefühl zuletzt den Sieg davon getragen haben, wenn ihr Zeit geworden, ihren ersten leidenschaftlichen Zorn sich sänftigen zu lassen. Sie würde ohne Zweifel auf der Tiefe ihrer Seele die alte Liebe zu ihrem Vater wieder gefunden und aus Ehrfurcht vor diesem geheiligten Namen all' diesen Jammer und diese Verachtung verschwiegen haben, welche sie empfand.

Aber Bernthal war zu ihr gekommen, während ihr Blut noch im ersten Zorne wallte, während sie sich noch nicht wieder entsann, daß dieser Mann, welcher ihren Geliebten des Verbrechens angeklagt, dessen er selber schuldig war, daß dieser Mann, welcher ihre eigene Unerfahrenheit und Geschicklichkeit dazu benutzt hatte, um sie zum handelnden Werkzeug dieses Verbrechens zu machen, daß dieser Mann ihr Vater sei!

Bernthal fühlte sich zerbrochen, vernichtet. Er, welcher furchtlos oft dem Tode in's Auge geschaut, er hatte nicht den Muth, dem hellen, zürnenden Blick seiner Tochter zu begegnen.

Er wandte sich ab, und ging von dannen. Mit einem ruhigen, lächelnden Gesicht, aber Verzweiflung im Herzen begab er sich in sein Zimmer, welches er hinter sich verschloß, und hier, nicht mehr unter dem Zauber ihres Blickes, nicht mehr getroffen von der verachtenden Gluth ihres ganzen Wesens, sank der sonst so starke, so willenskräftige Mann wie zerbrochen zusammen.

Das einzige Wesen auf Erden, das er groß und rein geliebt, seine Anna, das Vermächtniß eines angebeteten

Weibes, welches die Geburt dieses Kindes mit ihrem eignen Leben hatte bezahlen müssen — seine Tochter hatte sich von ihm gewandt! Und mit reuevollem Gemüth und zerknirschter Seele mußte er sich jetzt selber sagen, daß diese Strafe nur zu gerecht sei. Sein Gewissen hatte lange genug geschlafen; die zürnende Stimme seines Kindes hatte es erweckt. Es war, als ob eine dunkle Wolke plötzlich von seinen Augen niedersänke, damit er klar sehen solle durch dieses Labyrinth seiner Irrungen, seines Egoismus und seiner Tücke.

Strenger, wie selbst Anna ihn gerichtet, saß er jetzt selber zu Gerichte über sich. Er schaute hinein in die Tiefe seiner Seele, und zu den Höhen hinauf, von welchen er herabgestiegen war, und eine unendliche Traurigkeit kam über ihn. Die Sophismen der Welt, mit welchen er es sonst gewohnt gewesen, seine Handlungen zu beschönen und seinen bösen Thaten den schillernden Glanz göttlicher Rache zu geben, sie erstarben jetzt auf seiner zitternden Lippe.

Die Natur hatte ihn groß und prächtig angelegt, sie hatte ihn ausgestattet mit Geist und Schönheit, sie hatte ihm erhabene Eigenschaften und glänzende Talente gegeben, aber die Gesellschaft hatte ihn zu einem kleinlichen, ränkesüchtigen, tückischen Wegelagerer gemacht.

Er hätte ein Heros sein können, und war nichts geworden, als ein Gladiator, welcher die Gesellschaft als einen Stier betrachtete, den man mit rothen Tüchern schrecken, und mit Sand ihm die Augen verblenden könne, um ihn zu bewältigen.

Sich selber war er klar geworden durch den heiligen Zorn seines Kindes, durch die thränenvolle, und unbestechliche Verachtung seiner Tochter.

Plötzlich jetzt erschien ihm sein ganzes Dasein, sein ganzes Streben klein und nichtig. Was war für ihn jetzt noch die Rache werth, jetzt, da er den Werth der Liebe erkannt hatte? Sein ganzes Leben war nichts als ein kleinliches Ringen nnd Kämpfen nach einem kleinen und jämmerlichen Ziele gewesen. Um dieses Zieles willen hatte er Alles in sich ertödtet, das Glück und die Liebe.

Er hatte den Haß zu seiner Liebe, die Rache zu seinem Idol machen wollen, aber die wahre Liebe war doch gekommen, ihr heiliges Recht von ihm einzufordern, sie war gekommen, um die Menschheit zu rächen an ihrem entarteten Sohn, und ihm zu zeigen, daß der Mensch ein schwaches, zerbrechliches, von jedem Windhauch bewegtes Rohr ist, wenn es ihm fehlt an dem edleren Inhalt seines Daseins, wenn er „der Liebe nicht hat.“

Und die Liebe war es, welche jetzt als Rachegöttin vor Bernthals Blicken stand, und mit zerknirschter Seele und schaamerfülltem Gemüth dachte er jetzt an Marie, an Anna, an Louise und Lucinde. Und dann sah er es vor sich, das bleiche Gespenst seines Vaters, und er faltete seine Hände und stammelte leise: „Ich will versöhnen!“

Da ward heftig an die Thür geklopft, und er vernahm die Stimme seines Dieners, welcher einem Fremden den Eingang verwehren wollte, indem er ihn versicherte, daß der Baron Bernthal ausgegangen sei und erst spät am Abend zurückkehren werde. —

So werde ich hier bis spät am Abend warten, hörte Bernthal die Stimme des Fremden sagen. Ich verlasse dieses Vorzimmer nicht, bevor ich Euern Herrn gesprochen. Merkt Euch das, guter Freund, und nun geht, und seht noch einmal nach, ob der Herr Baron vielleicht zu Hause ist. Sagt ihm, Prinz Adrian verlange dringend ihn zu sprechen.

Prinz Adrian! Der Geliebte Louisens! sagte Bernthal, hastig aufspringend. O, ich errathe weshalb er kommt. Vielleicht ist es mein Dämon, welcher ihn just zu dieser Stunde hieher führt.

Er ging und öffnete die Thür. Treten Sie näher, Prinz, Sie sind willkommen!

Wer weiß, sagte der Prinz, indem er eintrat, und die Thür sorgfältig hinter sich verschloß. Ich komme nicht in freundlicher Absicht zu Ihnen, mein Herr.

Ich weiß es, sagte Bernthal mit einem ruhigen Lächeln. Es ist sehr selten, daß ein Mensch zum Andern in freundlicher Absicht kommt, und ich wüßte nicht, weshalb Sie mich so ausnahmsweise behandeln sollten.

Ich komme, um von Ihnen gewisse Briefe einzufordern.

Welche Briefe?

Der Prinz erröthete. Es that seinem männlichen Stolze weh, den Namen seiner Geliebten nennen zu müssen.

Welche Briefe? wiederholte Bernthal. Ich besitze deren von mehreren Generationen. Kommen Sie als Abgesandter der Mutter oder der Tochter? Oh, ich sehe an Ihrem Erstaunen, daß Prinzessin Louise sehr diskret gewesen, und nur sich selber angeklagt hat, nicht aber ihre Mutter.

Louise ist ein edles und hochherziges Mädchen, eine Seele, so unschuldig und rein, wie nur je eine Jungfrau gewesen.

Ein Lob aus Ihrem Munde ist eine Beleidigung! rief der Prinz erglühend.

Und dennoch sage ich es Ihnen! erwiderte Bernthal mit stolzer Ruhe. Und ich sage es nicht, weil ich mir von Ihnen Verzeihung oder Aussöhnung erringen möchte, sondern, weil es meine innerste Ueberzeugung ist. Aber fürchten Sie nichts! Diese Ueberzeugung soll Ihren Haß gegen mich nicht sänftigen. Ich lese in Ihren Blicken, daß wir unversöhnliche Feinde sind.

So ist es!

Und dennoch fordern Sie von mir einen Liebesdienst? Ich soll Ihnen die Briefe der Prinzessin, mein ganzes kostbares geheimes Besitzthum ausliefern!

Sie werden es thun, oder —

Oder?

Sie werden sich mit mir schlagen!

Also das Letztere! Ich nehme Ihre Herausforderung an!

Aber ich sage Ihnen, mein Herr, dies wird kein gewöhnliches Duell sein!

Ich weiß es, wir werden uns auf Leben und Tod schlagen!

Wann?

In zwei Tagen! Wenn Sie mir diese Frist bewilligen wollen!

Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, bis dahin die Stadt nicht zu verlassen!

Bernthal erröthete. Zum ersten Mal verließ ihn seine stolze Ruhe, und mit gerunzelter Stirn und flammenden Augen fragte er: Wagen Sie es etwa, mich für einen Feigling zu halten, der vor Ihnen fliehen möchte? Ich bedarf dieser zwei Tage, um meine Angelegenheiten zu ordnen, denn, wie Sie selbst wissen, wir schlagen uns auf Leben und Tod!

Also in zwei Tagen! Bestimmen Sie die Waffen!

Säbel! Pistolen! Dolche! Was Sie wollen! Ich bin in allen diesen Kämpfen geübt!

Also Pistolen! Und drei Schritt Distanze, über's Schnupftuch!

Ah! Sie sind also durchaus gewillt mich von dieser Erde zu vertreiben?

Nur Einer von uns darf den Platz lebend verlassen! Also in zwei Tagen, Morgens neun Uhr in der Hasenhaide!

Ich werde pünktlich sein!

Ich bin dieser Welt herzlich satt, sagte Bernthal, als er allein war, das Leben hat mir nichts zu bieten mehr, und ich bin zufrieden, es hinzugeben. Meine Träume sind zu Ende, und ein gerechtes Schicksal hat meine einzigsten, meine köstlichsten Hoffnungen zerstört! Anna liebt mich nicht mehr, nein, sie verachtet mich, sie flucht ihrem Vater und erröthet um ihn!

Aber nicht so soll es enden, fuhr er nach einer Pause stummen Nachsinnens fort, und jetzt nahmen seine Züge einen edlen, erhabenen Ausdruck an. Anna soll meinem Andenken nicht fluchen, ich will sie zwingen, mich zu

achten, und wenn sie sich erinnert, wie ich gefehlt, so soll sie auch daran denken, wie ich gebüßt habe! Ich will nicht sterben um hinabzufahren in die Gruft und Staub dem Staube zuzugesellen, sondern ich will sterben um mich zu lichtern Höhen zu erheben, um aus dem Staube mich aufzuschwingen und frei zu werden von Verbrechen und Sünde! — Zwei Tage sind mein! Zwei Tage um zu sühnen und wieder gut zu machen!

XVII.

Marie.

Als Marie gesehen, welches Unheil sie unwissentlich dadurch veranlaßt, daß sie jenes unselige Zeitungsblatt an Anna gegeben, hatte sie, vielleicht einem ersten Schrecken nachgebend, vielleicht noch durch andere Beweggründe geleitet, das Hôtel verlassen. Einmal auf der Straße angelangt, athmete sie, wie von einem lästigen Zwange befreit, hoch auf, und ein mattes Lächeln flog über ihr bleiches Gesicht.

Ich bin also endlich wieder frei, murmelte sie. Ich bin nicht mehr verdammt ihn zu sehen, ihn, dem ich nicht mehr fluchen, und den ich doch niemals anders als hassen kann. Seine Augen sind wie Dolche. Sie bohren sich immer tief in mein Herz ein, und thun so weh, so jammervoll weh, denn sie sprechen immer zu mir von meiner Vergangenheit, von Schande und Verbrechen, und Thränen und Noth! Nein, nein, ich werde nicht bei ihm bleiben! Karl könnte es erfahren, und er würde denken, daß er doch Recht gehabt, und er würde mir niemals verzeihen,

nicht einmal wenn ich todt bin! Und das wird vielleicht bald sein!

In der That, sie hatte sich verändert; ihre Gestalt war zusammengefallener, ihr Blick matter, und auf diesen sonst so weißen und durchsichtigen Wangen zeigten sich jetzt zwei purpurrothe Flecken, die unheilsvollen Blüthen einer unversöhnlichen, rastlos fortschreitenden Krankheit.

Sie schlich mit einem langsamen und schlurfenden Tritt die Straße hinab, und dennoch mußte sie oft erschöpft stille stehen, und sich ausruhend an ein Haus lehnen. Ihr Athem ging wie leises Röcheln aus ihrer Brust hervor, und wenn sie zuweilen in einem kurzen schwachen Aufhusten sich Luft zu verschaffen suchte, färbten sich ihre Lippen dunkelroth, nicht von dem Blute das in ihren Adern schlich, sondern von dem, was hell und heiß aus ihrer Brust in ihren Mund hinaufgestiegen. Und wenn Marie dies sah, dann lächelte sie, aber es war ein trauriges, herzzerreißendes Lächeln, so voll von Hoffnungslosigkeit und Jammer! — Einmal als sie, stärker hustend, es wie einen Feuerstrom aus ihrer Brust empor steigen fühlte, und ihr Tuch, welches sie rasch an ihre Lippen gedrückt, ganz geröthet ward von ihrem Blut, flüsterte sie: Ich glaube, es wird bald vorüber sein! Und wie sie dann weiter ging, sagte sie nach einer Pause: ob Karl wohl auf mein Grab kommen wird, einen Rosenstock darauf zu pflanzen?

Aber bald waren all' diese Gedanken und diese Todesahnung vergessen, denn sie näherte sich jetzt dem Hause, in welchem ihr Kind wohnte! Und jetzt hatte sie ein Ge-

fühl, als ob Frühlingsluft und Sonnenglanz sie umfing, ihr Auge leuchtete wieder und ihr Schritt ward kräftiger und schneller.

Da war es, dieses Haus, welches den höchsten Schatz ihres armen, zerbrochenen Daseins enthielt. Sie stand und schaute über das Gitter zu den Fenstern hin, und, o welches Entzücken, das Gitterthor war nur angelehnt, sie konnte es leise öffnen und unbemerkt zu jenem Fenster hinschlüpfen, durch welches sie damals ihren Sohn gesehen!

Sie stand und starrte hinein in dieses Fenster, ihr Herz tobte so laut, daß sie auf ihren brennenden Lippen seinen Schlag empfand. Aber dieses Zimmer, in welches sie hineinblickte, war leer, nichts rührte sich darin! Marie senkte seufzend das Haupt auf ihre Brust, und ein paar Thränen fielen langsam über ihre eingefallenen Wangen nieder. Aber plötzlich schreckte sie zusammen und blickte auf. Ein Ausruf des Entzückens drang von ihren Lippen, — sie hatte die Stimme ihres Kindes vernommen! O, sie konnte sich nicht täuschen, es war dieselbe reine, silberhelle Kinderstimme, welche zu ihr gesagt hatte: „arme Frau,“ es war dieselbe Musik, welche damals ihr Herz erquickt und es mit einer überirdischen Freude erfüllt hatte.

Diese Stimme erschallte hinter der Thür, die sich unweit des Fensters befand, neben welchem sie lehnte. Ihr Kind war also in ihrer Nähe! Sie hätte mit ihren sehnsüchtigen Liebesblicken diese grausame Thür durchbohren mögen, welche ihr den Anblick ihres Sohnes stahl! Sie faltete die Hände und starrte sie an. Vielleicht betete sie, und Gott hatte ihr Gebet erhört, denn die Thür ward

geöffnet, und eine Stimme sagte: geh' hinaus, Karl, und spiele im Garten. Ich komme bald nach, und dann wollen wir in die Stadt gehen!

Marie schlüpfte schnell hinter den Mauervorsprung, um nicht gesehen zu werden. Aber sie sah Alles. Sie sah diese Frau, welche die Thür öffnete, und vorsichtig in den kleinen Garten hinausspähte, um sich zu vergewissern, daß nichts, dem Kinde Gefahrbringendes dort vorhanden sei, sie sah diese dann zurücktreten, und jetzt hüpfte dieser kleine, blondlockige, lächelnde Knabe in dem pelzverbrämten Röckchen, mit dem federgezierten Hütchen in den Garten hinein. Es war ein heller, schöner Wintertag. Die Sonne blitzte mit Diamantengefunkel auf dem Schnee, und das Kind lachte laut vor Freude über dieses wundervolle Leuchten und Flimmern, und sprang mit ausgebreiteten Armen seinem eigenen dunkeln Schatten nach, der auf dem Schnee vor ihm hertanzte.

Jetzt trat Marie aus ihrem Verstecke hervor, und der Knabe blieb stehen und sah erschrocken nach dem bleichen stillen Weibe empor.

Marie stürzte auf ihre Kniee nieder, und indem sie nach dem Kinde ihre Hände ausstreckte, flüsterte sie leise: fürchte Dich nicht!

Und jetzt lächelte der Knabe, ein Ausdruck ernsten Nachdenkens trat in seine Züge, dann sagte er mit einem freundlichen Kopfnicken, „arme Frau! arme Frau!"

Er hat mich noch nicht vergessen! jauchzte Marie, und ganz überwältigt von der Rührung und doch zagend und scheu zog sie das Kind an ihre Brust und bedeckte es mit

ihren Thränen und Küssen. Der Knabe lag ruhig in ihren Armen und blickte aus großen, sanften Augen sie freundlich an. Sie drückte ihn fester an ihre Brust! Sie neigte sich über ihn, um den Blick ihres Kindes tief, tief in sich hinein zu saugen. Aber das Kind, welches in ihren Augen sein eigenes Bild gesehen, tupfte mit seinem kleinen Fingerchen nach ihren Augen und sagte lachend: „kleiner Engel da!"

Und Marie lachte vor Entzücken, so hell und rein, wie sie seit manchem Jahr nicht gelacht. Sie küßte seine goldenen Locken, und strich sie zärtlich kosend von seiner Stirn und Schläfe weg. Ein leiser Schrei entfuhr dann ihren Lippen. Da war es wieder, dieses fürchterliche, entsetzliche Zeichen, diese dunkelrothe Narbe in der Schläfe ihres Kindes.

Der Traum war zu Ende! Mit einer heftigen Bewegung ließ sie das Kind aus ihren Armen auf den Boden nieder.

Geh', geh', sagte sie erbebend, ich bin nicht werth, Dich anzusehen!

Das Kind verstand sie nicht; es blieb ruhig lächelnd vor ihr stehen, und blickte sie an.

Willst Du mich nicht verlassen, mein Engel? murmelte sie. Willst Du gnadenvoll sein, und Dich meiner erbarmen? Ach Du fürchtest Dich nicht vor mir! Du weißt nicht, daß eine Mutter so schlecht sein kann, ihr eigenes Kind zu ermorden! Du sollst es niemals erfahren, mein Kind, fuhr sie mit thränenerstickter Stimme fort. Gott wird gnädig sein, und mich bald von der Erde nehmen,

damit Du's nie erfährst, mein Kind, wer Deine Mutter gewesen! O ja, ja, ich werde bald sterben!

Das Kind sah sie erstaunt an. Was ist sterben?

Sterben ist ausruhen, sagte sie schluchzend, indem sie das Kind wieder an ihren Busen zog. Sterben ist schlafen!

Ich will nicht schlafen! rief das Kind abwehrend. —

Du sollst auch nicht! Ich nur, ich allein! Ich will hingehen und schlafen, Du sollst leben, und Du sollst niemals wissen, was ich um Dich gelitten und erduldet habe! Vergieb mir, mein Kind! Ach, mein Sohn, mein Sohn, sei barmherzig, öffne Deine kleinen Lippen, vergieb mir, sage: Ja!

Ja! lallte das Kind. Ja, arme Frau!

Marie schwieg. Sie hatte die Hände gefaltet, und blickte dankend zum Himmel empor. Dann strich sie wieder das Haar von der Schläfe ihres Kindes fort, und küßte die Narbe, und murmelte leise: Er hat mir vergeben! Lebe wohl mein Sohn, lebe wohl!

Wohin gehst Du? fragte das Kind.

Dorthin! sagte sie, indem sie feierlich den Arm gen Himmel erhob.

Jetzt hörte man ein ängstliches Rufen: Wo bist Du, mein Sohn, wo bist Du?

Hier, Mama, hier! rief das Kind.

Die Pflegemutter des Knaben kam hastig um die Ecke des Hauses gerannt. Marie wollte aufstehen und sich entfernen, aber sie hatte ein Gefühl, als ob eine Wolke über ihren Augen hing. Ihr Kopf sank schwer auf ihre Brust, ein lautes Röcheln drang aus ihrer Brust, dann

fühlte sie wieder diesen heißen Gluthstrom, der aus ihrer Brust in den Mund empor stieg.

Diesmal konnte sie es nicht zurückdrängen, es floß in einem hellen Strahl über ihre Lippen, und ergoß sich mit seiner dunkelrothen Gluth über den flimmernden Schnee.

Sieh, sieh, wie schön! jauchzte das Kind in seine Hände klatschend.

Die Frau aber rief entsetzt nach Hülfe, und bald stürzten die übrigen Bewohner des Hauses und die Nachbarn herbei, um mit neugierigen Fragen und verwunderungsvollen Ausrufungen dieses arme zusammengesunkene, blutende Weib zu umgeben.

Sie hatte die Besinnung nicht verloren, ihr Auge war geöffnet, und blickte ernst und fest umher. —

Ein Arzt, da kommt ein Arzt, murmelten die Leute, und ein Mann drängte sich durch die Menge, und beugte sich zu ihr nieder, um sie prüfend zu betrachten.

Sie hat einen Blutsturz gehabt, sagte er zu den Umstehenden.

Marie flüsterte leise: es war nicht das erste Mal, und wird nicht das letzte Mal sein.

Du hattest das schon öfter? fragte der Arzt.

Sie nickte mit dem Kopfe. Dann ist es gefährlich, murmelte der Arzt, und wir müssen eilen, sie auf ein Lager zu bringen.

Hast Du eine Wohnung, mein Kind, kannst Du mir sagen, wohin ich Dich bringen soll?

Sie nannte leise die Wohnung ihrer Mutter.

Dahin also, sagte der Arzt. Ich werde Dich selbst dahin fahren.

Und er winkte einigen der Umstehenden, sie aufzuheben, und zu seinem Wagen zu tragen. „Faßt sie leise und behutsam an," sagte er, „recht vorsichtig, nicht zu rasch, damit die Erschütterung das Blut nicht wieder in Bewegung setzt. Noch ein solcher Blutsturz und sie ist rettungslos verloren."

Marie hatte die Augen geschlossen, aber sie mußte den Arzt wohl verstanden haben, denn ein schwaches Lächeln umspielte plötzlich ihre Lippen.

XVIII.

Versöhnung.

Vor der niedrigen Wohnung des armen Tischlers Karl hielt eine glänzende Equipage. Die Nachbarn steckten die Köpfe zu den elenden Fenstern heraus, erstaunt über diese ungewöhnliche Erscheinung in ihrer ärmlichen Straße, noch mehr aber erstaunt, als sie jetzt einen Herrn mit einem kleinen Knaben auf dem Arm aus dem Wagen steigen sahen. Der Herr fragte nach der Wohnung des Tischlers Karl, und sogleich waren einige „theilnehmende Freunde“ bereit, ihn in das Haus zu begleiten. Bernthal winkte ihnen aber zurückzubleiben, und öffnete leise, ohne anzuklopfen, die Thür zu der Wohnung des Tischlers.

Karl war rastlos thätig, wie immer, und heute, wie alle Tage arbeitete er an einem Sarge. Rings um ihn her waren Särge jeder Art und Größe aufgestellt, und er war jetzt an diesem Sarge beschäftigt, der in der Mitte des Zimmers stand, und den er mit bleiernen Verzierungen und schwarzen Florschleifen gar prächtig dekorirte. Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er Bernthal nicht

eher bemerkte, als bis dieser ihn mit lauter Stimme bei seinem Namen rief. Dann blickte er empor, aber mit jenem kalten, theilnahmslosen Blick, der deutlicher als alle Worte bewies, wie gleichgültig ihm Alles sei, was um ihn her vorgehe. Er gab sich nicht einmal die Mühe, dem Fremden in's Angesicht zu schauen. Er sah nur einen Herrn mit einem Knaben an der Hand, was kümmerte es ihn weiter?

Suchen Sie sich aus, mein Herr, sagte er, mit dem Kopfe nach den Särgen hindeutend, es ist, wie Sie sehen, viel Vorrath da, vornehme und geringe Särge, klein und groß, wie Sie's haben wollen. Sehen Sie sich alle an.

Und er arbeitete ruhig weiter. Bernthal hatte ihn einst gekannt, und kaum hätte er in diesem gebeugten, stillen Mann mit den gramdurchfurchten Zügen den frischen, thatkräftigen und von Leben und Gesundheit strotzenden Jüngling wieder erkannt, der er damals gewesen. Und dieses auch war seine Schuld. Sein Verbrechen war es gewesen, welches das arbeitsame und demüthige Leben dieses Mannes aus dem Volke seiner einzigen Blüthe, seines einzigen Schmuckes beraubt hatte, um ihn sich für eine kurze Stunde an die Brust zu stecken, und dann nichtachtend bei Seite zu werfen.

Mit theilnehmenden Blicken betrachtete er den armen Tischler Karl, der ruhig weiter arbeitete, und sich gar nicht weiter um seinen Besuch kümmerte.

Ihr haltet wohl ein ganzes Sargmagazin? fragte Bernthal endlich, um doch mit irgend einer Frage die Aufmerksamkeit des Tischlers auf sich zu lenken.

Ja, mein Herr, wie Sie sehen, ein Sargmagazin! Und Karl arbeitete ruhig weiter.

Aber dies ist, wie mich dünkt, eine sehr traurige Beschäftigung!

Karl schüttelte verneinend mit dem Kopf. Nicht traurig für mich. Wer sich in den Sarg legen kann, ist glücklich. Ich beneide Jeden, der einen meiner Särge bedarf.

Und wie ich sehe, schlaft Ihr auch in einem Sarge, sagte Bernthal, auf dieses Lager in der Ecke des Zimmers hindeutend.

Ja, ich schlafe in meinem Sarge. Sie sehen daran, daß meine Arbeit haltbar ist. Haben Sie sich schon einen Sarg ausgewählt, mein Herr?

Ich bin nicht gekommen, um einen Sarg auszuwählen.

Nicht? Und weshalb denn? fragte Karl, indem er den Hammer hinlegte, und dem Fremden in's Angesicht schaute. Und jetzt mußte er ihn erkannt haben, denn er zuckte, wie in tiefem Schreck, zusammen und seine Stirn zog sich in finstere Falten.

Ich bin gekommen, sagte Bernthal feierlich, um Sie an die Vergangenheit zu erinnern.

Ich will nichts davon hören! rief Karl wild, und er faßte wieder nach dem Hammer, und schlug damit so heftig auf die Sargnägel ein, daß die Wände dröhnten, und die aufgestapelten Särge zitterten.

Bernthal trat zu ihm hin, und hielt seinen Arm fest. Ihr sollt mich hören, sagte er mit überlegener Ruhe, denn ich komme, Euch von Marien zu sprechen.

Ist sie todt? fragte Karl erbleichend.

Nein, sie lebt.

Dann habe ich nichts zu schaffen mit ihr! Lassen Sie mich! Gehen Sie hinaus, Herr, Ihr Anblick macht mich rasend! Sie haben sie mir gestohlen, Sie haben Sie verblendet mit Ihrem Gelde, und um Ihre jämmerlichen Schätze hat sie Ihnen ihre Unschuld und ihre Jugend verkauft! Gehen Sie fort, es schaudert mir vor Ihnen, wie vor einem Räuber und Mörder!

Bernthal legte sanft seine Hand auf Karls Schulter, und als er dann sprach, war in seinem ganzen Wesen eine so erhabene und feierliche Ruhe, daß Karl sich unwillkürlich davon ergriffen und beschwichtigt fühlte.

Mein Freund, sagte Bernthal, Ihr nennt mich einen Räuber und Mörder, und in der Zerknischung meines Herzens will ich nicht suchen mich in Euren Augen zu rechtfertigen. Das Gebäude meines Stolzes, es ist dahin, es ist zusammengesunken, und ich beuge mein Haupt und demüthige mich. Und nun hört wohl zu, was ich sagen will. Ihr nennt Marie eine schamlose, freche Dirne. Ich aber schwöre Euch, daß sie niemals aufgehört hat, Euch zu lieben. Ihr lacht! Mann, ich sage Euch, ich spreche die Wahrheit! Wäre Eure Tugend minder stolz, Eure Liebe minder hart gewesen, hättet Ihr Erbarmen gehabt mit ihrer Jugend, ihrer Unschuld, ihrer Unerfahrenheit, so würdet Ihr sie errettet und entsühnt haben. Aber Ihr machtet es wie alle Tugendhaften, Ihr wart erbarmungslos und grausam, Ihr stießet sie mit dem Fuße von Euch, Ihr triebt sie zur Verzweiflung und zum Verbrechen! O, geht mir mit Eurer strengen Tugend, Ihr habt damit viel

Unheil angerichtet. Wie viel hat dieses arme Mädchen um Euch gelitten!

Und ich? Habe ich nicht auch gelitten? Seht mich an! Seht, meine Haare sind grau geworden, und mein Rücken ist gebeugt, der Kummer um sie hat's gethan! Sehen Sie sich um in dieser traurigen Wohnung, ich lebe zwischen Särgen, ein lebendig Begrabener. Sie hat mein Herz getödtet, neben ihrem Kinde hat sie's eingescharrt!

Dann mag es wieder lebendig werden, wie ihr Kind es geworden ist.

Was wollt Ihr damit sagen?

Ich will damit sagen, daß Ihr die arme Marie mit Unrecht eine Mörderin nennt, denn ihr Kind lebt und steht vor Euch.

Und er führte den Knaben, welcher bis jetzt lächelnd zwischen den Särgen gespielt hatte, zu Karl hin.

Das ist Mariens Sohn?

Er ist es!

Sie hat ihn also nicht ermordet?

Ihr wißt, das Niemand sie überführen konnte. Man klagte sie an, weil man wußte, daß sie geboren hatte, und weil ihr Kind verschwunden war. Aber sie war unschuldig. Man hatte ihr, während sie betäubt, sinnlos auf ihrem Lager lag, das Kind geraubt. Aber der, welcher dies that, hatte wohl ein Recht auf dieses Kind, denn es war sein eigener Vater.

Sie? Sie konnten so grausam sein, Marien einer That anklagen zu lassen, von der Sie wußten, daß sie nicht schuldig war? Sie konnten es dulden, daß man

ihren Namen schändete, daß man mit Fingern auf sie wies, daß man sie verhöhnte, und mich, oh auch mich, so tief verhöhnte?

Fragt mich nicht, warum ich's that, sagte Bernthal. Denkt nur daran, daß Marie keine Mörderin ist.

Marie ist keine Mörderin, murmelte Karl.

Marie liebt Euch, und ihre Seele sehnt sich nach Euch, wie nach einem Erlöser. Geht also hin zu ihr, nehmt sie auf in Euerm Herzen, diese reuige Sünderin, und die, welche Ihr eben eine Verbrecherin nanntet, werdet Ihr dereinst noch als den Engel Eures Glückes segnen.

Nein, nein! Mariens Kind lebt, und es ist Ihr Kind! Sie sind sein Vater!

Und es wird bald eine Waise sein! Forscht nicht nach meinem Schicksal! Ich sage Euch, vor Euch steht ein Mann, der nicht zu Euch gekommen wäre, wenn er nicht mit dem Leben abgeschlossen hätte, und, wie die Sterbenden thun, sein Testament machen wollte! Ich hinterlasse Euch diesen Knaben, und Ihr sollt aus ihm einen braven Arbeiter machen. Hier ist sein Vermögen. Es sind nur zweitausend Thaler, aber es bedarf nicht mehr, um ihn vor Mangel zu schützen.

Nimmermehr! rief Karl heftig, ich nehme kein Geld von Ihnen.

Auch habe ich nicht gewagt, Euch Geld anzubieten. Dieses Geld da ist das kleine Erbtheil meines Sohnes, und Ihr habt nicht das Recht, es ihm zu entziehen. Und jetzt, mein Freund, kommt, ich führe Euch zu Marien.

Karl schüttelte zögernd den Kopf. Dies kann nicht sein,

murmelte er. Ich habe zu viel um sie gelitten, und meine Jugend und mein Glück ist auf immer verloren. Und dennoch, — wenn ich bedenke, daß sie keine Mörderin ist, und daß sie hier war, um mich mit so demüthigen, zitternden Worten um Vergebung zu flehen, und ich sie doch hart und rauh in zorniger Liebe von mir stieß, wie einen Hund, der sich zu unsern Füßen windet. — Ja, ich will zu ihr gehen, und wär's auch nur, um ihr ein friedliches Lebewohl zu sagen.

Und um ihr zu verkünden, daß Ihr Mariens Sohn in Eure Obhut nehmt, sagte Bernthal, indem er Karl den Knaben hinreichte, und ihm zum Wagen voran schritt. —

Lautes Jammern und Schreien tönte ihnen aus der Wohnung der Frau Welmers entgegen, vor welcher Bernthal und Karl jetzt mit dem Knaben standen; Karl, leichenblaß und zitternd, als sei er gekommen, sein Urtheil zu empfangen, und dennoch freudig bewegt, als gelte es, ein schönes, lange beweintes Glück wiederzufinden. Wie? sagte Bernthal, lauschend stille stehend. Ich höre nur der Alten Stimme, nicht die Mariens! Sollte sie nicht, wie sie mir sagen ließ, hierher gegangen sein?

Und er öffnete mit einem raschen Druck die Thür. Sie traten ein. Niemand bewillkommnete sie, Niemand achtete auf sie. Aber das Klagegeschrei tönte fort und fort, und als ihre Augen sich an die Dunkelheit dieses elenden Raumes gewöhnt hatten, sahen sie erst das alte Weib, welches auf der andern Seite des Gemaches auf ihren Knieen lag vor diesem jammervollen, mit Stroh gefüllten Lager, und in herzzerreißendem Wehegeschrei ihre Arme

gen Himmel streckte, nicht aber, um zu beten, sondern um zu fluchen, um Gott und die Menschen, die Welt und sich selber zu verwünschen in ihrem verzweiflungsvollen Schmerz.

Und was war dies für eine Gestalt, welche da lang ausgestreckt bewegungslos auf dem Boden lag?

Ihr Antlitz war blaß und durchsichtig, lange Streifen ihres aufgelösten schwarzen Haares fielen hier und da über ihre farblosen Wangen auf den Busen herab, den kein Seufzer mehr bewegte. Ihre geschlossenen Augen, ihre nur von einem matten, bläulichen Schein gefärbten Lippen, ihre regungslose Lage, die marmorne Ruhe ihrer Züge, Alles verrieth, daß die „Ruhelose, Schwerbeladene" die Last des Lebens abgeworfen, und Ruhe gefunden, dort, wo für sie allein Ruhe zu finden war, — im Grabe.

Ist sie todt? fragte Bernthal erschüttert.

Die Alte blickte empor. Ja, todt! kreischte sie. Todt haben sie mir mein armes Kind in's Haus gebracht. Todt ist meine schöne Marie! Sie hätte das prächtigste und schönste Mädchen in ganz Berlin sein können, sie hätte ihre Mutter reich und glücklich machen können, aber sie hat's nicht gewollt. Sie ist immer grausam gegen ihre arme Mutter gewesen, und auch jetzt so grausam, ach so grausam, zu sterben, ohne Abschied zu nehmen, ohne mich noch einmal anzusehen, ohne mir zu vergeben, nicht einmal die Hand mir zu reichen, und zu mir zu sagen, wie sie's als Kind gethan: liebe Mutter! — Ach es ist grausam, so grausam, ganz allein zu sein!

Karl hatte sich mit dem Kinde im Arm dem Lager genähert. Er blickte lange in dieses starre, kalte Ange-

sicht, das er einst so jung und so schön gesehen, auf diese tiefen Furchen, welche Gram und Leid durch ihre Züge gezogen, noch ehe das Alter gekommen, es zu thun; er sah auf diesen Mund, auf welchem der Tod ihr letztes schmerzlich verächtliches Lächeln versteinert hatte, und der einst für ihn so holde und liebliche Worte gesprochen. Und jetzt überwältigte ihn die Rührung. Er sank nieder an ihrem Lager, und indem er ihre kalte Hand nahm, und sie auf die Stirn ihres Sohnes legte, sagte er mit lauter, feierlicher Stimme: Marie, Du kannst mich nicht mehr hören, aber ich spreche doch zu Dir! Deine Schuld ist gesühnt, der Tod hat uns versöhnt, und obwohl Du gestorben bist, wirst Du ewig in meinem Herzen leben, und ich werde Dich segnen an jedem Abend und an jedem Morgen! Dein Sohn soll mein Sohn sein, und einen braven Arbeiter will ich aus ihm erziehen, damit Du da oben Freude an ihm habest, an ihm und an mir! Das schwöre ich!

Die Alte heulte noch immer; das Kind schmiegte sich scheu und ängstlich an Karls Brust, welcher sich jetzt über die Todte beugte, und ihr den letzten Abschiedskuß auf die Stirn drückte.

Bernthal stand mit verschränkten Armen und sah tief erschüttert auf diese Gruppe.

Marie, flüsterte er leise in sich hinein, ich bin Schuld an Deinem Tode gewesen, und an der Qual Deines Lebens, aber Du wirst gerächt werden!

Er wandte sich ab, und verließ unbemerkt die Stätte des Todes.

XIX.

Gestorbene Liebe.

Prinzessin Louise hatte sich seit ihrem letzten Begegnen mit Adrian bei der Fürstin Mutter krank melden lassen, und hielt sich streng zurückgezogen in ihren Zimmern. Niemand durfte bei ihr sein, außer ihrer vertrauten Hofdame.

Sie wollte Niemand sehen, Niemand sprechen, bevor nicht ihr Geschick entschieden war, bevor sie nicht wußte, ob Adrian das Unternehmen, welches ihre und seine Ehre von ihm forderte, mit dem Leben büßen, oder ob er ungefährdet zu ihr zurückkehren würde.

Und kehrt er zurück, sagte sie zur Comtesse Ernesta, kehrt er siegreich zurück, dann, Ernesta, bin ich sein auf alle Ewigkeit, und wohin er befiehlt, dahin gehe ich, und was er wünscht, das vollführe ich, denn dann will ich nichts mehr sein, als sein demüthiges, gehorsames und liebendes Weib! Ihn glücklich zu machen, das soll mein einziger Ehrgeiz sein! Ich habe keinen andern! Ich würde das beklagenswertheste Geschöpf der Erde sein,

wenn ich mein Haupt mit einer Königskrone belasten müßte, und ich werde das glückseligste Weib sein, wenn man mir gestattet, in bescheidener Stille und zufriedener Ruhe mit meinem Adrian zu leben.

Wie aber, Hoheit, wenn man es Ihnen nicht gestattet? Wenn der Wille Ihrer fürstlichen Mutter unbeugsam ist?

Ich werde ihn beugen, Ernesta, denn auch ich habe einen Willen. Den Willen, glücklich zu sein, und meinen Antheil zu fordern an der Freude des Daseins. Will meine Mutter Adrian nicht ihren Sohn nennen, wohlan, so verstößt sie damit auch mich, und er wird dann nicht nur mein Geliebter, er wird auch mein Bruder, mein Vater, meine ganze Familie sein, und an seine Brust werde ich mich legen, alles Andere vergessend, nichts beklagend, nichts wünschend außer seiner Liebe.

Sie war von einer wunderbaren Schönheit, als sie so sprach. Ihre Augen flammten, ihr Gesicht strahlte von Entschlossenheit und Energie; die Begeisterung einer edlen Seele leuchtete von ihrer klaren Stirn.

Die Portière öffnete sich, und der eintretende Lakai reichte der Comtesse ein zusammengefaltetes Papier dar, indem er ihr leise einige Worte zuflüsterte.

Ein Billet für Ew. Hoheit, sagte Ernesta. Der Herr, welcher es gebracht, will sich durchaus nicht abweisen lassen. Er wartet im Vorzimmer.

Louise hatte das Papier geöffnet und blickte starr auf dasselbe hin. Sie war blaß geworden, und ein Zittern durchflog ihre Gestalt. Sie winkte dem Diener, hinauszugehen, und sank dann, ganz zerbrochen, ganz überwältigt

auf den Divan zurück. Aber dies dauerte nur einen Moment, dann richtete sie sich stolz und kalt empor, und sagte zu der Gräfin: Dieses Billet ist vom Baron Bernthal. Er verlangt mich sogleich zu sprechen, und zwar ohne Zeugen.

Und Sie wollten, Hoheit —

Ich will thun, was ich nicht verweigern darf! Gehe also, Ernesta, und sage ihm, daß ich bereit bin, ihn zu empfangen.

Eine Minute später trat Bernthal in das Boudoir der Prinzessin. Sie erwiederte seinen stummen Gruß mit einem schwachen Neigen des Kopfes, und deutete stumm auf einen Sessel neben sich hin. Bernthal schüttelte abwehrend das Haupt.

Nein, sagte er, ich will Sie nicht beleidigen durch meine so unmittelbare Nähe, denn es könnte sein, daß noch etwas von Leichenduft und Verwesung an mir haftete. Ich komme eben vom Bette einer Todten.

Louise fand nicht die Kraft, etwas zu erwidern. Sie blickte nur fragend zu Bernthal empor, der mit verschränkten Armen, sie streng beobachtend, vor ihr stand.

Louise, sagte er nach einer langen Pause, man sagt mir, daß Sie den König August heirathen werden. Ist das wahr?

Nein, sagte sie fest, ich habe geschworen, niemals die Gattin dieses Greises zu werden, und ich werde Wort halten.

Selbst wenn Ihre Mutter es befiehlt?

Selbst wenn sie es befiehlt.

Es ist die Liebe, welche Ihnen diesen Muth giebt, nicht wahr? Sie lieben den Prinzen Adrian.

Ja, rief sie stolz und freudig, ja, ich liebe ihn!

Armes Kind! Und fürchten Sie nicht den Zorn Ihrer Mutter? Wird sie nicht, um Sie von ihm zu trennen, dem Prinzen die Geschichte Ihrer Vergangenheit erzählen?

Er kennt sie! sagte sie mit einem köstlichen Lächeln. Er weiß Alles, und er hat mir verziehen.

Sie haben ihm Ihre Vergangenheit erzählt?

Ich that es.

Eine Pause trat ein, Bernthal ging hastig einige Male im Zimmer auf und ab, und seine Lippen murmelten leise Worte, welche Niemand verstand, während Prinzessin Louise gesenkten Hauptes, die Hände im Schooß gefaltet, in schmerzlichem Schweigen den flüsternden Stimmen ihres Innern horchte.

Plötzlich blieb Bernthal vor ihr stehen und nannte leise ihren Namen. Sie richtete das Haupt empor und sah ihn an. Ihre Augen begegneten sich und wurzelten fest in einander.

Louise, fragte er endlich, und jetzt war seine Stimme weich und zärtlich, wie in den Tagen des Glückes, Louise, haben Sie mich einst geliebt?

Ja, Alexander, mit Jauchzen und Entzücken, mit Schmerzen und Verzweiflung habe ich Sie geliebt!

Dann gedenken Sie jener Tage, Louise, und vergeben Sie mir. Ich beuge mein Haupt! Ich habe an Ihnen gesündigt und mit Ihrem Glück ein frevelntliches Spiel

getrieben. Glauben Sie mir, Louise, die Vergeltung ist über mich gekommen. Vergeben Sie mir.

Sie reichte ihm unter Thränen lächelnd ihre beiden Hände dar. Ich vergebe Ihnen, Alexander, und möge Gott Sie glücklich machen.

Er drückte ihre Hände an seine Lippen und legte sie einen Moment auf seine brennenden Augen. O, Louise, sagte er dann, ist's nicht traurig im Leben? Zwei Menschen, die sich einst geliebt, stehen sich hier gegenüber, und ihre Herzen sind erkaltet, und ihre Lippen sind stumm geworden. Pfui über das Leben, wenn die heiligsten Gefühle sterben können und uns als wandelnde Leiche umhergehen heißen! Aber genug mit diesen Empfindsamkeiten! Ich bin gekommen, um Ihre Fesseln zu lösen, Louise, freiwillig und ohne Zwang sie zu lösen. Sie sind frei!

Und indem er ein kleines Kästchen aus seinem Busen hervorzog und es der Prinzessin darreichte, fuhr er fort: Hier sind Ihre Briefe, Louise, alle, ich behielt nicht Einen zurück.

Die Prinzessin nahm das Kästchen, und dann, von tiefer Rührung ergriffen, bedeckte sie sich das Gesicht mit den Händen und weinte laut.

Louise, sagte Bernthal nach einer Pause, ich muß Sie jetzt verlassen, denn Sie wissen, meine Stunden sind gezählt, und ich habe noch viel zu thun. Leben Sie also wohl.

Er wandte sich um, und näherte sich langsam der Thür.

Die Prinzessin sprang auf und eilte ihm nach. Wie soll ich Ihre Worte deuten? fragte sie in athemloser

Spannung. Das, was Sie beabsichtigten, darf nicht sein. Ich dulde es nicht! Sie haben Alles wieder gut gemacht, Alles gesühnt. Die Rache ist getilgt, wir haben uns Beide vergeben, und nicht das Blut soll entscheiden. Nein, nein, schütteln Sie nicht das Haupt. Sie werden mein Flehen hören, Sie werden Erbarmen haben mit meiner Angst.

O, sagte Bernthal mit einem wunderbaren Ausdruck, fürchten Sie nichts, Louise. Sein Leben ist nicht durch mich gefährdet.

Sie sah ihm fragend in die Augen, als wollte sie in denselben seine tiefsten Gedanken lesen. Vielleicht errieth sie, was in dem Innersten seiner Seele sich bewegte, denn sie sagte auf einmal fest und entschlossen: Dieses Duell darf nicht stattfinden!

Dieses Duell wird stattfinden!

Sie wollen sich also morden?

Wenn ich das wollte, bedürfte es nicht des Prinzen Adrian. Aber hören Sie jetzt meine Worte, Louise. Als ich gestern in der Verzweiflung eines bittern Schmerzes erkannte, daß das Leben für mich hinfort eine unerträgliche Last, eine widerliche Bürde sei, welche ich abwerfen müsse, da erschien mir der Prinz Adrian als ein vom Himmel gesandter Bote, welcher kam, mein Leben von mir einzufordern. Ich werde es ihm geben. Fürchten Sie also nichts für Ihren Geliebten und denken Sie auch nicht, daß ich so großmüthig bin, sterben zu wollen, um der Ehre des Prinzen genug zu thun! Ich will sterben, weil ich genug gelebt habe.

Die Prinzessin legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihm fest in die Augen. Wollen Sie sterben, weil Sie hoffnungslos zu lieben glauben?

Ja, hoffnungslos.

Dann leben Sie! — Lucinde —

Still von ihr. Ich sprach von einer andern hoffnungslosen Liebe, von meiner Tochter.

Sie haben eine Tochter?

Ich hatte eine Tochter! — Leben Sie wohl, Louise! —

Nachdem Bernthal die Prinzessin verlassen, begab er sich durch den Korridor nach dem andern Flügel des Hôtels und ließ bei der Fürstin Mutter um eine Audienz nachsuchen.

Die Antwort war: Ihre Hoheit sei für den Augenblick mit dem eben angekommenen Fürsten, ihrem Sohn, in ernsten Geschäften in ihrem Kabinet, bitte aber den Baron Bernthal, die Fürstin im Salon zu erwarten.

Dahin also begab sich jetzt Bernthal. — Der Salon war leer. Diese behagliche, durch Nichts unterbrochene Stille, welche Bernthal umgab, that ihm wohl. Er setzte sich auf einen der sammetnen Divans und das Haupt zurückgelehnt in die Kissen, überließ er sich den bittern und kummervollen Gedanken seiner Seele. — Plötzlich hörte er leise seinen Namen nennen, und als er sich umwandte, stand die Baronin Lucinde vor ihm.

Sie hatten sich seit jenem Tage, an welchem der Mordanfall auf Bernthal stattgefunden, nicht gesehen. Lucinde hatte ihn jeden Morgen, bebend vor Hoffnung, vor Lust und Sehnsucht in ihrem Salon erwartet, aber niemals

war er gekommen, und diese Schmerzen und diese Sehnsucht, diese Thränen, welche sie um ihn weinte, dieses Alles hatte nur dazu gedient, ihn ihr noch theurer zu machen, und die Liebe zu ihm immer tiefer in ihr Herz einzusenken.

Aber Lucinde war dennoch eine starke stolze Seele geblieben, die Liebe hatte ihr Herz getroffen ohne es schwach zu machen, und indem sie sich diesem neuen Gefühl hingab, ließ sie sich doch in dem edlen Stolz echter Weiblichkeit von demselben weder demüthigen, noch unterjochen. — Sie würde es sich selber niemals verziehen haben, wenn sie Bernthal mit einem Wort, mit einem Seufzer verrathen hätte, wie viel Thränen und Seufzer seine plötzliche Zurückhaltung sie gekostet, sie würde sich selber verachtet haben, wenn sie mit einem Worte, einem Blick ihn zurückzurufen gesucht hätte.

Es war daher mit einem heitern Lächeln und einem leichten Scherz, daß sie Bernthal jetzt entgegen trat, und ihm verkündete, daß sie auf Geheiß der Fürstin gekommen sei, ihm Gesellschaft zu leisten, bis die Fürstin selber erscheinen werde. Aber Bernthal verstand es, in dem Antlitz der Menschen zu lesen, und er las auf ihren kaum gerötheten Wangen, in ihrem trüben Blick, und dem schmerzlichen Lächeln ihrer Lippen, die geheime Geschichte ihrer schlaflosen Nächte und ihres so tapfer verborgenen Schmerzes. Aber nicht mehr gewahrte er dies mit dem Egoismus und dem Stolz früherer Tage, sondern mit hoffnungsloser Trauer, mit theilnehmendem Weh. —

Er trat ihr entgegen und reichte ihr seine Hand dar.

Ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde, sagte er. Ich sah Ihren Wagen vorfahren, als ich mich eben zur Prinzessin begab, und dies war der Hauptgrund, weshalb ich hierher kam. Ich wollte das Glück genießen, Baronin, Sie zu sehen.

Lucinde lachte. Bequem wie ein Morgenländer, sagte sie. Nur nach dem Glück verlangend, was zufällig auf Ihrem Wege blüht!

Oder ihm ausweichend und rauhe Pfade wandelnd, weil ich den Weg des Glückes nicht gehen darf! sagte Bernthal ernst.

O, in welchem schwermüthigen Tone Sie heute scherzen! rief sie mit einem mühsamen Lächeln.

Wenn man kommt, um auf lange Zeit Abschied zu nehmen, hat man das Recht, schwermüthig zu sein!

Abschied? Und auf lange Zeit? fragte sie, und wider ihren Willen verrieth ihre Blässe und der zitternde Ton ihrer Stimme ihr tiefes Erschrecken. Sie wollen uns also verlassen, Bernthal?

Ich muß es. Mein Dämon hat mich gerufen, Lucinde.

Und wohin?

Weiß ich es? In das Land der Ruhe vielleicht oder des seligen Träumens. Sicher aber nicht zu den Inseln der Glückseligkeit, denn meine Augen werden Sie nicht mehr sehen. Ich gleiche dem ewigen Juden der Sage. Von der Stätte, wo ich ruhen möchte, treibt mich mein Dämon empor und jagt mich weiter durch die Wüste des Lebens. O, es ist ein trostloses Jagen und Ringen, nirgends Frieden. Für mich, Lucinde, öffnet sich kein Para-

dies mehr. Der Engel mit dem flammenden Schwert treibt mich hinweg von der Pforte des Glückes, und ruft sein unerbittliches Wehe! Wehe! über den Verbrecher aus.

O, sagte sie mit einem vollen köstlichen Blick, Sie sprechen nur von Ihrem Dämon. Aber es wohnt auch ein Engel in Ihnen.

Lassen Sie diesen Gewalt über sich haben, und den Dämon vertreiben. Geben Sie Frieden mit der Welt, und das Glück wird sich Ihnen wieder nahen. Versöhnen Sie sich mit den Menschen.

Das will ich, und hier, Lucinde, der Beweis! Nehmen Sie dieses Kästchen; es enthält alle jene Papiere, nach welchen Sie begehrten, und welche die arme Marie für Sie von mir fordern sollte.

O, mein Gott! Sie wissen dies?

Und ich weiß auch, Lucinde, daß Sie, edel und großmüthig, wie Sie es immer sind, mich erretten wollten aus der Gefahr, welche mich bedrohte. Sie forderten nicht meinen Tod.

Ich? rief sie ganz überwältigt. Sie wissen also nicht, Bernthal, mit welchen Qualen und Thränen ich jenen übermüthigen Scherz, durch den ich mich verpflichtete, diese Briefe von Ihnen zu erlangen, gebüßt habe! O, mein Gott! Als ich jene Wette mit dem Fürsten einging, kannte ich Sie noch nicht. Damals wußte ich noch nicht, daß aus der Mitte dieser kleinlichen, schwachen und eitlen Männer, welche ich stets gewohnt war, zu meinen Füßen zu sehen, auch ein Mann zu mir heran treten könnte, nicht demüthig, wie die Andern es thun, sondern stolz und

mächtig, hoch emporragend über mir, und zu mir hernieder blickend mit dem mitleidigen Lächeln eines Heros. Und als ich ihn sah, da neigte sich meine Seele vor ihm, und zum ersten Mal fühlte ich mich unterjocht in der Demuth meines Herzens. Und ich sagte zu mir: „Ob die Menschen ihn hassen und ihm fluchen, was gilt das mir? ob sie ihn einen Verbrecher nennen, was habe ich darnach zu fragen? Die Gesetze von heute sind nicht die Gesetze von morgen, und was man heute als Sünde verdammt, wird morgen als Tugend gesegnet. Wenn Abgründe in seiner Seele sind, nun wohl, so müssen auch Höhen da sein, und wenn finstere Gedanken in seinem Herzen sind, so wohnt doch das Lächeln Gottes in seinem Angesicht.“ — Das Alles dachte ich, als ich Sie sah, Bernthal. — Werden Sie mir nun verzeihen, daß ich zu Ihren Feinden gehörte? Werden Sie es mir nun glauben, daß ich nichts wußte von diesem verbrecherischen Anschlag auf Ihr Leben? — O, mein Gott, Sie antworten mir nicht? Bernthal, muß ich Ihnen denn sagen, daß ich Sie liebe mit —

Mit jener Dankbarkeit, unterbrach sie Bernthal, mit welcher Galathea einst den Jüngling segnete, dessen Liebesinbrunst ihr steinernes Herz zum Leben erweckt, und es mit dem Feuer des Empfindens durchglüht hatte. Er liebte sie, und die ächte Liebe des Mannes ist stets von dieser göttlichen Kraft, daß sie das Herz des Weibes aus seiner Kälte erweckt, und es das Empfinden lehrt. Sie sind meine Galathea, und meine anbetende Liebe hat den Marmor Ihrer Brust belebt, — das ist Alles! — Mich

treibt der Fluch meines Daseins weiter, und meine eigene Schuld trennt mich von Ihnen. Leben Sie also wohl, Lucinde, und was Sie auch von mir hören mögen, bewahren Sie mir, ich bitte Sie darum, Ihr Mitleid. Ihr Auge ist rein und klar, und die Nebel der Vorurtheile umdüstern nicht Ihren Blick. Sie werden dies düstere Gewebe meines Lebens durchschauen, und wenn Sie dann finden, daß es ein jammervolles und elendes war, und daß ich zu den Verdammten gehöre, so werden Sie mindestens erkennen, daß nicht blos meiner eigenen Thaten Sünde, sondern fremde Schuld mich in's Verderben stürzte. Dies möge mir Ihr Mitleid sichern. Und wenn Sie hören, wie diese kalten, Tugend heuchelnden, Empfindung lügenden und doch so herzlosen egoistischen Menschen meinen Namen mit Schande und Verachtung überhäufen, so werden Sie denken: er war ein Sünder, aber er litt an den Sünden dieser Welt und seine Verbrechen waren die Schuld seines Schicksals! — Ach, ich höre die Stimme der Fürstin und ihres Sohnes. Ich kann sie jetzt nicht mehr sehen, es ist nicht genug von der Bitterniß meines Hasses mehr in mir, und ich könnte vielleicht so schwach sein, dieser übermüthigen Frau, welche mich zum Mindesten fürchtet, zu verrathen, daß ich nicht ganz ein Teufel bin. Geben Sie also dem Fürsten dieses Kästchen. Er wird darin nicht blos die Dokumente finden, welche sich auf meine Mutter und auf meine Geburt beziehen, sondern auch die Briefe, welche ihm Prinzessin Amande, seine erste junge Geliebte geschrieben, und um welche ihn die Herrschsucht seiner Mutter betrog.

Ich danke Ihnen, Bernthal, sagte Lucinde, ihm mit einem süßen Lächeln ihre Hand darreichend. Diese Briefe erleichtern mir meinen Plan. Der Fürst wird sehnsuchtsvoll zu dieser, im Grunde seines Herzens noch frisch und jung fortlebenden Liebe zurückkehren, und an der Seite seiner Gemahlin wird er den Muth gewinnen, der Herrschsucht seiner Mutter ein Ziel zu setzen.

Geben Sie ihm diese Briefe nicht ohne eine Bedingung. Knüpfen Sie daran die Forderung, daß er seine Einwilligung zu der Vermählung Louisens mit Adrian gebe.

O, diese habe ich so eben von ihm erhalten. Louise wird glücklich sein.

Und so wären denn alle diese trüben Wolken durchbrochen und das Glück wird am Ende kommen, die zerschlagenen Seelen zu heilen. Dies ist ein Trost für mich. — Leben Sie wohl, Lucinde!

Und wann, fragte sie, mit kaum unterdrücktem Weinen, wann kehren Sie zurück?

Wann ich zurückkehre? fragte er sinnend, und seine Augen hafteten mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf ihrem schönen, in Wehmuth und Schmerz zuckenden Angesicht.

Glauben Sie an ein Wiedersehen, Lucinde?

Ich glaube daran, weil ich darauf hoffe!

Nun denn, auf Wiedersehen also. Sei's, wo es sei. Auf Wiedersehen! —

Sein Kuß brannte noch auf ihren Lippen, seine Stimme zitterte noch in ihrem Ohr, — aber die Thür hatte sich schon hinter ihm geschlossen. Sie war allein. —

Als die Fürstin mit ihrem Sohne in den Salon trat,

fanden sie Niemand darin, als ein bleiches, ernstes Weib, in welchem die Fürstin kaum ihre sonst so rosige und lächelnde Lucinde wieder erkennen konnte.

Sie schritt mit dem Kästchen in der Hand kalt und stolz zu der Fürstin.

Hoheit, sagte sie, ich habe meine Wette nicht gewonnen, ich habe die Briefe nicht erobert. Baron Bernthal ist nicht ein Mann, den man besiegen kann, sondern der geschaffen ist, um zu herrschen! Sie wissen das, Frau Fürstin, und auch ich habe es jetzt erfahren. Aber ich bringe Ihnen dennoch diese Briefe und Dokumente, Bernthal sendet sie Ihnen.

Ist dies Wahrheit? rief der Fürst freudig. Kann dies sein? Dieser Fluch wäre endlich von meinem Leben hinweggenommen?

Alles danke ich Ihnen, Lucinde. O, was kann ich thun, um Ihnen meine grenzenlose Dankbarkeit, meine Anbetung zu beweisen? Sie wollen meine Liebe nicht, und mein heißestes Flehen haben Sie zurückgewiesen. Sagen Sie, was ich thun kann, um Ihnen zu vergelten.

Das Beste, was der Mensch auf Erden thun kann, ist dieses: nach dem Glück zu streben, für sich und für Andere. Streben Sie danach, mein Fürst. Lassen Sie zuerst Ihr Volk glücklich sein, und wenn Sie diese heilige Mission Ihres Fürstenstandes erfüllt haben, dann dürfen Sie sich die Genugthuung verschaffen, sich umzuschauen in der Welt nach Ihrem persönlichen Glück. Ich will Ihnen den Weg dazu zeigen.

Und welcher ist es, Lucinde?

Gehen Sie zur Prinzessin Amanda.

Lucinde! rief die Fürstin erglühend vor Erstaunen und Aerger. Sie wagen es —

Hoheit, unterbrach sie Lucinde, indem sie sich tief verneigte, das Wagniß war auf Ihrer Seite. Die Wahrheit zu unterdrücken, ist immer ein gewagtes Spiel.

Welch' eine Sprache ist das? Was bedeuten diese räthselhaften Worte? fragte die Fürstin.

Sie bedeuten: daß der Fürst in jenem Kästchen alle jene Briefe der Prinzessin Amanda finden wird, welche Ew. Hoheit statt des jungen Fürsten in Empfang genommen.

Amanda's Briefe! rief der Fürst. O, meine Mutter, Sie täuschten mich also, und diesmal wie immer, war ich nur ein Spielzeug in Ihrer Hand. Aber diese unwürdigen Demüthigungen sollen endlich die Bande zerreißen, mit welchen Sie mich fesseln möchten. Ich selber will der Herr meines Handelns sein.

Mein Sohn! rief die Fürstin erbleichend. Diese Sprache von Dir? Du weißt also nicht, wie ich Dich liebe?

Ich entsinne mich nur, Frau Fürstin, daß Sie mir diese Briefe geraubt haben, und mit ungerührtem Herzen die Thränen sehen konnten, welche ich um Amanda's Untreue weinte.

Lucinde öffnete das Kästcheu und reichte ihm die Briefe dar. Lesen Sie jetzt, Hoheit, wie treu sie Ihnen war.

Der Fürst nahm die Briefe, und indem er das Band zerriß, welches sie zusammenhielt, hafteten seine Blicke mit ungeduldigem Verlangen auf diesen Schriftzügen seiner Geliebten.

Lucinde sah es, und sagte mit einem schwachen Lächeln: Er wird zu ihr zurückkehren.

Dann wandte sie sich an die Fürstin, welche sprachlos vor Zorn, und nur mühsam einen lauten Ausbruch desselben zurückhaltend, in einen Fauteuil gesunken war.

Hoheit, sagte sie, ich bitte um meine Entlassung aus Ihrem Dienst! Ich beabsichtige eine Reise anzutreten.

Sie werden mich verpflichten, wenn Sie dies so bald als möglich thun, sagte die Fürstin kalt und schroff. Ich entlasse Sie mit Freuden aus meinem Dienst.

Fürst Friedrich, welcher sich immer noch mit den Briefen beschäftigte, hatte dennoch Lucindens Worten vernommen.

Sie wollen fort, Lucinde? fragte er. Wohin gehen Sie?

Wohin? sagte sie trübe. In die Welt hinaus, gleichviel wohin!

Der Fürst faßte ihre Hand und drückte sie innig an seine Lippen. Lucinde, ich fragte Sie vorhin, wie ich Ihnen dankbar sein könnte? Jetzt weiß ich es. Sie sollen sehen, daß ich Sie verstanden habe! Ich werde meinem Volk Freiheit und Ehre geben, und an demselben Tage, an welchem ich die Rechte des Volkes beschwöre, werde ich meinem Volke eine Fürstin, und mir, so Gott will, ein liebendes Weib in der Person der Prinzessin Amanda geben.

Und Prinzessin Louise? fragte Lucinde.

Wird an demselben Tage die Gemahlin des Prinzen Adrian!

Die Fürstin Mutter stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig zusammen.

XX.

Omar.

Es war spät am Abend. Der Gefangenwärter hatte so eben die Runde gemacht, und jede Zelle revidirt, um sich zu überzeugen, ob auch keiner der traurigen und schweigsamen Bewohner derselben, sich mit irgend einem frevelhaften Fluchtversuch beschäftige. — Omar hatte es wieder vergeblich versucht, diesen harten und grausamen Mann zu irgend einer Antwort, einer Erwiderung seiner hastigen und stürmischen Fragen zu erweichen. Unverbrüchliches Schweigen war das Gesetz des Hauses und der Gefangenwärter gehorchte ihm mit unerbittlicher Strenge. Omar, welcher wußte, daß nun bis zum anderen Tage kein Laut, kein Ton diese öde Stille seiner Zelle unterbrechen würde, setzte sich seufzend auf den hölzernen Schemel, welcher nebst einem elenden kleinen Tisch das einzige Ameublement seiner Zelle ausmachte, und hing seinen trüben und sehnsuchtsvollen Gedanken nach.

Plötzlich hob er den Kopf empor und lauschte. Ein ungewöhnlicher Ton hatte sein Ohr getroffen. Er hatte

den Laut menschlicher Stimmen, den Schall ferner Fußtritte gehört — es kam näher und näher, jetzt war es dicht vor seiner Thür. Er hörte in athemloser Spannung den Schlüssel im Schlosse sich drehen, — die Thür sprang auf, eine verhüllte Gestalt trat ein, — die Thür ward wieder verschlossen.

Bernthal! rief Omar, als der Eingetretene den Mantel zurückgeworfen. Bernthal! wiederholte er mit einem Ausdruck des Entsetzens, indem er sich abwandte.

Bernthal sah ihn ruhig und lächelnd an. Es ist nur eine kurze Frist, welche man mir zu einer Unterredung mit Ihnen verwilligt hat, sagte er, und auch diese konnte ich nur mit großer Mühe erlangen. Lassen Sie uns eilig sein und nicht mit unnützem Wortgefecht die kostbaren Minuten vergeuden. Sie hassen und verabscheuen mich?

Und kämen Sie, gleich dem Versucher, zu mir heran, und böten mir alle Schätze der Welt, damit ich Sie anbeten sollte, ich würde dennoch zu Ihnen sagen: Ich hasse Sie! Ich verabscheue Sie! Nicht um Ihrer frevelhaften Thaten willen, diese mögen Sie vor Gott und Ihrem eigenen Gewissen verantworten, aber ich verabscheue Sie, weil Sie selbst der Unschuld eines Engels nicht schonten, weil Sie selbst die reine und sonnenheitere Stirn Ihrer Tochter mit den dunkelen Zeichen Ihres Verbrechens befleckten! Weil Sie, in Folge eines infernalischen Planes, dieses junge Mädchen in Abgezogenheit und Stille, in gänzlicher Unerfahrenheit mit den Gebräuchen und Sitten der Welt, wie eine Einsiedlerin aufwachsen ließen, um eines Tages aus ihr ein um so bequemeres Werkzeug

Ihres Verbrechens zu machen. Oh, um eines schönen Tages vielleicht, wenn das Verbrechen an den Tag käme, es mit ihr zu machen, wie Sie es mir gethan, und auf Anna's Haupt die Schuld zu häufen, welche in Ihrer furchtbaren Schwere Sie zu Boden drücken sollte.

Und wer sagt Ihnen denn, daß sie dies nicht thut? fragte Bernthal ruhig. Wer sagt Ihnen denn, daß die endliche Erkenntniß meiner Schuld nicht eines Tages über mich kommen, und mich zerschmettern würde? Aber denken Sie nicht, junger Mann, daß dies eins jener weichmüthigen, jammervollen Reuegefühle ist, welches die feigen Menschen die Hände falten und wimmern läßt: ich will's nicht mehr thun! — Und hätte ich mein ganzes Leben noch einmal zu leben, ich würde denselben Groll, dieselbe Verachtung gegen die Menschen empfinden, welcher mich heute durchglüht, ich würde von Neuem mich für ihre Kleinlichkeit, ihre Bosheit, ihre Hinterlist und Aufgeblasenheit zu rächen suchen, indem ich sie verwundete und strafte mit denselben Waffen. Wer das Elend und die Gemeinheit der Welt beherrschen will, der muß seine Waffen nicht aus dem Himmel, sondern aus der Hölle holen, und nicht mit Tugenden, sondern mit Lastern muß er die Menschheit bekämpfen. Ich hab's gethan, und dies bereue ich nicht! Aber ich sage Ihnen, Omar, nicht dies, was Sie als meine Hauptschuld verdammen, nicht dies ist es, was ich mein Verbrechen nenne. Es war eine That der Rache. Die beiden Kupfertafeln, welche Sie kennen, waren dazu bestimmt, eine fürstliche Familie, welche ich zu verabscheuen und zu strafen berechtigt bin, zu ver-

derben, indem ich sie an der Stelle angriff, an welcher die Menschen allein noch verwundbar sind, an dem Geldpunkt. Ich hatte ihre Familienbande zerrissen, ihre Ehre vernichtet, ihr Haupt mit Schmach und Schande gezeichnet, und dennoch gingen sie einher, lächelnd und mit heiterer Stirn, und die Welt huldigte ihnen. Es blieb mir nur noch übrig, sie zu züchtigen, indem ich ihnen den Nerv aller Macht, das Geld entzog, indem ich ihre Finanzen zerrüttete, und mit einem Staatsbankerott sie zur Verzweiflung trieb. Dazu waren jene beiden Platten bestimmt, die, wie Sie wissen, nach den Kassenscheinen des benachbarten Ländchens, dessen Herrscher Fürst Friedrich ist, gestochen waren. Es war mein letztes Mittel, aber ich hatte es noch nicht angewandt. — Dies Alles sage ich Ihnen, damit Sie mich nicht mit jenen gemeinen Verbrechern verwechseln mögen, welche in elendem Golddurst nur das kleinste Ziel ihrer eigenen Existenz vor Augen haben, und von dem Betrug nichts weiter verlangen, als ein wenig Wohlleben und materiellen Genuß. Oh, ich hatte ein großes Ziel. Nicht blos die Rache an dieser Fürstenfamilie, ein ganzes Volk wollte ich glücklich machen. Und wenn es mir gelungen, mit der Macht meines Geldes dieses Volk aufzustacheln zur Wuth, wenn sie diesen Fürsten, diesen Sclaven seiner Mutter, verjagt und ihre Ketten zerbrochen hätten, dann wollte ich den Thron meiner Väter besteigen, nicht um dieses Volk zu knechten, sondern um diese Heerde unmündiger Kinder zu freien, tapfern und großen Männern zu erziehen. Ich wollte mich an die Spitze stellen, nicht aus eitler Prunk-

sucht, sondern zum Wohle des Volkes, das ich zu einem freien und glücklichen machen wollte. — Dies, junger Mann, waren meine ehrgeizigen Pläne, und um sie zu vollführen, bedurfte ich der einzig entscheidenden irdischen Macht, des Geldes. — Ich ließ es prägen, als der Fürst der Zukunft. Wenn ich es gethan, nachdem ich den Thron bestiegen, wer würde mich dann getadelt, wer mir das Recht streitig gemacht haben, den Menschen dieses jammervolle, mit allerlei Figuren und Zeichen bekritzelte Papier hinzuwerfen und zu ihnen zu sagen: „Das ist Gold, das sind Schätze, nehmt dieses aus Lappen und Schmutz zusammen geleimte, kostbare Metall, nehmt dieses Papier und gebt mir dafür die Kraft Eurer Arme, die Gedanken Eures Geistes, gebt mir dafür Eure freien Menschenrechte, Eure Ehre, Eure Unabhängigkeit!“ — Wer, frage ich, würde mich getadelt haben, wenn ich gethan hätte, was alle Fürsten thun? — Ich wiederhole Ihnen, ich that es als der Fürst der Zukunft, und nur für diesen war das Geld, welches man in meinen Kellern finden wird, und die Kupferplatten bestimmt.

Sie wollen Ihr Verbrechen beschönigen, sagte Omar, mit stolzen Sophismen wollen Sie einen elenden Betrug zu einer großen That empor schwindeln. Mit den Jesuiten rufen auch Sie: Der Zweck heiligt die Mittel, und alle meine Verbrechen sind Heldenthaten in majorem dei gloriam! Aber erinnern Sie sich, daß der Fluch aller Zeiten dennoch diese Söhne Loyolas getroffen, und daß die erwachenden Völker das Morgenroth ihrer Freiheit immer mit der Vertreibung der Jesuiten gefeiert

haben! — Der Fluch Ihrer Sünde würde auch Sie getroffen haben, und das Volk, welches in seinem innersten Kern immer erhaben und edel handelt, das Volk würde sich geschämt haben, die Freiheit anzunehmen aus Ihren, von Verbrechen befleckten Händen!

Oh, wie jung sind Sie, und wie wenig kennen Sie das Volk, sagte Bernthal mit einem mitleidigen Lächeln. Aber sprechen wir nicht mehr davon. Auch Sie werden die harte Schule der Erfahrungen zu durchlaufen haben, und auch Sie werden zuletzt sagen: Das Volk ist weder edel noch groß! Es ist eine Heerde egoistischer Menschen, welche allein von ihrem Vortheil regiert werden, und der Eigennutz ist die Wetterfahne, nach welcher sich der Wind ihrer Gunst kund giebt! — Nichts mehr davon. — Es sind andere und heiligere Dinge, welche ich mit Ihnen zu sprechen habe.

Er schwieg und ging einige Male hastig in dem kleinen Raume auf und ab. Sein Gesicht war von einer erschreckenden Blässe, und seine Züge arbeiteten und kämpften in tiefer innerer Bewegung.

Ich wollte Ihnen von meiner Tochter sprechen, sagte er endlich leise, fast schüchtern.

Oh Anna! Armes unschuldiges Mädchen! rief Omar leidenschaftlich. Wie das Ideal meiner Träume standest Du vor mir, und nun —

Und nun? fragte Bernthal gespannt. Ist sie nicht fleckenlos und rein von aller Schuld?

Und dennoch wird die Stirn dieses Engels beschattet von dem Verbrechen ihres Vaters. Oh, Sie haben den

Frieden dieser reinen Seele getrübt, Sie haben sie um ihr heiligstes Gefühl, um ihre Kindesliebe betrogen.

Und ich? Habe ich denn nichts verloren? sagte Bernthal gedankenvoll und leise, wie zu sich selber. Habe ich nicht das Einzige verloren, was für mich noch Werth hatte? Sie war der Stern, welcher mir in der Nacht erglänzte. Der Stern hat sich mir verhüllt, — es ist Nacht. Ich will also hingehen und schlafen. — Nach einer schmerzlichen Pause fuhr Bernthal fort: Anna steht jetzt allein in der Welt. Sie hat mich aufgegeben, sie verabscheut mich. Es ist daher billig, daß ihre Zukunft nicht mehr umschattet werde von dem Bilde eines Vaters, den sie nicht liebt, sondern den sie verachtet. Sie wird mich niemals wieder sehen.

Und wer wird alsdann dieses junge Mädchen schützen? Wer wird sie bewahren vor der Welt, und ihre Unschuld sichern vor den heimtückischen Angriffen der Menschen?

Sie werden das thun, Omar!

Ich?

Anna liebt Sie, und ich weiß, daß Sie ihrer würdig sind. Zum letzten Mal nehme ich das Recht eines Vaters in Anspruch. Ich gebe Ihnen meine Tochter. Machen Sie sie glücklich!

Omar stieß einen Ausruf der Freude aus, und warf sich, dem ersten Drang seiner Empfindung nachgebend, an Bernthals Brust. Oh, sie soll glücklich sein, sagte er. Ich danke Ihnen die Seligkeit meines Lebens, und ich werde Ihnen die Wonne, welche ich eben empfinde, zu lohnen suchen, indem ich Anna glücklich mache. Oh,

Bernthal. Vergessen sei aller Zorn und alle Mißstimmung. Reichen Sie mir Ihre Hand. Kommen Sie! Lassen Sie uns fern von hier in ländlicher Stille und Einsamkeit leben, ein neues, anderes Leben. An dem Glücke Ihrer Kinder werden Sie sich aufrichten, und die holde und zauberhafte Nähe Anna's wird Ihre Seele läutern und Sie lehren die Vergangenheit mit all' ihren Abgründen und ihren Irrungen zu vergessen.

Bernthal schüttelte trübe das Haupt.

Und wenn ich vergessen könnte, sie würde es niemals. Sie würde immer den Flecken auf der Stirn ihres Vaters sehen. — Es ist besser, sich unter den Trümmern eines eingestürzten Tempels zu begraben als sich daraus eine elende Hütte zu bauen. — Ich habe Ihnen nur noch wenig zu sagen, mein Freund. Hier nehmen Sie diese Papiere. Dieser Brief hier ist an den Staatsanwalt und enthält ein genügendes Zeugniß Ihrer Unschuld und meiner Schuld. Ich beabsichtigte Anfangs, denselben Ihnen zur Besorgung zu übergeben, allein es mag besser sein, und schneller wirken, wenn ich dies selber thue. Ich werde also dies Papier wieder zurücknehmen. Dies Kouvert hier enthält alle auf Anna bezüglichen Papiere. Sie finden darin ihren Taufschein und ein Verzeichniß ihres Vermögens. O, fürchten Sie nichts. Anna darf sich nicht scheuen, dasselbe anzunehmen. Es haftet keine Schuld daran. Es ist das Erbtheil ihrer Mutter. Sie werden das aus den Dokumenten ersehen. — Dies Papier hier bitte ich Anna zu übergeben. Es ist mein Abschiedswort an sie, mein Segen ihrer Liebe. Und es mag eine Stunde kommen, wo sie ihrer Verachtung

vergessen hat, und nur noch der Liebe ihres Vaters gedenkt. Dann wird es ihr wohl thun, diese Zeilen zu lesen und zu wissen, daß ich sie niemals heißer und inbrünstiger geliebt habe, als in jener Stunde, wo sie zürnend mir gegenüberstand, der rächende Engel meiner Thaten. Oh, indem sie mich zerschmetterte, betete ich sie an. Ich segne sie mit allem Segen der Liebe. Sagen Sie ihr das. Oh — man kommt, die bewilligte Zeit ist abgelaufen. Leben Sie also wohl, mein Freund. Machen Sie meine Tochter glücklich. Ich fordere sie dereinst von Ihnen.

Ja, sie soll glücklich sein! rief Omar. Die Liebe hat diese göttliche Kraft, daß sie das Glück an sich festhält. Sie wollen mir Anna's Zukunft anvertrauen. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich dieses Vertrauens würdig zeigen werde; daß —

Still, man kommt. Kein Wort weiter, mein Freund. Ich rechne auf Sie. Sobald Sie morgen frei sind, gehen Sie zu Anna. Ihre Mutter hat meinen Bitten nachgegeben, und ist zu Anna zurückgekehrt.

Es ist die höchste Zeit! drängte der Schließer. Eilen Sie, ich kann nicht länger warten.

Leben Sie wohl, Omar!

Und soll Anna ihren Vater niemals wieder sehen?

Vielleicht!

Wo?

Dort oben! sagte Bernthal feierlich. Dann winkte er noch einmal einen Abschiedsgruß und die Thür schloß sich hinter seiner hohen majestätischen Gestalt.

XXI.

Schluß.

Der Morgen dämmerte bereits. Bernthal hatte die ganze Nacht mit dem Ordnen seiner Papiere und seiner Angelegenheiten hingebracht. Jetzt war Alles beendet. Sein Reisewagen stand fertig gepackt vor der Thür, der Diener hatte schon den Schlag geöffnet und wartete ungeduldig auf seinen Herrn, um mit ihm hinaus zu fahren in die Welt. — Dem Hôtelbesitzer und seiner Dienerschaft hatte Bernthal gesagt, daß er eine große Reise antreten wolle, und als sein entzückter Kammerdiener ihn um das Ziel seiner Reise fragte, antwortete Bernthal: Das Ende der Welt!

Jetzt, wie gesagt, war Alles beendet. Nichts hielt ihn mehr zurück, nichts nöthigte ihn zu längerem Verweilen. Und dennoch fühlte er sich wie gebannt an diesen Ort. Keine Stimme der Liebe bat ihn, zu bleiben, und dennoch war es die Liebe, welche ihn fesselte. Dort hinter jener Thür, dort war seine Tochter. Er hatte sie seit jener entsetzlichen Stunde nicht wieder gesehen, er hatte

sich geschworen, niemals wieder in ihr Antlitz zu schauen. Aber die Sehnsucht überwältigte ihn jetzt. — Leise öffnete er die Thür. Frau Walberg war schon aufgestanden; sie wußte, daß Bernthal verreisen wolle, aber sie hatte, Bernthals Wunsche gemäß, es Anna verschwiegen.

Bernthal reichte ihr die Hand und sagte weich: in wenigen Stunden werden Sie Ihren Sohn wiedersehen. Vergessen Sie in Ihrem Glücke meiner Tochter nicht. Seien Sie ihr eine Mutter. Und jetzt, ich bitte, lassen Sie mich einen Augenblick allein.

Frau Walberg verließ das Zimmer. Er schaute ihr nach, bis die Thür sich hinter ihr schloß; dann schlich er leise, hochklopfenden Herzens zu dem Lager seiner Tochter.

Da lag sie, nachlässig hingegossen, das Haupt seitwärts geneigt auf den weißen Arm, sanft athmend im friedlichen Schlummer. Und Bernthal stand und schaute zu ihr hin mit dem ganzen Stolz und dem Entzücken eines Vaters. Wie er jetzt daran dachte, daß er sie niemals wieder sehen, niemals mehr dem Klange ihrer silberhellen Stimme lauschen würde, da füllten sich seine Augen mit Thränen und ein Zittern durchflog seine Glieder. Die Rinde war geborsten, welche sein Herz so lange umschlossen, und endlich, überwältigt von Schmerz und Reue, sank der starke Mann wie zerbrochen an dem Lager seines Kindes nieder, und preßte bebend seine Hände an seine Lippen, um das laute Schluchzen, welches krampfhaft aus seiner Brust hervor kam, zu unterdrücken.

Anna lächelte im Schlummer und ihre Lippen flüsterten leise: Omar!

Dieser Laut weckte Bernthal aus seiner schmerzlichen Versunkenheit. Er richtete sich auf, und schüttelte die Thränen aus seinen Augen fort.

Nun noch einen letzten, einen unaussprechlichen Blick auf sein schlummerndes Kind, ein letzter leise gemurmelter Segen, — dann schritt er leise durch das Gemach, und ohne sich noch einmal umzuwenden, ging er hinaus. Er seufzte nicht, er klagte nicht, aber er preßte seine Hand fest auf sein Herz. Er hatte ein Gefühl, als ob eine Saite in seiner Brust zersprungen sei, als ob er eben sterbe.

Draußen auf dem verabredeten Platz in der Hasenhaide stand Prinz Adrian mit seinen Sekundanten und harrte seines Gegners.

Sie wollen durchaus in keinen Versöhnungsversuch willigen, mein Prinz? fragte einer der beiden Herren.

Nein, Herr Graf! Eine Versöhnung ist unmöglich. Ich verlange sein Blut.

Baron Bernthal ist berühmt als ein sehr siegreicher und gefährlicher Duellant. Niemand kommt ihm gleich im Gebrauch der Waffen.

Und meinen Sie, daß dies mich schrecken könnte? Gott ist gerecht, und meine Sache wird siegen, weil sie gut ist.

Sie haben uns den Grund Ihres Streites nicht entdecken wollen, mein Prinz, es wird daher in der That schwer sein, eine Versöhnung zu versuchen, und dennoch ist es unsere Pflicht, dies zu thun.

Ich bitte Sie, rief der Prinz ungeduldig, versäumen Sie diesmal diese Pflicht! Es ist ein Gottesurtheil,

welches hier entscheiden muß. Ach, dort kommt ein Wagen — er ist es!

Bernthal stieg aus, und als er jetzt mit festem und entschlossenem Schritt sich den Herren näherte, hatte sein Angesicht wieder seinen gewohnten stolzen und energischen Ausdruck angenommen. Er verneigte sich mit steifem Zeremoniell gegen die Herren, und indem er sich dann dem Prinzen gegenüber stellte, sagte er kurz: Ich bin bereit.

Sie kommen ohne Sekundanten, mein Herr?

Ich bedarf nicht eines solchen. Mein Bedienter hat meine Befehle, und wird sie ausführen. Falle ich, so wird er mich in meinen Wagen tragen, und statt eines lebendigen Menschen eine Leiche in die Welt hinausfahren. Das ist der ganze Unterschied.

Aber die angenommene Sitte verbietet ein solches Duell, sagte der Prinz. Einer dieser Herren wird die Güte haben müssen, Ihr Sekundant zu sein.

Bernthal nickte lächelnd, und Graf Loberg stellte sich an seine Seite.

Messen Sie die drei Schritte ab.

Sie wollen also durchaus meinen Tod? fragte Bernthal lächelnd.

Einer von uns muß fallen! rief der Prinz düster.

Sie haben Recht. Nur mein Blut kann eine Sühne sein. Aber wie, wenn Sie zu viel auf die Gerechtigkeit des Schicksals hofften? Ich sage Ihnen, in dieser Welt ist der Teufel mächtiger als Gott, und er liebt es, das Glück der Menschen zu zerstören. Wie, wenn Sie statt meiner fielen?

Keine Worte. Lassen Sie uns anfangen! rief der Prinz, heftig mit dem Fuß auf den Boden stampfend.

Bernthal lächelte. Wenn Sie so leidenschaftlich sind, werde ich ohne Zweifel siegen, denn ich bin ein sicherer, und wie Sie sehen, ein ruhiger Schütze.

Und indem er eine Pistole aus seiner Brust hervorzog, fuhr er fort: Sehen Sie dort den Vogel in der Luft? Es ist ein Habicht, welcher nach unschuldigen Tauben jagt. Sehen Sie, er steigt höher und höher auf. Jetzt schwebt er nur noch wie ein kleiner Punkt dort oben. Schauen Sie genau hin; ich werde diesen Habicht aus der Luft hernieder schießen.

Unmöglich! riefen die Herren.

Ich bitte, schauen Sie hin!

Unwillkürlich richteten alle drei das Haupt empor und blickten nach jenem dunkeln Punkte.

Ein Schuß knallte neben ihnen. Nun ein leises Aechzen, ein verhaltener Schrei.

Bernthal lag am Boden, bewegungslos, ein stolzes Lächeln auf den erstarrenden Zügen.

Der Wundarzt neigte sich über ihn. Er ist todt! sagte er. Die Kugel ist ihm gerade durch die Brust gegangen.

Aber wie war dies möglich? fragte der Prinz, welcher tief erschüttert neben der Leiche stand. Ob dies ein Zufall war, ob die Pistole sich selbst entlud?

Dann hätte sie durch den Kopf gehen können, sagte der Wundarzt. Um sich so zu treffen, mußte er das Pistol gegen sich selbst gerichtet haben.

Eine Viertelstunde später verließen zwei Wagen das Gehölz. Der eine fuhr nach Berlin zurück und enthielt Prinz Adrian mit seinen Sekundanten.

Der andere fuhr nach der entgegengesetzten Richtung. Der Postillon blies lustig in die Welt hinaus; der Bediente saß auf dem Bock. Darin im Wagen aber lag eine Leiche. Ein kaltes, stilles, ruhiges Angesicht, eine bewegungslose Gestalt. —

Sein letzter Befehl ward erfüllt. Man fuhr die Leiche ihres Sohnes zu dem Grabe seiner Mutter!